

A. 1478

Nordisches Archiv

vom Jahre 1806.

Herausgegeben

von

Johann Christoph Kaffka.

Erstes Bändchen.

Januar, Februar, März.

R i g a,
in der nordischen Kommissionshandlung.



Inhalt des ersten Bändchens.

J a n u a r.

Seite.

- | | |
|--|-----|
| I. Empfindungen am Geburtstage Alexanders des Ersten. s s s s s s s | 1. |
| II. Neueste Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande der vornehmsten Handelsplätze am schwarzen Meere. s s s s | 4. |
| III. Beitrag zur Charakteristik der französischen, österreichischen und russischen Heere. s | 14. |
| IV. Uebersicht der ehemaligen Theaterentreprise des Herrn Miré zu St. Petersburg. s | 33. |
| V. Gedanken bei dem gewaltsamen Ende eines Mannes, den Spielsucht zu Grunde richtete. | 36. |
| VI. Die Zurückkunft Alexanders. s s | 51. |
| VII. Anzeige der neuesten russischen Originalschriften und Uebersetzungen. s s s | 57. |
| VIII. Verschiedene Nachrichten. s s | 60. |
| IX. Theater-Notizen. s s s s | 66. |
| X. Brief aus St. Petersburg an den Herausgeber, einige theatralische Kritiken betreffend. | 70. |

F e b r u a r.

- | | |
|---|------|
| I. Neueste Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande der vornehmsten Handelsplätze am schwarzen Meere. (Beschluß.) s s | 77. |
| II. Blick auf Italien. Aus der Schreibtafel eines Reisenden. s s s s s | 99. |
| III. Etwas über den Begriff des Wortes Coquet. | 107. |
| IV. Welches sind die Grenzen zwischen den Ständen und öffentlichen Beamten im Staate? | 110. |

V.	Bemerkungen über China und die im Jahre 1805 dahin abgefertigte russische Gesandtschaft. Von Freigang.	Seite 112.
VI.	Unglückliche Seefahrt zweier Kurländer auf einem ungeheuer großen Eisstücke.	120.
VII.	Heroismus eines siebzehnjährigen Knaben.	123.
VIII.	Der Steinregen.	126.
IX.	Ueber die Bewunderung großer Männer.	138.
X.	Universitäts-Anstalten im russischen Reiche, und deren neueste Ereignisse.	145.
XI.	Auszug eines Schreibens aus St. Petersburg.	155.

M ä r z .

I.	Er und Sein Volk. Zur Feier der Thronbesteigung Alexanders I. Den 12. März.	157.
II.	Ausbreitung der Wissenschaften in Rußland.	159.
III.	Meine Promenade in Moskau, in den ersten Tagen des Jahrs 1806. Ein Schreiben an den Herausgeber.	178.
IV.	Die Gesellschaft Jesu in Rußland.	189.
V.	Merkantilische Nachrichten.	191.
VI.	Gewinnen die Häfen der Ostsee bei einem Seekriege zwischen England, Spanien und Frankreich?	194.
VII.	Einige Bemerkungen über die Mode und ihren Einfluß auf die Gesundheit.	197.
VIII.	Apologie des Krieges.	201.
IX.	Berichtigung über den Aufsatz: Etwas über den Begriff des Wortes Coquet.	209.
X.	Schreiben an den Herausgeber.	210.
XI.	Am Grabe des unglücklichen C.	218.
XII.	Anekdoten.	219.
XIII.	Neuigkeiten.	221.

V o r b e r i c h t.

Die bisherigen Theilnehmer und Freunde des nordischen Archiv's haben den schmeichelhaften Wunsch gegen mich geäußert, ich möchte statt der angekündigten Miscellen aus Rußland lieber das erste Journal nach seiner alten Benennung fortgehen lassen. Diesem Wunsch Folge zu leisten, erscheint hiermit das erste Heft des vierten Jahrganges dieser vaterländischen Blätter, von denen ich wünsche, daß die bisherigen Leser sie eben so nachsichtsvoll beurtheilen mögen, als anspruchlos ich selbe neben unsern berühmtesten Tageblättern erscheinen lasse. Diesem Journal noch mehr Mannigfaltigkeit und Abwechslung zu geben, sollen Auszüge aus den interessantesten Tageblättern Deutschlands, die neuesten Ereignisse unsrer an Begebenheiten reichen Zeit, zugleich mit den Tagesneuigkeiten Rußlands, Rezensionen hier im Lande erschienener Schriften (jedoch mit Bescheidenheit und Urbanität vorgetragen) in diesen Blättern aufgenommen werden. Beiträge nach diesem Plan werden unter der Adresse: an die nordische Kommissionshandlung zu Riga eingesandt und wie bisher gebührend honorirt.

K a f f k a.

Nordisches Archiv.

Monat Januar
1806.

I.

Empfindungen am Geburtstage Alexanders des Ersten.

(Den 12. December 1805.)

Dein Kaiser lebt, Ruthenien! sing Freudenlieder!
Bellonas Hand, die Ihn bedrohte, ließ
Dir deinen Schutzgott noch, gab dir den Vater wieder,
Um den dich bange Ahndung klagen hieß.

Er lebt! *) so tönt der Ruf am frohen Schöpfungstage,
Mit schnellem Zauberflug, von Ohr zu Ohr.

*) In der blutigen Schlacht bey Austerlitz am 2. December
(20. November a. St.) führte, wie bekannt, der Kaiser

Der Greis vergißt des Grams, der Jüngling hemmt
die Klage,

Ihr heißer Wunsch schwingt jubelnd sich empor.

„Gieb, Gottheit! gieb aus deiner reichen Segensfülle

„Ihm Muth und Kraft! mach Seiner Jahre
viel!

„Er sey die Zier des Throns, ein Freund der Frie-
densstille,

„Der Schutz des Volks, bis an das späteste Ziel!“

So flammt das Dankgebet der treuen Millionen,

Die Alexanders Scepter sich erfreun;

Und heiter sieht man, selbst von fremden Nationen,

Die Seine Huld gewann, Ihm Opfer weihn.

seine Garden selbst an. In Berlin, wo Alexander durch seinen humanen Charakter aller Herzen fesselte, verbreitete sich plötzlich die Nachricht: man habe im Gerümmel des Gefechts den Monarchen mehrere Stunden lang vermisst. Aengstlich sammelten sich auf den Straßen die guten Einwohner Berlins in Gruppen, harreten mit Ungeduld des kommenden Kouriers, und brachen endlich, da man die Botschaft seiner glücklichen Erhaltung erfuhr, in ein lautes und freudiges Rufen: „Er lebt! Gott sey Dank, er lebt!“ aus.

Wohl uns! wohl euch, die fern des Krieges Lasten
Drücken;

Er heut die Hand der Hülff euch jederzeit,
Den Unterdrückten beizustehn, sie zu beglücken,
Ist Er, der Menschenfreund, so gern bereit!

Er ehret das Gesetz, und sichert unsre Rechte
Mit unparthenisch scharfem Adlerblick;
Haßt Sklaverey und Folgsamkeit der Kettenknechte,
Liebt Seiner frohen Unterthanen Glück.

Drum müß Ich ihm auf des Herrschers steilen Lebens-
wegen

Nur Glück und hoher Ruhm zur Seite stehn,
Und Dankbarkeit und Liebe, für ertheilten Segen,
Mit Lorbeerkränzen stets entgegen gehn!

II.

Neueste Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande der vornehmsten Handelsplätze am schwarzen Meere. *)

Die schönste und eine der ältesten Städte der Krimm, deren Handel sonst sehr ansehnlich und blühend war, ist Cherson. Gegenwärtig sieht man nur noch einige Ruinen davon.

Als die Kaiserin Katharina II. derjenigen Stadt, welche sie auf dem rechten Ufer des Dnepr, sieben Meilen (lieues) von seiner Mündung, im Jahre 1778 unter der Oberaufsicht des Generals Hannibal gründete, denselben Namen beilegte, schien sie mit dieser Namengleichheit auch die Absicht zu verbinden, dieser neuen Stadt den Ruhm und das Ansehen der alten zu verschaffen. Dieß neue Cherson wird von einer Festung und Citadelle beschützt, und kann als ein sehr fester Platz angesehen werden; auch befinden sich immerwährend viel Land- und Seetruppen daselbst.

*) Vergl. Essai historique sur le commerce et la Navigation de la Mer-Noire. Paris 1805.

Die ersten Schiffe, welche nach Cherson segelten, kamen von Konstantinopel. Die Türken und Griechen brachten unter ottomanischer Flagge, Orangen, Zitronen, getrocknete Früchte, Olivenöhl, Weine u. s. w. dahin. Den Preis für diese Lebensmittel nahmen sie in russischem Gelde mit nach Konstantinopel zurück, weil zum Gegentausch noch keine russischen Produkte daselbst vorhanden waren. Bis zum Jahr 1781 war zu Cherson noch kein anderer Handel getrieben worden, und diese Stadt hatte daher keinen Vortheil von ihrer günstigen Lage ziehen können.

Obschon Odessa, von dem wir in Verfolg dieser Nachrichten ausführlich reden werden, einen weit stärkern Verkehr als Cherson treibt, so bietet doch letztere Stadt Vortheile für ein Handelsetablissement dar, welche Odessa nicht so vollkommen besitzt. Dahin kann man billig den Ueberfluß und geringen Preis der Lebensmittel und des Holzes, den sehr mittelmäßigen Zins für Haus- und Niederlagsmiethen, die Veränderung in dem Klima der Stadt, welches weit gesünder geworden ist, vor allem aber den Vortheil rechnen, die russischen Produkte, so wie sie in diesem Hafen, der ihnen zu einer allgemeinen Niederla-

ge dient, ankommen, kaufen zu können. Da hingegen diese Waaren nur auf Lichters nach Odessa gebracht werden können, und die Gefahr und Unkosten dieses Transports ihren Preis erhöhen, so ist es weit vortheilhafter, sie geradezu von Cherson aus zu versenden, welches durch ein Bureau für den Ausgangszoll, das man in diesem Hafen hat fort dauern lassen, möglich gemacht wird. Das Zollamt für die Einfuhrartikel ist aber aufgehoben, und das Lazareth nach Odessa verlegt worden. Die Schiffe können ihre Quarantaine nicht mehr zu Glubok *) und Cherson abwarten, sondern müssen deshalb zu Odessa anhalten, und das Ausschiffen ihrer Waaren bewirken, welche nur erst nach daselbst erlegten Zoll, so wie die Schiffe nach abgehaltener Quarantaine, in den Hafen von Cherson gelangen können. Dagegen ist diese Stadt aber wieder zu einem der vier Haupthäfen des schwarzen Meeres erhoben worden. Hier ist der einzige Schiffsbauwerft für die kaiserliche, und der vornehmste für die Handels-Marine. Diesen Vortheil verdankt es der Nähe derjenigen Landstriche,

*) Dieses Dorf ist auf den russischen Seekarten unter dem Namen Glubakaja Pristan angegeben.

aus welchen die Schiffsbaubedürfnisse gezogen werden, und dem geringen Aufwande, welchen ihr Transport auf dem Dnepr verursacht. Der Bau der Kriegsschiffe zieht viel Arbeiter dahin, welche ihre Beschäftigung daselbst finden, und hat die Gegenwart einer Marineadministration nöthig gemacht. Die gegenwärtige Bevölkerung dieser Stadt wird auf 25, bis 30,000 Seelen gerechnet. Alle Civil- und Kriegsangelegenheiten der Krimm und von Cherson sind der Regierung, welche in dieser Stadt ihren Sitz hat, zur einzigen Entscheidung unterworfen.

Die unermesslichen und fruchtbaren Ebenen, welche um diese Stadt herumliegen, bringen einen großen Vorrath von Getreide und Gemüßen hervor. Sie ernähren zahlreiche Schaf- und Rühheerden, und verschaffen dadurch dem Handel Talg, Wolle und Häute. Der geringe Preis der Ochsen macht, daß man das Fleisch einsalzen und ins Auslande verföhren kann. Das Getreide wird in dem Landstriche von Cherson im Winter und Frühjahr ausgesäet; doch sind die Erndten von der Wintersaat vorzüglicher. Die Einkäufe dieses Lebensbedürfnisses lassen sich im Herbst vortheilhafter, als zu jeder andern Jahreszeit machen.

Es werden zu Cherson zwei Messen gehalten, die eine im May, die andre im September. Russische Waaren und Lebensmittel des Landes werden dahin zum Verkauf gebracht, und dagegen fremde Waaren genommen. Uebrigens sind diese Messen noch nicht sehr ansehnlich, müssen es aber in der Folge unfehlbar werden, da die russischen Handelsleute Cherson in weit größerer Anzahl als Odessa besuchen.

Jeder Grundeigenthümer zu Cherson kann Schiffe kaufen oder erbauen, und sie unter russischer Flagge segeln lassen; diejenigen, welche kein Grundstück haben, genießen dasselbe Recht, sobald sie Kaution stellen.

England hat einen Konsul in diesem Hafen, auch sind ein Paar englische Handelshäuser daselbst etablirt. Desterreich hält einen Konsul und Frankreich einen Unterkommissair zu Cherson.

Den nächsten Handelsverkehr führt diese Stadt mit Kremenetschug, Poltawa, Komen, Reschin, Gluchow, Starodub, Briänsk, Tschetscherisk, Schlow, Kaluga und Moskwa.

Krementschug, die Hauptstadt im Gouvernement von Katharinoslaw, liegt Cherson am nächsten; es liefert Ochsen zum Einsalzen und die Häute dieser Thiere. Auch ist daselbst eine Zuckersiederey angelegt worden.

Poltawa liefert, außer denselben Artikeln, auch Getreide, Matten und Wachs.

Komen treibt noch einen weit stärkern Handel. Man findet daselbst dieselben Lebensbedürfnisse, aber in noch weit größerer Quantität. Um diese Stadt wird auch der Toback gebaut, welchen Riga und Petersburg unter dem bekannten Namen, Toback der Ukraine, ausführen.

Meschin ist die Niederlage für den Pelzhandel, welchen Rußland mit der Türkei unterhält. Die griechischen und armenischen Kaufleute, welche sich daselbst niedergelassen haben, beziehen diese Waare von Moskwa und senden sie nach Konstantinopel. Aus Italien erhalten sie viel Seidenwaaren, und auf den Leipziger Messen kaufen sie mehrere Gattungen Waaren, wovon sie einen Theil nach Moskwa bringen, das übrige in der Ukraine absetzen.

Gluchow ist ein Getraideland. Man baut daselbst sehr wenig Hanf. Zu Tapal, einem dazu gehörigen Dorfe, befand sich eine Segeltuchfabrik, welche ein Eigenthum des Feldmarschalls Grafen von Romanzow-Sadunaiskoi war.

Starodub ist die vornehmste Handelsstadt, welche man, so bald man Gluchow verlassen und sich nach Norden zu gewendet hat, antrifft. Es wird daselbst viel Hanf erbaut, der an Güte den Vorzug vor allem andern in Rußland erbauten hat: der Stengel ist viel stärker und länger, die Farbe weit schöner, auch bekommt er eine bessere Zurichtung. Er geht fast ganz ausschließlich nach Riga. Die Versendung dieses Hanfes nach Cherson ist weit bequemer, da Starodub von der Desna nur ungefähr zwölf Meilen entfernt ist.

Briánsk, welches sehr bevölkert ist, und unter seinen Einwohnern eine große Anzahl zum Theil sehr reicher Kaufleute zählt, liegt an diesem Flusse. Es treibt einen beträchtlichen Handel, von welchem der Hanf den ansehnlichsten Theil ausmacht. Dieser ist von vortrefflicher Güte, und man erbaut in dem Landstriche von Briánsk und den herumlie-

genden Gegenden, als Pochev, Amelinsk, Pagara u. s. w. eine unermessliche Menge davon. Briänsk wird als der Niederlageplatz dieses Artikels angesehen; die russischen Kaufleute von Riga und Petersburg machen hier ihre vorzüglichsten Einkäufe. Hier müssen auch die Kaufleute von Cherson sich mit diesem Produkte versehen. Denn außer dem Vortheil seiner Lage an der Desna, welchen Briänsk besitzt, hat es auch auf dem linken Ufer dieses Flusses beträchtliche Waldungen, deren Holz zum Bau von Barken sehr geeignet ist. Es sind deren immer, und zur Zeit des Aufthauens in so großer Anzahl, als nur verlangt wird, in Bereitschaft. Sobald also die Schifffahrt der Desna und des Dnepr frei geworden ist, kann man daselbst den Hanf laden, und geraden Weges nach Cherson führen. Eben so verhält es sich auch mit den andern Waaren, welche man sich in dieser Stadt verschaffen kann, als: Eisen, Theer, Talg, Honig, Wachs, Schweinsborsten, Toback, Tauwerk, Hanföl und Saamen. Doch würde es im Grunde für die zu Cherson etablirten Kaufleute besser seyn, wenn sie den Transport der zu Briänsk und in den andern Provinzialstädten gekauften Waaren der Sorge und Gefahr der russischen Handelsleute selbst überließen,

und dafür einen solchen Preis bestimmten, daß dieselben bewogen würden, sie auf eigne Unkosten und Risiko nach Cherson zu liefern.

Eschetscherstk führt diesem Hafen einige Mastbäume zu. Diese kleine, am Soschastuffe gelegene Stadt, ist von Fichtenwäldungen umgeben, welche aber, wie fast alle Wälder der Ukraine, an großen Bäumen Mangel leiden. Die Mastbäume von Eschetscherstk, welche nach dem baltischen Meere bestimmt sind, werden längst dem Soscha, bis zum Zusammenflusse desselben mit dem Dnepr, heruntergefloßt, von wo aus sie dann diesen Fluß bis nach Druscha, oberhalb Schlow, wieder hinaufgehen. Bei Winters Eintritt werden sie auf Schleifen nach den Ufern der Düna geführt, wo sie das kommende Frühjahr nach Riga hinuntergehen; dieser Transport wird erst in anderthalb Jahren und zuweilen in noch längerer Zeit beendigt. Gleiche Schwierigkeiten erheben sich, und derselbe Zeitaufwand wird erfordert, um die Massen und das Bauholz, welches man in der Ukraine und Litthauen schlägt, nach dem baltischen Meere zu führen; man achtet aber nicht auf diese Unbequemlichkeiten, weil die Güte dieser Mastbäume sie vorzugsweise von allen europäischen Kriegarsenalen suchen läßt, und

der Preis, welchen diese dafür zahlen, die Unkosten deckt, die dieser langsame Transport verursacht.

Schlow gehörte vor der ersten Theilung im Jahr 1773 Polen zu. Unter allen Städten Weißrußlands treibt diese Stadt den meisten Handel. Ihr Hauptverkehr besteht in Hanf, welcher in dieser Gegend in Ueberfluß erbaut, und davon sehr viel nach Riga abgesetzt wird. Die Verführung dieser Waare nach Cherson wäre um so leichter, da der Dnepr durch Schlow fließt, und man, anstatt sie zu Lande und zu Wasser nach Riga zu senden, dieselben auf eignen zu Schlow erbauten Barken nach Cherson bringen könnte.

Kaluga ist die größte, am meisten bevölkerte und am besten gebauete Stadt, welche man zwischen Cherson und Moskwa antrifft. Die Zahl der Kaufleute daselbst ist groß. Die Oka fließt durch die Stadt, und fällt dann in die Wolga. Es giebt daselbst mehrere Zuckersiedereien, welche den rohen, zu ihrer Verarbeitung dienlichen Zucker von Petersburg erhalten, und den Ertrag davon an die benachbarten Provinzen verkaufen. Kaluga liefert Talg, Wachs und Matten zum Verkauf. In

der Gegend herum giebt es mehrere Fabriken von Segeltuch und Luchtenleder. Da dieser Ort von Briänsk nur 45 Meilen entfernt ist, so können diese Waaren zu Lande bis nach dieser Stadt gefahren, und daselbst auf Barken nach Cherson eingeschifft werden.

(Die Fortsetzung im nächsten Heft.)

III.

Beitrag zur Charakteristik der französischen, österreichischen und russischen Heere.

Die Wirkung, welche in einer Schlacht der Donner der Kanonen, die Menge, Mannigfaltigkeit und reißende Bewegung aller Gegenstände, das verworrene, dumpfe Geschrei der sich durchkreuzenden Stimmen, die gespannte Aufmerksamkeit auf die mit Blitzesschnelle gegebenen Befehle, in der Seele des Menschen hervorbringen, ist von so ganz eigner Art, daß sie den natürlichen Charakter desselben durchaus verändert, und so groß, daß man sich außer dem Schlachtfelde schlechterdings keinen Be-

griff davon machen kann. Diese Wirkung ist gerade die, welche das Haupt der Gorgone gehabt haben soll: Versteinering, Verwandlung des denkenden und empfindenden Menschen in eine fast sinn- und fühllose Maschine, an der nichts menschliches ist als die Bewegung, und auch diese ist maschinenmäßig. Ich habe glaubwürdige Offiziere darüber gesprochen, von denen mich einer versichert hat, daß er seinen Busenfreund tödlich verwundet bei sich vorbeitragen gesehen, daß er das letzte Lebewohl des Sterbenden vernommen, aber nur eine augenblickliche Anwandlung von Schmerz gefühlt, die nach der nächsten Salve sogleich verschwunden sei. Alle haben mir einmüthig gesagt, daß man in der Schlacht seine Kameraden neben sich fallen sehe und gleichgültig bleibe, mit Leuten, die den Arm oder den Fuß verloren, gelassen spreche, und daß auch diese wenig zu leiden scheinen, daß endlich Furchtsame und Tapfere außer dem Treffen sehr gleichförmig in demselben handelten. Es scheint dem Menschen in der Schlacht, daß alles so seyn müsse, wie es ist.

Diese, wenn ich so sagen darf, zusammengebonnerte Maschine von Menschen lähmt nicht die Furcht der Einzelnen, sondern die

Ermattung. Wenn unersteigbare Batterien zu wiederholten malen vergebens bestürmt worden, wenn Tausende gefallen sind, und nur unter den Kanonen des Feindes Halt gemacht werden muß, so legt sich jeder, wenn er kann, in das blutige Gras, um auszuruhen, und sieht gelassen die Kartätschen um sich her tanzen. Es scheint ihm nicht der Mühe werth zu seyn, an die Erhaltung eines so elenden Lebens zu denken; das augenblickliche Bedürfniß der Natur ist Ruhe. Wie wahr dieß sei, können alle die bezeugen, die mit dem General Derfelden unter den Batterien von Novi Stundenlang im Grase ausgeruht haben.

Erst einige Zeit nach der Schlacht kömmt die Empfindung dem Menschen wieder. Dann ist es lehrreich, daß Fürsten die Haufen der Sterbenden, nicht der Todten, besuchen. Ein todter Leichnam ist etwas so alltägliches im Kriege, daß er gar keinen Effekt macht, und man im Ernste böse wird, wenn man im Gesehen über ihn fällt. Jenen glücklichen Gedanken hatte ein österreichischer Oberster Riwan nach der Schlacht bei Novi, und theilte ihn denen mit, die damals einen großen Fürsten umgaben. "Sprechen sie den Prinzen, sagte er, daß er nach jenem Borgo reite, es kann

"lehrreich seyn, wenn Fürsten solche Schau-
 spiele sehen." Man ritt wirklich hin, und
 fand ein ganz leeres Dorf; die Häuser standen
 alle offen und die Straße war mit den Leich-
 namen bedeckt, die einige Greise und Weiber,
 welche sich wieder eingefunden hatten, aus
 den Häusern trugen. Dieser Anblick thut,
 wie gesagt, keine Wirkung. Nur aus den
 offenen Hütten tönte ein dumpfes, erschüt-
 terndes Aechzen. Man trat in die Kirche und
 sah auf dem steinernen Boden eine Lage von
 todtten Franzosen, und unter und auf diesen
 eine andre Lage von Elenden, die mit dem
 Tode ringend die Quaalen des letzten Wund-
 fiebers erlitten und gern ihr Bißchen Leben für
 ein Glas Wasser hingegeben hätten. Es wa-
 ren zwei lange, schreckliche Tage unter dem
 heißen italienischen Himmel für sie verfloßen,
 seitdem sie hier aufgehäuft worden, und noch
 hatte ihnen niemand Hülfe leisten können.
 Sobald sie Menschen sahen, erhoben sie ein
 fürchterliches, klägliches, erschütterndes Ge-
 schrei. Da rief einer: *Au nom de Dieu,*
achevez moi! Dort einer: *de l'eau, de*
l'eau! Dort fluchte ein anderer, hier rief einer
sein vive la république! Alte und junge
 Krieger konnten sich der Thränen nicht enthal-

ten. Es wurde gethan, was die Menschlichkeit fordert.

Von Muth und Tapferkeit, zu denen ein gewisser Grad von Besonnenheit erfordert wird, eine Ahnung wenigstens von der Größe der Gefahr, der man entgegen geht, kann also, nachdem die Schlacht einige Minuten gedauert, nicht wohl die Rede seyn. Das lange gewohnte Kommandowort schreckt alsdann mehr als die fliegenden Kugeln. So hat man im siebenjährigen Kriege, wenigstens im Anfange desselben, zum Beispiel bei Molwitz, ganze Linien preußischer Truppen unter dem feindlichen Feuer mit eben der Genauigkeit exerciren sehen, als wenn sie auf dem Paradeplatze ständen, und wenn ein Versehen gemacht wurde, so mußte das Exercitium wiederholt werden. Der Stock des Korporals schreckte den Soldaten mehr als das Feuer der Feinde und der Fall seiner Kameraden. Seitdem hält man nicht mehr darauf, weil man gefunden, daß es unnützen Zeitverlust mache.

Nach dieser Einleitung wird man es natürlich finden, daß in dieser Charakteristik nicht von Muth und Tapferkeit gesprochen

wird. Diese kann sich bei kleinen Gefechten oder bei Unternehmungen einiger wenigen zeigen; sobald von 30, oder 60,000 Mann die Rede ist, mögen Zeitungsschreiber den Muth und die Tapferkeit der Steger erheben, der philosophische Beobachter sieht in einem solchen Kampfe bloß zwei Maschinen, deren Kräfte gewaltsam gegen einander gewirkt und von denen die, welche besser organisirt war oder in einer vortheilhaftern Stellung wirkte, die andre zurückgedrängt oder vernichtet hat.

I. Franzosen.

Sie sind die schnellsten Soldaten, greifen mit unglaublicher Geschwindigkeit an, eilen eben so schnell zurück, kommen wieder und eilen eben so leicht davon.

Sie behalten bei der Retraite die mehreste Besonnenheit, und werden nicht niedergeschlagen, wenn sie Terrain verlieren.

Der Tod ihrer Offiziere bringt keine Verwirrung unter ihnen hervor. Wenn der kommandirende Offizier fällt, nimmt der nächste nach ihm das Kommando und dann wieder der nächste. Das kleine Kommando verstehen fast alle.

Der französische Soldat ist gewohnt in einem *païs à réquisition* bald als Prinz und bald als Sansculotte zu leben. Gleichheit in der Lebensart wird nicht durchaus erfordert, damit er gut dient.

Es herrscht ein großer *Esprit de Corps* unter den französischen Truppen. Im Anfange der Revolution band sie republikanischer Fanatismus, und am Ende derselben das Wort: *la grande Nation*.

Ihre Infanterie *de ligne* läßt sich nicht mit der russischen vergleichen, ihre Kavallerie ist viel schlechter als die ungrische, ihre Artillerie, ehemals die berühmteste in Europa, steht jetzt unter der österreichischen. Aber ihre Infanterie *legère* oder ihre *tirailleurs* und ihre neue Taktik verwirren alle Grundsätze der Kriegskunst, die seit Friedrich dem Großen gegolten haben.

Oesterreich hatte fast keine leichte Infanterie, Rußland hat etwa 20,000 Mann, bei der französischen Armee sind beinahe ein Drittel der Infanterie *tirailleurs*. Diese legt sich vor den Linientruppen, zerstreut sich, sammelt sich, greift an, läßt sich zehnmahl zurückdrängen

und greift immer wieder an. Dies sind die tirailleurs, die in einem coupirten Terrain die Siege der Franzosen vorbereiteten, welche ihre Infanterie de ligne davon trug. Die unglaubliche Schnelligkeit der Franzosen macht dieß Corps zu dem ersten in Europa in seiner Art.

Alle Grundsätze der neuen französischen Taktik sind für ein coupirtes Terrain berechnet, so wie die alte Taktik für große Ebenen. Jene gehen dahin, den Feind durch unaufhörliche kleine Angriffe zu ermüden, wenn er die Thorheit begeht, die leichtfüßigen Franzosen mit seiner ganzen Macht zurückzudrängen. Diese anprellenden Haufen lassen sich den ganzen Tag zurückwerfen und gegen Abend erscheint ein frisches Truppendeichsel, welches das Treffen entscheidet. Eine Schlacht mit Franzosen kann von Sonnenaufgang anfangen, sie endet doch nicht vor Einbruch der Nacht. Den ganzen Tag werden die Franzosen geschlagen, und am Abend sind sie doch Sieger. Jeder Feind, der seine Kräfte nicht bis auf den Abend spart, wird gegen Franzosen verlieren.

Die Schnelligkeit und Besonnenheit der französischen Soldaten macht, daß sie nicht

sogleich an das Capituliren denken und sich auf die ihnen ganz eigne Weise aus großen Gefahren zu ziehen wissen. Man hat Beispiele gesehn, daß tausend Mann Franzosen einen weit stärkern Feind den ganzen Tag beschäftigt haben, und am Abende verschwunden waren wie ein Nebel. Dies geht so zu: Das bedrängte Corps theilt sich in zwei bis drei Haufen. Indessen der erste den Feind in einer vortheilhaften Stellung beschäftigt, ruht der andere in einer ziemlich großen Entfernung aus. Sobald der erste zurückgeworfen ist, laufen alle mit unbegreiflicher Schnelligkeit und in ziemlicher Ordnung dem Orte zu, wo jene ausgeruht haben. Der zweite Haufe weiß etwa, wie lange sich der erste halten kann und läuft dem Feinde eben so schnell entgegen, der sich plötzlich von frischen Truppen aufgehalten sieht, die er doch wenigstens zurückdrängen muß. Unterdessen ruhen die ersten. Und so geht es den ganzen Tag, freilich mit Verlust der Franzosen, aber wenn die Nacht dem Gefecht ein Ende macht, hat sich wenigstens das Corps nicht ergeben, und den andern Morgen ist es vergebens, ihm nachzueilen. Moreau wurde in der Schweiz einige Tage von den Russen verfolgt, aber nie konnten sie ihn auf der Flucht erreichen. Gegen Abend hatte er

schon eine feste Stellung genommen, und am andern Morgen war er verschwunden.

Diese Schnelligkeit aber muß man nicht mit ausdauernder Stärke vermischen. Der Franzose ist der leichteste, aber nicht der stärkste Soldat.

Das Medicinalwesen bei der Armee ist noch immer das beste, und das Corps ihrer Officiere noch immer sehr gut.

II. Oesterreicher.

Die deutschen Truppen sind langsam beim Angriff, gleichgültig im Gefecht, langsam bei der Retraite. Sie lassen die mehresten Gefangenen zurück, weil, in der Regel, der Franzose davon läuft und der Russe todt ist.

Unentschlossen, schwerfällig und ohne Gemeingeist, sind sie geneigt zu kapituliren, wenn sie von mehrern Seiten geschreckt werden. "Wir sind coupirt!" heißt es. Die Nachricht verbreitet sich wie ein Lauffeuer, und das zweite Wort ist: "Wir müssen kapituliren!" Viel kleinere Corps Franzosen haben viel größere österreichische in gebirgigten Gegenden zu Gefangenen gemacht, wenn sich ganz kleine

Detaschements auf verschiedenen Seiten zeigten. Zu spät sahen die Oesterreicher ihren Irrthum ein. Daß von Muth hier nicht die Rede sey, ist in der Einleitung gesagt worden, hier ist vom Charakter die Rede.

„Wir haben noch nicht abgekocht!“ hört man von allen Seiten murrend rufen, wenn die Trommel sie zu früh gegen den Feind ruft. Der österreichische Soldat will ordentlich essen und trinken, und dann fechten. Auch wird er mit einer Sorgfalt versehen, welche man in den andern Heeren nicht findet.

Daß aber auch diese deutschen Truppen zu einer größern Aktivität fortgerissen werden können, haben sie in der Gesellschaft der Russen bewiesen. Sie blieben nicht nach, und dauerten eben so gut aus als diese; aber allein sind sie langsamer.

Anders ist es mit den ungrischen Regimentern. Sie sind lebendiger und haben viel Gemeingeist, viel Ehrgefühl für ihre Nation, so wie sie auch die langen Hosen nie ablegen werden. Sollte man ihnen Stiefletten geben, sie würden zu Hunderten zu jedem Feinde übergehen, der ihnen erlauben würde lange Hosen

zu tragen. Ihre Offiziere sind größtentheils Ungarn. Ihre Neigung zum Plündern läßt sich nicht ableugnen.

Es giebt keine bessere Kavallerie als die ungrische. Sie ist beritten wie die türkische und disciplinirt wie die gebildeten europäischen Nationen. Die französische Kavallerie ist schlechter, die russische kommt der ungrischen näher, und könnte ihr Stand halten.

Es giebt keine bessern Artilleristen als die Oesterreicher haben. Lange und schwere Belagerungen der festesten Orte in Europa haben diesem Corps die größte Bildung gegeben. Bei jeder Kanone ist ein Feuerwerker, und kennt seine Kanone wie der Araber sein Pferd. Zweihundert österreichische Kanonen spielen den ganzen Tag ohne Verwirrung und nicht vergebens. Es ist selten, daß der Feuerwerker fehlt. Alle Belagerungen unter Suworow wurden von österreichischen Artilleristen ausgeführt.

Endlich ist ihr Etat-Major oder der Etat der Quartier-Maitres (was in Rußland die Suite heißt) vortrefflich. Männer wie Chasteler, Zach und Weinrotter machen je-

der Nation Ehre. Der Letztere führte als Obristlieutenant die Russen durch die Schweiz; man bot ihm russische Dienste an, mit dem Range eines Generalmajors, und unter Alexanders Regierung hätte er sie gewiß angenommen. Seine Verdienste wurden auch in seinem Vaterlande erkannt und er stieg in kurzer Zeit, ein höchst seltenes Beispiel in Oesterreich, bis zum Generalmajor. — Es giebt der verdienten Männer so viele in diesem Corps.

Junge Leute vom Stande dienen ungern lange in den untern Graden der Oberoffiziere, sie suchen in diesen Etat-Major zu treten und bleiben so lange da, bis sie Gelegenheit finden als Staabsoffiziere in die Armee zurück gehen zu können. Eine Folge davon ist, daß die Staabsoffiziere sehr wohl unterrichtete Männer sind, und sich in dem Corps der Oberoffiziere (bis etwa zum Kapitain) sehr vortheilhaft auszeichnen.

III. Russen.

Wenn der Russe angreift, so muß er siegen oder todt hinfallen. Ein gelehrtes Manöuvre oder eine kluge Retraite sind nicht nach seinem Geschmacke. Er versteht nur vorwärts zu ge-

hen, aber nicht rückwärts. Ein russischer Soldat auf der Flucht ist das unbehüllichste Geschöpf auf der Welt. Dieser Zustand ist ihm so unnatürlich, daß er sich nicht zu helfen weiß, und das ist oft ein großer Fehler. Der russische Soldat ist schneller als der österreichische, ohne die Behendigkeit der Franzosen zu haben oder seine Besonnenheit auf der Flucht. Dies gewaltige Streben vorwärts zu bringen; verbunden mit seiner ausdauernden Stärke, seinem Esprit de Corps und seinem christlichen Fatalismus, machen die russischen Linientruppen zu der ersten Infanterie auf der Welt, sobald auf großen Ebenen gefochten wird.

Der russische Soldat, unterschieden durch Religion, Sprache und Landesverfassung von allen andern Nationen, hat viel Gemeingeist. Ehemals that der Gedanke an Sankt Nikolaß Wunder; jetzt ist das vielsagende Wort: "Naschi," die Unsern! an seine Stelle getreten. Die Wunder dieses Worts sind groß. Gleichgültig geht der Russe zur Schlacht; so wie aber der erste Russe fällt, hört man sie rufen: "Einer der Unsern, General! laß uns angreifen!" Oft ist es schwer, sie zu halten.

Man hat von türkischem Fatalismus und vom philosophischen gesprochen. Bei den russischen Soldaten findet man christlichen Fatalismus im höchsten Grade. "Auch die Ziege fällt nicht, wenn Gott es ihr nicht bestimmt hat," antwortet er, wenn man von einer Gefahr spricht, und in dieser festen Ueberzeugung geht er gelassen dem unfehlbaren Untergange entgegen. Sein Glaube ist: ich kann meinem Tode nicht entlaufen, wenn und wie er mir bestimmt ist, und ist er es nicht jetzt, so wird mich keine Kugel treffen.

Was den Russen vor allen auszeichnet, ist seine ausdauernde Stärke. Er ist ohnstreitig der abgehärtetste Soldat. Suworow, der diese Eigenschaft seiner Truppen kannte, fiel immer mit voller Macht auf die Franzosen, ohne deswegen ausruhen zu müssen. Sie irrten sich, wenn sie glaubten, durch kleine, lange fortgesetzte Angriffe die Russen ermüden zu wollen. Daher gewannen sie nichts mit der weißlich gesparten Kraft ihrer Linientruppen, und daher hatten sie keine Zeit sich zu sammeln und auszuruhen. Beispiele lehren dieß besser als Worte. Unter Scherer's Kommando hatte die französische Armee viel von ihrem Muthe verlohren. Die Oesterrei-

cher hatten die Campagne glücklich eröffnet. Nun kam Suworow und riß alles in einem Sturme mit sich fort. Moreau konnte seiner Gewalt nicht widerstehen. Seine Armee war auch durch die Besatzungen geschwächt, die er überall zurücklassen mußte. Suworow ließ die Oesterreicher bei den Belagerungen, und rückte mit den Russen so schnell vorwärts, daß die muthlose und geschwächte französische Armee sich nicht mehr setzen konnte. So ging es in einem Sturme fort, bis sich Moreau hinter die Gebirge von Genua zog. Hier entwarf er einen Plan, der seiner würdig war, und nur durch die ausdauernde Stärke der Russen vereitelt werden konnte. Macdonald zog aus Neapel alle Truppen und sammelte sich bei Bologna. Nun hoffte er die Russen, die bei Turin standen, zwischen zwei Feuer zu bringen. Aber Suworow verließ Turin um sechs Uhr Abends, und war am andern Tage um eilf Uhr bei Alexandria, brach wieder um sechs Uhr auf und war den dritten Tag vierzehn Werst von Piacenza bei Castel S. Giovanni, wo seine Avantgarde die Franzosen traf, die Ott und Klénau, welche zwischen Bologna und Ferrara gestanden, vor sich her drängten. Diese Truppen, welche täglich über 60 Werst

marschirt waren und wirklich wie die Sans-
 kulotten aussahen, wurden sogleich ins Dref-
 fen geführt. Eine der blutigsten Schlachten
 begann, wurde den andern Tag erneuert und
 endete mit der Zerstreuung der Macdonaldi-
 schen Armee. Dies war nur die Hälfte der
 Arbeit; nun wurde eben so schnell zurückgeeilt,
 um M o r e a u zu begegnen, der gegen Turin
 im Anzuge war; er zog sich wieder in die Ge-
 birge von G e n u a zurück, zog die Reste der
 Macdonaldischen Armee an sich, und auf den
 Befehl des Direktoriums, etwas Entscheiden-
 des zu wagen, wurde die Schlacht bei N o v i
 geliefert, wo diese Russen, welche das Cen-
 trum bildeten, dreimal bis an den Fuß der
 unwegsamen Hügel drangen, die mit schwerem
 Geschütze aus Genua besetzt waren. Diese
 Märsche und diese Thaten konnten nur Russen
 unter dem heißen Himmelsstrich Italiens
 thun.

Der russische Soldat kocht seinen Schtschn,
 wenn er kann; er hat keine bestimmte Zeit für
 Essen und Schlafen. Ein Russe ist immer
 wach im Dienste, und schläft immer, wenn
 er nur Zeit hat, und wo es auch seyn mag.
 Das sieht man täglich an Kutschern und Be-
 dienten. Er braucht weniger als alle andre

Nationen, und macht die wenigsten Kosten im Felde.

Der russische Soldat war nicht gewohnt, Quartier zu geben und zu nehmen. Die Türkenkriege hatten ihn dazu gewöhnt. Ein Türk ist ein Unchrist und ein Unchrist ist kein Mensch; in diesem Glauben stieß er den Gefangenen nieder und mordete selbst die Weiber, weil von ihnen die Türken herkommen. Viele Gefangene waren endlich den russischen Heeren in den Türkenkriegen zur Last. Anders ging es in Italien. Die Franzosen waren Christen, wenigstens doch besser als Türken. Man suchte die Gefangenen zu erhalten, weil man wußte, wo man sie hinschicken konnte, und weil ihre Anzahl den Muth der Soldaten erhöhte. Gegen sie hat der russische Soldat keine Grausamkeit gezeigt. Er nahm dem Gefangenen was er hatte, und ließ ihn hinter die Fronte gehen.

Gewohnt in Wüsten und nicht in *païs à réquisition* Krieg zu führen, hat ein russisches Heer eine größere Menge Wagen als ein jedes andere. Aber diese Wagen sind so leicht und der Handwerker unter den Soldaten sind so viele, daß dieses Fuhrwerk im Nu gebessert

wird und überhaupt den raschen Gang der Truppen nicht hindert.

Es giebt zwei große Nationen, die durch ihren Charakter bestimmt zu seyn scheinen, auf großen Ebenen, wie in der Moldau und Wallachey, zu schlagen. Dieß sind Russen und Türken. Als Menschen sind die Türken eine sehr edle Menschenrace; ihr Glaube an Fatalismus, ihr Nationalstolz, ihre berausenden Mittel geben ihnen eine mehr als menschliche Stärke beim Angriff. Der größte Theil ihrer Truppen besteht aus Kavallerie; sie ist vortrefflich beritten und das Pferd gewöhnt für seinen Reiter zu kämpfen. Den Angriff dieser Kavallerie kann nur der Tod aufhalten, daß heißt: ein wohlgeordnetes Kartätschenfeuer, und es wird dennoch viel kaltes Blut erfordert, auch hinter demselben zu stehen und sie bis auf die gehörige Weite anstürmen zu lassen. Brechen die Türken durch diese Feuerbarriere, so ist an kein Aufhalten, an kein Sammeln und Fliehen mehr zu denken: alles fällt todt zu Boden. Zerreißt aber das Kartätschenfeuer ihre Linien, kömmt das geringste Schwanken in ihre Bewegung, so tritt die russische Linie mit gefälltem Bajonet hervor, und dann ist die Schlacht in sehr kurzer Zeit

entschieden. Eine türkische Schlacht kann kurz vor Nacht anfangen und ist doch vollkommen geendet; eine französische Schlacht dauert, wie gesagt, den ganzen Tag und wird kaum am späten Abende entschieden.

Welch eine Armee müßte das geben, wenn man französische Tirailleurs, russische Infanterie, ungrische Kavallerie und österreichische Artillerie vereinigen könnte, kommandirt von einem Romanzow und Suworow und geführt von einem österreichischen Etat-Major? —

Aber, Gott sei Dank! non omnes omnia possumus. —

IV.

Uebersicht der ehemaligen Theaterentreprise des Herrn Miré zu St. Petersburg.

Es sind so viele lieblose Urtheile über das deutsche Theaterwesen unter Herrn Miré's

Direktion in öffentlichen Blättern verbreitet worden, der Vorwurf von Verschwendung wurde diesem Manne so allgemein und doch so ungerecht beigelegt, daß es sich wohl der Mühe lohnt, die Sache ein wenig näher zu beleuchten. Für diejenigen, die es nicht begreifen können, daß Herr Miré trotz der Kaiserlichen Unterstützung nicht fertig werden konnte, und noch obendrein eine Schuldenlast von sechzigtausend Rubel seinem Nachfolger hinterließ, kann es zugleich statt eines Comptendu dienen, wornach sie ihren Calcul zu ziehen belieben werden.

Bekannt ist es, daß Herr Miré während der Periode seiner Direktion keine Kosten, sowohl zur Verschreibung guter und tauglicher Subjekte, als für glänzende Garderobe und prächtige Dekorationen, scheute. Zum Beleg für die erste Behauptung diene der unten folgende ehemalige Etat des deutschen Theaters, für die zweite sei es genug gesagt, die Oper *Axur* und das Vorspiel *Alexander am Indus*, wovon die erstere achttausend und letzteres vierzehntausend Rubel kostete, hier anzuführen. Stand einmal auf dem Zettel: mit neuer Dekoration und Garderobe &c. &c. so war dieß keine fingirte

Münze, sondern Wahrheit; und dergleichen Annoncen konnte man fast einigemal im Monat lesen oder erwarten. Aus dem reichen Vorrath von Dekorationen und Garderobe, welcher sich gegenwärtig vorfindet, wird jetzt manches zusammengestückt und für neu ausgegeben, was sich Herr Miré nie hätte zu Schulden kommen lassen.

Wenn das deutsche Theater besuchende Publikum gerecht seyn will, (welches ihm auch nicht abzusprechen ist,) so muß es jetzt schon einsehen und frei gestehen, was es an der Unternehmung des Herrn Miré verlohren hat, und die Zeit wird es lehren, was wir für die Zukunft, von den Verheißungen und feierlichen Versicherungen gewisser Leute, zu erwarten haben.

Bis diesen Augenblick kann sich das deutsche Theater, unter der neuen Direktion, keiner günstigen Aufnahme erfreuen, da man augenscheinlich wahrnimmt, daß es sich von Tag zu Tag verschlimmert. Außer Natalia Menschikoff ist bis jetzt kein Stück gegeben worden, welches allgemeinen Beifall, oder eine zweite besetzte Vorstellung zu erwarten gehabt hätte. Die übrigen Darstellungen wa-

ren aufgewärmt, von welchen sogar einige unter andrer Benennung für neu erschienen. Die Jungfrau von Orleans hat das nicht gethan, was es eigentlich hätte thun sollen. Die Ursache mochte wohl eigentlich daher rühren, weil ihr der große Pomp beim Krönungszug und manches andre fehlte, was dazu erforderlich war. Bei allen diesen Unglücksfällen aber kann es der jezigen Direktion, ungeachtet der übernommenen Schulden, welche auf der alten Direktion hafteten, doch nicht schwer fallen, sich fernerhin zu halten, indem das jezige Personal, sammt den übrigen Ausgaben, mit Herrn Miré's ehemaligem Etat in gar keinem Verhältnisse steht, welches unten näher angezeigt werden soll. Nur zur Steuer der Wahrheit und einer gerechten Vertheidigung für Herrn Miré, müssen wir als unparteiische Beobachter es frei bekennen, daß das deutsche Theater schwerlich mehr auf den glänzenden Fuß zu stehen kommen wird, auf welchem es ehemals unter seiner Entreprise war. Wir hatten einige treffliche Schauspieler, eine gute vollständige Oper, nebst einem gut besetzten Orchester, ein glänzendes Ballet, welches man in Deutschland nicht viel vorzüglicher finden wird, und doch war man unzufrieden. An was muß es wohl gefehlt haben? —

Kann man Herrn Miré ja etwas vorwerfen, so ist es seine Schwäche, niemanden eine abschlägige Antwort geben zu können. Daher kam es, daß er in einer Zeit von sechs Jahren mehr als 18,000 Rubel an Vorschüssen den verschriebenen Schauspielern erließ; den Herren und Damen Benefizien gab, wenn sie ihnen auch nicht kontraktmäßig zugesichert waren; sein eignes Interesse dabei ganz aus den Augen setzte; ihnen die ersten Darstellungen von Stücken oder Opern überließ, wo er Manuscripte oder Partituren oft theuer angekauft, und noch überdies zu einer glänzenden Vorstellung alles auf Dekoration und Garderobe verwendet hatte.

Uebrigens ist es unleugbar, daß keine Privatdirektion mit so unendlich vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, als Herr Miré während der Führung seines Theateramts. Man nehme die weite Entfernung von allen übrigen deutschen Bühnen, wie schwer mußte es ihm nicht werden, deutsche Schauspieler nach Rußland zu verschreiben? Die bloßen Reisegelder und Vorschüsse der hieher verschriebenen Mitglieder betragen in den sechs Jahren, nach der unten angezeigten Specification, allein 6000 Dukaten. War nun ein

solches verschriebenes Mitglied unter der Erwartung und nicht nach dem Geschmack des Publikums, so mußte Herr Miré den Verlust allein tragen und ein andres Subjekt engagiren, ohne dabei auf die doppelten Kosten der Gage Rücksicht nehmen zu dürfen.

Daß er ansehnliche Summen verwendete, um vorzügliche Mitglieder nach Petersburg zu schaffen, und wirklich schaffte, ist erwiesen. Die ersten Künstler Deutschlands konnte er nicht bekommen, denn diese salariren zu können war unmöglich; aber, so viel in seinen Kräften stand, bemühte er sich, Subjekte zu engagiren, die auf Verdienste Anspruch machen konnten. Durch die vielen großen und glänzenden Vorstellungen im russischen und französischen Theater, wurde er genöthigt, da das Auge des Publikums an Pracht verwöhnt worden — alles Mögliche an Garderobe und Dekorationen zu verwenden. Wer hierin Petersburg kennt, der wird leicht einsehen, welchen Kostenaufwand dieses verursachte, und wo zuletzt die Schulden herrührten.

Zufriedenheit des Publikums war der erste Gegenstand bei Herrn Miré's theatralischem Unternehmen. Allein wie selten wurde ihm

dieser Genuß! wie mannigfaltige, unverschuldete Hindernisse warfen sich ihm in den Weg! Der eine Theil des Publikums ist unzufrieden mit ernstern Stücken, und verlangt Harlekina- den; der andre will nichts als Schikanedersche Opern, Donauweibchens u. dergl.; ein drit- ter verlangt große Opern, über welche der vierte lästerlich loszieht, daß man sie in einem Orte giebt, wo sich eine so gute französische Oper befindet. Dann haben wir gewisse Leute im deutschen Publikum, die es glauben ver- läugnen zu müssen, daß sie Deutsche sind; die das deutsche Theater dadurch ganz herab zu setzen suchen, daß sie höchstens jährlich ein- oder zweimahl ins Theater kommen, um das Stück zu sehen, welches der Allerhöchste Hof zu se- hen verlangt hat u. s. w.

Wir gratuliren Herrn Miré, daß er nun in philosophischer Ruhe seine vom Allergnä- digsten Monarchen bestimmte Pension von 3000 Rubel verzehren kann, und lassen hier für die Leser des N. A. den Etat selbst folgen.

Etat des deutschen Theaters unter Direktion
des Schauspielers Miré.

Die jährlichen Gagen der Schauspieler und Schauspielerinnen betragen: 47,700 Rub.

Die Gagen des sämtlichen Orchesterpersonale sammt Musikdirektor 22,000 Rub.

Die Gagen der Theaterbeamten, als: eines Arzts, zweier Kassire, eines Buchhalters, Sekretairs, Souffleurs, Garderobiers, Friseurs, Requisiteurs, der Zettelträger, der Billetteurs, des Machinisten, der Mahler, Theaterdiener, Theaterwachen, Plotniken, Lichtanstecker und Dworniken, 13,700 Rub.

Die Theatermiete, 6100 Rub.

Abgaben an das Erziehungshaus 2000 Rub.

Beleuchtung, Druckkosten, Heizung und Theater-Equipagen 9900 Rub.

Transport 101,400 Rub.

Transport 101,400 Rub.

Garderobe und Dekorationsausgaben nach der genauesten jährlichen Berechnung . . . 21,900 Rub.

Theaterreparaturen . . . 1200 Rub.

Unterhalt des Direktors . . . 3000 Rub.

Manuscripte, Opernpartituren, Kopialgebühren . . . 4500 Rub.

Postgelder jährlich bis . . . 700 Rub.

Summa 1,32,700 Rub.

Einnahme im Jahre bis . . . 70,000 Rub.

Zuschuß der hohen Krone . . . 25,000 Rub.

Summa 95,000 Rub.

Verbleibt also ein Rückstand jährlich an Verlust von . . . 37,700 Rub.

NB. Hiebei sind noch keine Reisegagen, Reisegelder und Vorschüsse berechnet.

Durch den Abgang nachstehender Mitglieder und Ersparung anderer Ausgaben, haben sich die jährlichen Kosten bei der jetzigen Direktion, wie folget, vermindert.

Abgegangene Schauspieler und Schauspielerinnen mit jährlicher Gage.

Herr Hübsch	=	=	=	3000	Rubel.
— Gebhardt	=	=	=	1700	—
— Haltenhof	=	=	=	2600	—
— Hunnius	=	=	=	3000	—
— Kettner	=	=	=	2000	—
— Vork	=	=	=	1700	—
— Steinsberg	=	=	=	2600	—
— Gappmair	=	=	=	1700	—
— Neufomm	=	=	=	3000	—
Mad. Weyrauch	=	=	=	2400	—
Dem. Pauser	=	=	=	3000	—
Dem. Sander	=	=	=	1400	—
Dem. Stein	=	=	=	1200	—
Theatermahler	=	=	=	3000	—
Verminderung des Orchesters				7000	—
Auf das genaueste an Dekoration und Garderobe	=	=	=	15000	—

Summa 54,300 Rubel.

Witkin kommen der jetzigen Direktion die jährlichen Kosten nach der genauesten Berechnung ohngefähr auf 78,700 Rubel. Sie erhält außerdem, durch drei Jahre, so lange das Privilegium dauert, jährlich einen Zu-

schuß von 30,000 Rubel. Davon ist sie verpflichtet, in drei Jahren 60,000 Rubel an übernommenen Schulden abzutragen; verbleiben ihr also in den drei privilegierten Jahren noch jährlich 10,000 Rubel an Zuschuß übrig.

Wenn sie alsdann 70,000 Rubel Einnahme berechnet, und obigen Zuschuß von 10,000 Rubeln dazu; so ist es sehr leicht möglich, sich auf diesen jetzigen Fuß mit 80,000 Rubeln zu erhalten.

Noch haben wir Herrn Miré das Ballet in diesem Jahre nicht berechnet, welches ihm auch an Gagen 12,000 Rubel Kosten verursachte, und jetzt abgegangen ist.

Kosten der Reisegelder und Vorschüsse für nachstehende verschriebene Schauspieler und Schauspielerinnen, in einem Zeitraum von sechs Jahren, wovon Herr Miré wenig oder fast nichts wieder zurück erhalten hat.

Herr u. Mad. Ewest	}	= =	150 Dukat.
— Lindenstein			
— u. Mad. Kaffka	= = =	400	—

Transp. 550 Dukat.

Transp. 550 Dukat.

Herr u. Mad. Wieland	= =	200	—
— Brückl und Tochter	= =	300	—
— Hübsch	= = = =	300	—
— Wilhelmi	= = = =	350	—
— Haltenhof	= = = =	200	—
— Bernardi	= = = =	200	—
— Julius	= = = =	100	—
Madame Dahlberg	= = = =	150	—
Herr Arresto	= = = =	250	—
— Hunnius	= = = =	250	—
— Ruditsch	= = = =	200	—
— Rosenstrauch und	}	= 300	—
— Recke			
— Gappmair	= = = =	100	—
— Berling	= = = =	50	—
— Schulz	= = = =	50	—
Dem. Löwe	= = = =	50	—
Herr Steinsberg	= = = =	150	—
Mad. Brandt	= = = =	150	—
Herr Trull	= = = =	100	—
— u. Mad. Stein	= = = =	100	—
— — Zeibig	= = = =	150	—
— — Gebhardt	= = = =	100	—
— — Borch	= = = =	50	—
— — Weyrauch	= = = =	300	—

Transport 4700 Dukat.

Transport 4700 Dukat.

Dem. Sander	= = = = =	50	—
15 Musici	= = = = =	750	—
Souffleur Plotho	= = = = =	100	—
An Herrn Esslair verlohren	=	100	—
Desgl. an Musikdirektor Maar		150	—
Corps de Ballet	= = = = =	200	—

 Summa 6050 Dukat.

à 4 Rubel macht 24,200 Rubel.

Reisegagen, zusammen 6000 Rubel.

 Summa 30,200 Rubel.

Alle diese Herren und Damen haben auch eine monatliche Reisegage erhalten, welches beinahe 6000 Rubel beträgt. Eine schöne Summe für eine Privatdirektion!

Gedanken bei dem gewaltsamen Ende eines Mannes, den Spielsucht zu Grunde richtete.

Man hört einen Schuß fallen; alles stürzt hin, und man sieht einen jungen Mann in seinem Blute schwimmem. — Wer war der Unglückliche? was hat ihn zu den raschen Entschluß vermogt? — So fragt man allgemein. — Ach! er war ein Mann der edelsten Grundsätze, den allmähliche Leidenschaft zum Spiele zu Grunde richtete. Wohin können uns nicht leichtsinnige Handlungen führen? — und welche sind unter selbigen wohl die gefährlichsten — als die — der leidigen Spielsucht? — Jüngling! Mann! du, der du noch nicht ganz von diesem verderblichen Laster zu Grunde gerichtet bist, lerne aus dem schriftlichen Nachlasse dieses Unglücklichen die leidigen Folgen der Spielsucht erkennen; und ist dein Herz noch nicht ganz verdorben, so lasse die letzten Empfindungen eines Selbstmörders dir zur Warnung seyn.

Folgenden Aufsatz fand man unter den Papieren des Unglücklichen:

"Wer sich der Spielsucht überläßt,
 "Ist seiner Ruhe Feind, und der Gesellschaft Pest.
 "Die Musen lehrten Dich ein edleres Vergnügen;
 "Doch Bruder! wenn Du ja zuweilen spielen mußt,
 "So spiele niemals hoch, so spiele blos zur Lust,
 "Und nicht, um schadenfroh zu siegen.

"Nur ein verworfner Thor kann der Vernunft
 zum Hohn,

"Den Müßiggang sich zum Geschäfte machen;
 "Allein Verderben ist sein Lohn:
 "Spät oder früh stürzt er ihm in den Rachen.
 "Er raubet sich im Dienst der Ungerechtigkeit
 "Des Lebens größten Schatz, die Zeit! —
 "Groll, Mißgunst, Angst und Zorn, des Lebens
 wildste Triebe
 "Empören wechselsweis, Orkanen gleich, sein Blut,
 "Und er erniedrigt sich in seiner blinden Wuth
 "Bald zum Verschwender, bald — zum Diebe.

"Ach Gott! Menschen! Um eurer Seelig-
 "keit willen! beherziget dieses, was Pffeffel
 "so fürchterlich wahr sagt. Nehmt Beyspiel
 "an mir elenden Sünder! — den Leichtsinn
 "und wüthende Leidenschaft zum Spiel, bis
 "zum Selbstmörder erniedrigt haben. — Ver-
 "zeihet um Gotteswillen großmüthigst Ihr alle

"denen ich in meiner blinden Wuth Schaden
 "zugefügt habe, wie ich mit fester Zuversicht
 "auf die Barmherzigkeit Gottes vertraue, vor
 "dessen Richterstuhle ich nach wenigen Augen=
 "blicken stehen werde. — Ach verflucht nicht
 "den Unglückseeligen.

Riga, den 29. Decbr. 1805.

G. N. N.

"Sterben! — Tod! — Verwufung! —
 "Was ist das Schreckliche in diesen Wor=
 "ten? — Schrecklich? — Nein! Nein!
 "wahrlich nicht! — — Wir müssen ja alle
 "einmal daran! — Ein duzend Jahre frü=
 "her oder später! — Es bleibt doch dieß das
 "Loos der Menschheit! — Aber — mit Ver=
 "brechen belastet — vor dem Richterstuhl des
 "Allmächtigen hintreten — Ach! das! das
 "macht es schrecklich! — Gott! sei mir ar=
 "men Sünder gnädig! — — Ich thue zagend
 "diesen fürchterlichen gewaltsamen Schritt! —
 "Doch ich weiß mich nicht anders zu retten.
 "— Hier mit Spott, Hohn — Verachtung
 "— gebrandtmarkt — Nein, das ist mehr
 "als Tod! — Dort! finde ich ja einen gnä=
 "digen, barmherzigen, allgütigen Richter, der
 "sicher Mitleiden mit seinem tiefgefallenen,
 "verirrten Geschöpfe haben wird. — Er!

"die Güte selbst! kann nicht anders, als ver-
 "zeihen. — Menschen — Menschen — —
 wenn auch Ihr dies könntet! — Doch ja,
 "Ihr werdet es sicher thun — wenn auch
 "nicht eher, als in Eurer Sterbestunde —
 "Des bin ich gewiß. —"

"So lebet denn alle, alle wohl! bis wir
 "uns einst dort, in jenem Leben, wiederse-
 "hen. Ich eile meinen Vorsatz auszuführen,
 "und empfehle mich deiner Barmherzigkeit,
 "Gott Vater, Sohn und heiliger Geist! —"

Er ist dahin, seine Hand zitterte, als er
 diese Zeilen schrieb! Er ist todt und nicht ge-
 storben, wie wir wünschen, daß die sterben
 mögen, die wir näher kennen, oder gekannt
 haben. Sein Stundenglas schien noch nicht
 abgelaufen, und dennoch wollte er, daß es
 abgelaufen sein sollte. Was läßt sich zur Ent-
 schuldigung, wenigstens zur Verminderung
 der Abscheulichkeit einer solchen That sagen? —
 Schreiber dieses fühlt es nur zu sehr, daß er
 nie der Apologet einer Handlung seyn konnte,
 für die die Vernunft so wenig als die Religion
 zu sagen hat. Aber nach Durchlesung des hin-
 terlassenen Aufsatzes überließ sich seine Seele
 folgenden Betrachtungen:

Es ist alles Güte und alles Weisheit, was von ihm, den Besten und Weisesten kommt. Dies müssen, dies wollen wir glauben, wie schwer es auch oft unserm schwachen Herzen werden mag. Denken wir uns den armen Unglücklichen in seinen letzten Augenblicken, bei seinem Uebergange in eine entscheidende Ewigkeit. Er empfiehlt sich der Barmherzigkeit Gottes! — — Sollte nicht Er, der Allgütige, barmherziger als die Menschen, den letzten Seufzer, der um Verzeihung zu ihm drang, gehört und mit Gnade gerichtet haben? Sollte Er, der Gütige, so streng gegen das seyn, was der arme Kranke that? Ja, der arme Kranke! — Ach! ohne Zerrüttung aller Sinnen läßt sich fast eine so gewaltsame Handlung nicht denken! — Was er, der unglückliche Erdensohn im Zustande der Ruhe verabscheuet haben würde, was seinen gewohnten edlern Grundsätzen so ganz entgegen war, und was er dennoch in einer unseligen Stunde der Berauschung ausführte — würde er es nicht mit heißen Thränen bereut haben, sobald er wieder nüchtern geworden wäre? Und wird Neue darum unmöglich, weil sein Auge nicht mehr weinen kann? Ist nicht das zerbrochene Herz und der gedemüthigte Geist dem Höchsten mehr, als Ströme von

Thränen? — O! laßt uns das von ihm, den gütigen Vater der Menschen, erwarten und hoffen. Ihm sei der Unglückliche daher übergeben! Er wird auch dies sein Geschöpf von seinem Angesichte nicht verbannen, das er ins Daseyn rief; unmöglich wird er eine Unvollkommenheit in seinem großen Reiche ertragen, die sich nicht endlich in eine Vollkommenheit auflöste; am wenigsten wird in dem edelsten Theile seiner Schöpfung, dem Reiche der Geister, ein Mißklang seyn, der nicht einmal in Harmonie überginge. Das ist ja eben sein hohes Vorrecht, daß das Geschöpf zwar sich selbst bestimmen, wählen, verworfen kann, aber das alles, was daraus kommt, beständig unter seiner Hand bleibt, die stets wieder in Ordnung bringt, was der Mensch verwirrt hat.

VI.

Die Zurückkunft Alexanders.

Nichts gleicht der allgemeinen Freude und dem stillen, aber dankbaren Jubel, womit die

guten Bewohner Petersburgs die Rückkehr ihres angebeteten Monarchens von der Armee, nach einer Abwesenheit von beinahe drey Monaten, am 8. December v. J. feyerten. Kaum erscholl die frohe Nachricht: "Unser Alexander ist wieder da!" so sah man alle Häuser von ganz Petersburg festlich erleuchtet. Am andern Morgen drängte sich alles um die gewöhnliche Paradezeit nach dem kaiserlichen Pallast, den theuren Geliebten wieder zu sehen. Der ungeheure große Platz vor dem Winterpallast, der gewiß eine ziemliche Anzahl Menschen fassen kann, war gedrängt voll; besonders sah man den Blick der treuen und braven Russen nach dem Portal des kaiserlichen Pallastes hingerichtet, ihren Liebling sehnsuchtsvoll erwartend. Da erschien er, Er, die Lust und Liebe seines Volks, und sein Daseyn erwärmte aller Herzen, gleich den ersten Strahlen der wohlthätigen Sonne. Die treuen Russen drängten sich hinzu, Jünglinge, Männer und Greise warfen sich nach russischer Sitte vor ihm nieder, küßten ihm Hände und Füße und riefen laut: "Gott sei Dank, daß wir Dich wieder haben, Alexander Pawlowitsch, Du unser Vater!" Da stand der erhabene Menschenfreund, tief bewegt von der Liebe und Anhänglichkeit sei-

nes Volks, mitten unter ihnen, und eine dankbare Thräne gleitete seine Wangen herab. O! welche Feder vermag diesen Augenblick zu schildern! — Fürsten! Fürsten! wie wenig kostet es Euch, die Herzen der Eurigen zu gewinnen!

Das Ihr vom Thron im Diadem, o Volksergieriger,
den Unterthan auf Knieen seht,
was ist's? — Er liegt vorm Schwerdt; und Szepterführer,
vom Kronenglanz geblendet. Doch geht,

Wie Rußlands Fürst, vom hohen Thron herab,
verleugnet
einmal die äußre Fürstenpracht;
wenn Euch alsdenn noch innre Würd' auszeichnet,
und in gewohnter Menschentracht

Das Volk noch kennt, noch Vater ruft, in Euch
den Besten,
den Helden und den Weisen liebt:
dann fühlt, als Herrscher ganz, an solchen Festen
die Wollust, die das Mensch seyn giebt.

Der Kaiser, innigst gerührt von den Gesinnungen der Einwohner von St. Petersburg, erließ unterm 12. ein Allerhöchstes Re-

script an den Oberbefehlshaber von St. Petersburg, General von der Infanterie und Minister der Landmacht, Wasmitinow, folgenden Inhalts:

"Sergei Kosmitsch! Aus Meinem Rescrip-
 "te vom 13. November haben Sie gesehen,
 "welches Vergnügen Mir die bloßen Gerüchte
 "von den Mir angenehmen Gesinnungen der
 "Einwohner von St. Petersburg gemacht ha-
 "ben. Der ausgezeichnete und Meinem Her-
 "zen so schmeichelhafte Empfang, der Mir
 "jetzt von denselben geworden ist, erweckt in
 "Mir ein noch weit stärkeres, herzlicheres Ge-
 "fühl. Hierdurch geleitet, trage Ich Ihnen
 "aufs neue auf, selbigen von den Gefühlen
 "Meiner Erkenntlichkeit und Dankbarkeit die
 "Versicherung zu wiederholen: die Liebe des
 "Mir geliebten Volkes ist Mir die beste Be-
 "lohnung und der einzige Gegenstand aller
 "Meiner Wünsche u. s. w."

Einige Tage später nahm sich das Kapitel
 des Militairordens des heiligen Georgs die
 Freiheit, voller Ehrfurcht gegen die großen
 Thaten, (dies sind die eigenen Worte des hier-
 über bekannt gewordenen officiellen Berichts)
 mit welchen Seine Majestät der Kaiser Ihren

Truppen gegen den Feind ein persönliches Beispiel der Tapferkeit gegeben und denselben durch eigene Gegenwart in allen Gefahren bei der blutigen Schlacht zu Austerlitz Muth eingestößt haben, den Monarchen zu bitten: Seine Majestät möchten geruhen, die Insignien des Militairordens des heiligen Georgs anzulegen und dadurch den Werth der Belohnung zu erhöhen, die für den russischen Kriegsgeist zur Ehre und zur Aufmunterung festgesetzt worden ist. Der Kaiser nahm zwar die Darbringung des Ordenskapitels mit besonderm Wohlgefallen auf, erklärte aber dem General, Fürsten Prosorowsky, und dem Kanzler aller russischen Orden, Fürsten Kurakin: daß er noch nichts gethan habe, was ihn zur Annahme der Insignien des Militairordens von der ersten Klasse qualificire. Diese Auszeichnung sei für die Oberanordnung; er (der Kaiser) habe nicht kommandirt, sondern seine tapfern Truppen nur seinem Bundesgenossen zu Hülfe geführt. Was er gethan habe, nämlich: in allen seinen Handlungen nur die Unerschrockenheit mit seinen Truppen getheilt, und sich in keiner Gefahr von ihnen abgesondert zu haben u. s. w. habe er für seine Pflicht gehalten. Noch hätte er keine Gelegenheit gehabt, seine persönliche Tapferkeit zu zeigen.

Jedoch, zum Beweise, wie sehr er den Militairorden achte, fände er es jetzt für angemessen, nur das Insignium der vierten Klasse dieses Ordens anzunehmen.

Welch einen neuen Glanz hat Alexander durch diese Selbstverleugnung sich in seinem Regentenleben erworben!

Erhalt' Jhn, Vorsicht! Jhn, den Stolz der
Nationen!

Um groß zu seyn, bedarf er nicht
des hohen Throns; zu glänzen, nicht der Kronen;
Er glänzt schon ohne Demantslicht.

Die Liebe seines Volks, die Treue seiner Schaa-
ren,
sind Alexanders Stolz und Glück;
Er bleibe Rußlands Schutz durch Ruhbewahren
mit einem einz'gen Gottesblick.

VII.

Anzeige der neusten russischen Originalschriften und Uebersetzungen.

Die russischen Journale und periodischen Blätter vermehren sich von Jahr zu Jahre. Ein Beweis, wie sehr die jetzige Beförderung der Wissenschaften selbst auf die Lektüre der Russen wirkt. Vor einem Jahrzehend gab man zu Moskau nur ein russisches Journal heraus, und auch dieses konnte wegen Mangel an Lesern nicht fortgesetzt werden. Desto fruchtbarer aber ist dieses Jahr an Journalen; denn die Anzahl derselben, die bis jetzt erschienen sind, beläuft sich bereits bis auf achtzehn. Sie werden in den beiden Residenzstädten geschrieben, und die Gegenstände derselben sind vorzüglich: russische und ausländische Literatur, kurze Originalaufsätze, theils in Prosa, theils in Gedichten, Uebersetzungen, Erzählungen, Anekdoten, sinnreiche Gedanken und kurze Kritiken. Einige enthalten auch die vorgestellten Theaterstücke und einige politische Nachrichten. Uebrigens sagt ein jeder bei der Ankündigung seines Journals, daß er es so viel als möglich interessant machen werde.

Die neuen Journale, die in diesem Jahre hinzugekommen, sind folgende: 1.) Lycee. Verfasser, Collegienrath Martinow. 2.) Der Liebhaber der Literatur. Verfasser, Ostolopow. 3.) Der Verkündiger Zion's, ein Journal christlich-moralischen Inhalts. 4.) Journal für Damen. 5.) Der moskowische Zuschauer. Verfasser, Fürst P. Schalikow. 6.) Die russische Literatur. Verfasser, Brunnlow. 7.) Minerva. 8.) Journal für Künstler und Fabrikanten. 9.) Aurora.

Die russische gelehrte Zeitung bei der moskowischen Universität, die im vorigen Jahre ihren Anfang nahm, wird auch in diesem Jahre fortgesetzt. Besonders aber verdient die periodische Schrift, die alle zwei bis drei Monate bei der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg herausgegeben wird, noch einer Erwähnung. Der Titel derselben ist: Periodische Schrift von den Fortschritten der Volksbelehrung in Rußland. Diese Schrift liefert alle die neuen Organisationsakten und Reglements der Universitäten und Gymnasien, so wie alles was auf die Fortschritte der Volksbelehrung Bezug hat. Da hingegen wieder das St.

Petersburgische Journal alle die neuen Civilreglements, und was auf die Verwaltung des Reichs Beziehung hat, bekannt macht. Originalwerke sind im Jahre 1805 wenig geschrieben worden. Unter diejenigen, die das Publikum mit Beifall aufgenommen hat, gehören unter andern:

1.) Eine kurze Lebensbeschreibung Kaisers Paul des Ersten.

2.) Der empfindsame Poet, eine Oper in zwei Aufzügen.

3.) Zwei Schauspiele von Fedoroff; nämlich: die Verläumdung und Unschuld in vier Aufzügen, und Lise, oder die Folgen des Stolzes in drei Aufzügen. Zu letzterm Stücke hat der Verfasser den Stoff aus Karamsins Erzählung: Die arme Lise, entlehnt. Ueberhaupt gehört Fedoroff jetzt mit unter die besten russischen Theaterdichter.

Von den neuern Uebersetzungen zeichnen sich vorzüglich aus:

1.) England und Italien von Archenholz, 6ter Theil.

2.) Reise durch Sachsen, Oesterreich und Italien in den Jahren 1800, 1801 und 1802 in drei Theilen.

3.) La logique de Condillac, übersetzt vom Professor Dsipowsky, und

4.) Gatterers Wappenkunde, übersetzt von Malgin.

VIII.

Verschiedene Nachrichten.

Wie stark der Handel aus dem Innern Rußlands nach St. Petersburg und von da wieder in das innere des Reichs ist, kann folgendes zur Nachricht dienen:

Im verfloffenen Jahre 1805 gingen durch den ladogaischen Kanal in die Newa 9631 große und kleine Fahrzeuge. Ihre Ladungen bestanden unter andern namentlich in folgenden: Roggenmehl 994,678 Kul. Hafer 627,896 Eshetwert. Buchweizen 70,615 Eshetwert. Roggen = Saamentörner 1230 Eshetwert. Weizen 155,342 Eshetwert. Hanf 2,110,624 Pud.

Zurückkehrende Fahrzeuge führten wieder durch eben diesen Kanal in das Innere des Reichs folgende Waaren: Zucker 38,551 Pud. Kaffee 2159 Pud. Thee 108 Pud.

Wachslichter 410 Pud. Zinn 5711 Pud.
 Weißes Blech 1617 Pud. Verschiedene Far-
 ben 5529 Pud. Weißes Garn 13,471 Pud.
 Baumwolle 500 Pud. Tuch 89,300 Arschinen.
 Mittal (grogen Musselin) 23,000 Arschinen.

Schon werden auch hier und da im russi-
 schen Reiche Dorffschulen errichtet; dahin ge-
 hört unter andern auch diejenige, die neuerlich
 im kalten Norden eröffnet wurde. Es war
 dies nämlich im Dorfe Rowdina-Goree
 im Cholmogorischen Kreise des Archangelschen
 Gouvernements. Dies Dorf hat außer den
 Weibspersonen 550 männliche Einwohner, und
 35 ihrer Söhne ließen sich sogleich als Schü-
 ler einschreiben. Der Schiffsmeister Rogo-
 daew-Rotschnew, ein Bauer des Dorfs
 und Mitglied der freien ökonomischen Gesell-
 schaft, übernahm die Besorgung der Schule
 und die Besoldung der Lehrer. Der Archan-
 gelsche Bischof und Ritter Eulampi, be-
 gleitet von der Geistlichkeit und einer großen
 Anzahl Seminaristen aus Archangel, weihte
 diesen Platz der Belehrung feierlich ein, und
 beschenkte die Schüler mit Büchern. Die Er-
 öffnung geschah am funfzehnten September

1805, als am Krönungstage Kaiser Alexander des Ersten.

In der Stadt Tomsk, mitten in Sibirien, ist der Kaufmann Johann Popow Stifter eines Krankenhauses geworden. Er hat dazu ein Kapital von 7000 Rubeln und die jährlichen Zinsen von 2000 Rubeln bestimmt. In diesem Krankenhause werden 100 Kranke und Nothleidende genährt und gekleidet.

Der medicinisch = physischen Gesellschaft bei der Universität zu Moskau werden schon von Zeit zu Zeit, aus mehrern Gegenden, gelehrte Abhandlungen zugesickt. Bemerkungswerth ist davon unter andern die neuerlich überschickte Abhandlung des Herrn Liboschitz, Inspektors bei der medicinischen Gerichtspflege in der Gouvernementsstadt Wätka. Er handelt in dieser gelehrten Arbeit von dem schädlichen Einflusse, den die leichte Kleidung der Damen in den nördlichen Gegenden auf ihre Gesundheit hat. Mit vieler Deutlichkeit beweist er, daß diese leichte Kleidung die Ursache vieler körperlichen Krankheiten ist,

und lobt im Gegentheil die Kleidung der griechischen Damen. Besonders empfiehlt er dem schönen Geschlechte zur Vermeidung vieler Krankheiten in kalten Gegenden, und wo öfters feuchte Dünste emporsteigen, Unterkleider von baumwollener Materie zu tragen. — Er ist, so wie auch Herr Professor Buhle, als Mitglied in die medizinisch = physische Gesellschaft aufgenommen worden.

Zu keiner Zeit und in keinem Jahre sind in Rußland so viele Lusterscheinungen gesehen worden, als im Jahre 1805. Im Monate Oktober zeigten sich allein sechs an verschiedenen und von einander weit entlegenen Orten. Das Meteor, das am zweiten Oktober zu Jaroslaw und in der herum liegenden Gegend bemerkt wurde, war länglicht, hatte die Gestalt einer Schlange, erleuchtete gegen 9 Uhr des Abends, heller wie ein Blitz, die ganze Stadt und löste sich endlich mit einem hellen Widerscheine auf.

Geschickte Naturkenner schreiben die Ursache, der seit einigen Jahren in Rußland so öftern Lusterscheinungen, dem Mangel der Nordlichter zu.

Aber weit wichtiger als alle die bisher bemerkten Meteore, ist das Phänomen, das am fünf und zwanzigsten März 1805 bei der kleinen Stadt Doroninsk, im Innern Sibiriens, gesehen wurde.

Der Himmel war an diesem Tage, so lautet der Bericht, mit Wolken umzogen, und die Sonne warf ihre Strahlen nur matt durch die Wolken. Um fünf Uhr Nachmittags drängte sich von Süden her, eine überaus finstre Wolke durch die andern Wolken. Sie näherte sich dem Flusse Indoga unweit der Stadt und kündigte sich mit einem fürchterlichen Krachen, gleich dem heftigsten Donner, an. Die Hirten, die in der Nähe ihre Heerden auf den Wiesen weideten, erschrafen, denn sie sahen aus dieser Wolke einen großen glühenden Stein auf die Erde fallen. Bei dem Falle prallte er wieder zurück, zersprang, und der obere Theil davon wurde bis über eine Werst weit geschleudert. Der übrige Theil fiel in einer kleinen Entfernung wieder zur Erde.

Kurze Zeit darauf kehrten die Hirten mit den Heerden zurück und meldeten den Vorfall in der Stadt bei der Behörde. Sogleich be-

gab sich der Major Blasow, desgleichen auch der Salzinspektor Bogdanow, zur nähern Untersuchung auf den Platz, wo der Stein lag.

Der Stein war noch so heiß, daß man ihn nicht in den Händen halten konnte; auf der Stelle, wo er lag, war alles rund herum verbrannt; am Gewicht wog er sieben Pfund und hatte vier Werschock oder fünf Zoll in der Höhe, roch nach Pulver, und obschon die Farbe mehrentheils kaffeobraun war, so war sie doch in der Mitte etwas bläulich; der Geschmack war salzig und klebrig auf der Zunge.

Unerthhalb Werste davon fand man den obern Theil des Steins, der sich beim Fallen getrennt hatte; er war in viele kleine Stücke zersprungen.

Die kleine Stadt Doroninsk liegt in dem Gouvernement Irkutsk, zwischen Werchni Udinsk und Nertschinsk am Flusse Indoga.

Eben als die Russen und Franzosen, unweit Ollmütz, in unübersehbaren Reihen in Schlachtordnung gestellt, im Kampfe begriffen waren, starb zu Moskau am $\frac{14}{28}$ November 1805 der Generalfeldmarschall Iwan Petrowitsch Soltikow im acht und sechzigsten Jahre seines Alters. Der Oberste Wassili Karzew hat eine Belohnung von hundert Dukaten demjenigen bestimmt, der die beste Lobrede auf diesen verdienstvollen General verfertigt. Neun Tage darauf, am 23sten November, starb auch der Geheimerath und Senator Nikolai Nikolaiwitsch Soltikow.

IX.

Theater = Notizen.

St. Petersburg im December 1805.

Sie verlangen durchaus Notizen von dem hiesigen Theater? — Wie ich aus dem vorigen Hest Ihres Journals merke, so haben Sie aus Reval, der theatralischen Notizen halber, ein anonymes Schreiben bekommen? — Mein Gott! wenn Ihnen Ihre Ruhe lieb ist, so

lassen Sie sich mit den theatralischen Angelegenheiten unbefast! Sie sollten es doch wohl wissen, was für ein kitzliches Völklein die Schauspieler sind, und was darum und daran hängt! — Doch, dießmal will ich Ihren Wunsch erfüllen und überlasse es Ihnen, ob Sie in Zukunft meinen Rath befolgen wollen. — Die Konstellation unsers deutschen Theaters ist ominös. Wahrlich, das Glück ist Herrn Arresto nicht günstig. Die Witterung war nicht feindselig; um so mehr ist der üble Fortgang der theatralischen Angelegenheiten zu bewundern. Dieser Monat, der so nahe vor den ominösen Fasten geht, war besonders unfruchtbar. Aber, wie gesagt, in Allem ist auch das Glück feindselig! Das Mädchen von Marienburg brachte einige gute Einnahmen, und versprach deren mehrere — es wurde untersagt. Das Nixenreich hat sich nicht erhalten, und brachte nur der Benefice der Mad. Raffka Vortheil. Ein hiesiges neues Produkt, das, wie ich glaube, Rationalbeziehung hat, welches aber aus Gründen unter seinem eigenthümlichen Namen nicht gegeben, und mit der Ueberschrift: "Die Freudenfeyer" bei der Zurückkunft unsers allgeliebten Monarchen aufgeführt wurde, brachte nur die

erste, erträgliche Einnahme. Ein neues Nachspiel: Die Perücke, wollte durchaus nicht schmecken — und die Perücken sind ja auch lange aus der Mode! —

Das Mädchen von Orleans zeigt sich noch erträglich. Mamsell Löwe gab es zuletzt zu ihrem Benefice, und ich glaube, sie hat Ursache zufrieden zu seyn. Noch sind mehrere Benefice-Vorstellungen vor den Fasten; ob sie Vorthheil oder Nachtheil der Direktion bringen, laß ich daheim gestellt seyn. Bis jetzt, glaube ich, brachte Herrn Rosenstrauchs Einnahme: Die kluge Frau im Walde, der Direktionsskaffe noch das meiste ein. Uebrigens ist durch Herrn Gebhardt's Zurückkunft das Fach der jugendlichen Liebhaber wieder besetzt. Durch Mamsell Stein haben wir wieder eine Sängerin gewonnen; aber so manches andre fehlt noch. An Tenoristen haben wir nun gänzlich Mangel. Der Einzige, der bisher diese Lücke ad interim ausfüllte, Herr Berling, liegt seit mehreren Wochen an einem tödlichen Nervenfieber krank. In einem jungen Anfänger, Herrn Treber, der ehemals im Orchester war, blüht uns zwar ein artiges Talent für den Baß auf; aber es ist noch zu jung und

nirgends einstudirt. Jetzt sind die Donauweibchen das Einzige, was von Opern aufgetischt werden kann; aber sie wollen durchaus nicht mehr schmecken. Auch thut das russische Theater es dem deutschen gar zu sehr an Aufwand zuvor. Der dritte Theil wird dort mit unglaublicher Pracht und mit ungeheurem Zulauf wieder gegeben. Dieß ist auch hier das einzige Theater, welches etwas einbringt. Mit dem französischen will es auch nicht fort. Das trägt den ungeheuren Aufwand bei weitem nicht, und lezthin soll es gar passirt seyn, daß die Schauspieler, ohne die Vorstellung anzufangen, wieder aus dem Theater gingen, wegen Mangel an Zuschauern. Etwas unerhörtes, da dieses Theater sonst in dem höchsten Ansehen steht. —

Weiter ist nichts Neues vorgefallen, oder wenigstens alles Neue ist nicht angenehm. — Ein Herr Heider versuchte diesen Monat sein Glück in einigen nicht sehr bedeutenden Rollen des Altenfachs; es war ihm aber nicht günstig.

Herr Pillich aus Reval spielte als Gast die Rolle des alten Rufs, und wurde engagirt.

Ich kann Ihnen nichts als ominöse Noti-
zen liefern, und das bringt wenig Freude.
Lassen Sie mich abbrechen, und möge dieser
Aufsatz immerhin einem Fragment gleichen —
die Aussichten des deutschen Theaters sind
es auch.

H.

X.

Brief aus St. Petersburg an den Her-
ausgeber, einige theatralische Kritiken be-
treffend. *)

Ein bössartiges Gestirn, liebster Freund,
scheint über unsre Korrespondenz zu walten,

*) Der Verfasser sandte mir diesen Brief in den er-
sten Tagen seiner, wie ich nachher erfahren habe,
tödlichen Krankheit. Dieser Umstand hielt mich
ab, sogleich Gebrauch davon zu machen, wie ich
es Willens war, da ich ihn für die beste Recht-
fertigung halte. Ich nehme mir also jetzt, da
er, wie ich so eben aus mündlichen Nachrichten
erfahre, auf dem Wege der Genesung ist, die
Freiheit, ohne sein Vorwissen den Brief einzu-

daß sie fast immer nur durch unangenehme Vorfälle angeknüpft, und dann wieder auf lange Zeit unterbrochen wird. Doch, wie sollte ein andres Gestirn über meine Korrespondenzen, als über mein ganzes Leben walten? — Wenn Sie Journale lesen, so müssen Sie bemerkt haben, daß eine sarkastische Hand seit einiger Zeit mich zum Stichblatt ihrer Bosheit macht und unablässig ihre Giftblasen auf mich losschleudert. Wenigstens werden Sie aus einem der letzten Stücke leicht den Schluß ziehen können, daß ich mit allen vorhergehenden Angriffen gemeint war. Diese Beschmutzungen sind nun in der That so banditenartig, daß sie Jedermanns Unwillen reizen und keinen Lacher auf ihrer Seite haben. Zu bedauern ist es nur, daß jener moralische Vipernfänger sich nicht getraut, meinen Namen in den schwarzen Fleck seiner infernalischen Zielscheibe zu setzen; und doppelt Schade, daß diese kritischen Blasenpflaster mit ihrem Behizfel nur einen winzigen Zirkel durchwandern: ich würde in ganz Deutschland meine Sach-

rücken, und hoffe, Verzeihung zu erhalten, da er nichts enthält, dessen sich der Verfasser schämen dürfte.

K a f f e a.

walter finden. Wenn das stolz gesprochen ist, so habe ich wenigstens den Muth, es zu bekennen. — Die Erwägung dieser Umstände macht mich also kalt gegen dergleichen Gassenbühnereien, und nie würde ich die Feder eingetaucht haben, ihrer mit Einer Silbe zu erwähnen. Da aber ein andres Mitglied dieses literarischen Klubbs, um ihren Verfolgungsgeist alle Zügel schießen zu lassen, sich die unschuldige Freiheit genommen hat, in den Tag hinein zu behaupten, ich sei der Verfasser der theatralischen Aufsätze in Ihrem Archiv, und was ganz unverzeihlich ist, sogar der Urheber der Notiz über ein benachbartes Theater, an das ich mit keinem Gedanken mehr denke; so hat mich ein konvulsivischer Krampf ergriffen. Ich wollte anfangs meine Rechtfertigung selbst übernehmen; glücklicherweise bedachte ich aber noch zur rechten Zeit, daß diese Tarakanen viel zu tief unter meiner Würde sind, um einen einzigen Pfeil des Wizes zu verschießen. Ich ersuche Sie also, mein Lieber, bloß der in jener Kritik angetasteten Personen wegen, auf irgend ein Mittel zu denken, wie Sie mich lossprechen können, ohne daß ich selbst gezwungen werde, mich mit diesen Pharisäern und Schriftgelehrten gemein zu machen. Sie wissen, wie oft Sie mich baten, Ihnen aus

Neval Nachrichten zu senden; Sie wissen, daß ich es Ihnen nicht nur standhaft abschlug, sondern mich auch verbindlich machte, Ihnen literarische Artikel von anderm Gehalte zu schicken, mit der Bedingung, daß Sie nie etwas über das Theater einrückten, so lange ich in Neval wäre. Sie haben redlich Ihr Versprechen erfüllt, und ich das meine. Auch jenes hämische Gemüth weiß, wie oft es mich seit zehn Jahren um Beiträge zu seiner Kalendarischelei und seinem theatralischen Mausfallenkrant bestürmt hat. Aber nie erhielt der Ehrenmann auch nur ein armseliges Verslein, und wenn er das Gegentheil behauptet, so ist er doch noch boshafter, als — ich weiß nicht was. Ich würde befürchtet haben, die Musen durch die Dardanellen zu jagen, wenn ich sie über seine hirnlose undeutsche Loosung geführt hätte. Die Mittel der Rechtfertigung überlaß ich Ihnen gänzlich. Geschehe sie durch Nennung des wirklichen Verfassers, oder auf was sonst für eine Art, gilt mir gleich.

Eine zweite Ursache, warum ich selbst die Hand nicht in Bewegung setzen will, ist die, daß ich die ätzende Schärfe meiner Feder kenne. Wehe dem, der in ihre Spitze fällt!

Nicht geißeln, nicht foltern werde ich ihn; nein: wie der Hurone seinem Kriegsgefangnen die Nägel von Händen und Füßen mit den Zähnen reißt und vor seinen Augen in einer Pfeife Tobak verraucht; wie die Weiber dieser Wilden ihrem Schlachtopfer Sehne für Sehne ablösen, und frohlockend aus einander zerren: so werde ich literarisch mit dem meinigen umspringen. Lhonet, der 9 Jahre mit der Zergliederung einer Lindenraupe zubrachte, kann diese nicht ärger zerstückelt haben. Sie sehen, ich kann auch giftig seyn!

Wie diese Kreolen der Literatur überhaupt beweisen wollen, daß ein Schauspieler falsch deklamirt habe, unter andern, ist für mich eine von den Unbegreiflichkeiten der moralischen Welt. Schiller war von meinem 16ten Jahr an mein Lehrer, mein Freund, mein Wohlthäter. Ich saß oft in seinem Arbeitszimmer, wenn er seine unsterblichen Gedanken niederschrieb; er legte die Feder aus der Hand und las mir Stellweise vor: und er gestand oft, der Sensus der richtigen Deklamation sei das Eigenthum der wenigsten Dichter, — (von Kamlers Deklamationsucht war zuweilen die Rede) und den Wenigen gelänge er selbst bei Vorlesung ihrer eignen Werke nur durch

Übung. Er nahm manche Berichtigung an, und fand unverkennbare Spuren des theatralischen Talents darin. Er war die Veranlassung, daß ich meine jetzige Laufbahn ergriffen habe. Doch, dies sei dem Edlen kein Vorwurf im Grabe! Denn wißt es, ihr Pygmäen, er war noch edler, als sein Geist groß war! Seine geistreiche Gattin lebt noch, und andre Zeugen für meine Angabe finden sich in allen Winkeln, wo Universitätsfreunde zerstreut zu werden pflegen.

Daß jene Pflanzenkinder mir Beurtheilungskraft, alle Vorkenntnisse, die zur theatralischen Praxis nothwendig sind, und alles Nachdenken, ja selbst die Bekanntschaft mit der feineren Welt, in der ich das Glück gehabt habe aufzuwachsen — so sans rime et sans raison absprechen, wird keine ihrer kleinsten Verantwortungen am jüngsten Tage seyn. Keinem, der mich kennt, (ich sage es mit dreifacher Zuversicht) ist es noch eingefallen, mir diese armseligen Hausbedürfnisse abzuspochen. Ich habe über eine Kunst, die ich selbst hasse, weil sie die undankbarste ist, mehr gedacht, als alle kritische Sudelköche, die Lessing und Engel nachgequalstert haben, und kann es zu jeder Stunde eben so leicht beweisen

sen, obgleich die deutsche Sprache nicht meine Muttersprache ist, als Pitus von Mirandola in dreizehn Sprachen einen theologischen Satz bewies. — Doch weg von diesen Eherstenseelen! Fehlt es mir doch jetzt an Lust zu edleren Beschäftigungen! — Verdruß und Widerwärtigkeiten von allen Seiten, eine allzureizbare Organisation, und vielleicht auch eine fehlerhafte Diät, haben den Geist meiner Existenz erschlafft und jeden Trieb der Wirksamkeit gebrochen. Selbst die einzigen Trösterinnen meines Lebens, die holde Muse und die freundliche Weisheit, die sonst über meinen einsamen Schreibtisch sich die Hände reicheten und Balsam in mein melankolisches Herz gossen — trauern Sie mit mir! — sind weggeflohn, und kehren nimmer wieder. Jetzt erst fühl ich mich in der Blüthe des männlichen Alters allein in der Schöpfung. Kein Wunder, wenn mich die Furien ergreifen und den Hunden vorwerfen! !

Dieser Brief ist auf dem Krankenlager geschrieben. Verzeihen Sie also, daß er plötzlich stockt, wie die Schläge meines febrilischen Pulses.

Der Ihrige

Berling.

St. Petersburg d. 28. Novbr. 1805.

Intelligenzblatt.

Ankündigung.

Riga, eine der ältesten handelstreibenden Städte der Ostsee, verdient es allerdings, daß man die merkwürdigsten Parthieen und Ansichten derselben öffentlich bekannt mache. Dies bewog mich, fürs erste unsern Marktplatz in Delfarbe zu malen, und da dieses Unternehmen ganz meiner Erwartung entsprochen und von Kennern vielen Beifall erhalten hat; so bin ich entschlossen, alle bekannten und merkwürdigen Gegenden und Plätze in und außer der Stadt nach und nach aufzunehmen und in Kupfer stechen zu lassen. Wäre ich ein reicher Mann, so unternähme ich die Entreprise auf meine Kosten: allein ich muß schon zu dem guten Willen eines kunstliebenden Publikums meine Zuflucht nehmen, und dasselbe ganz ergehenst bitten, mich durch eine hinlängliche Subscription in den Stand zu setzen, mein Vorhaben realisiren zu können. Ich schmeichle mir, daß es gewiß für jeden Patrioten interessant seyn wird, unsre ohnehin berühmte Stadt auf diese Art dem Ausländer noch bekannter machen zu können.

Riga, im Januar 1806.

E. L. Fehhelm,
Dekorateur.

Die nordische Kommissionshandlung erdietet sich mit Vergnügen zur Annahme der Subscription. Auch können Liebhaber den gewiß meisterhaft gemalten Marktplatz mit der

Börse, einem Theil des Perrithurms, und den diesen Platz umgebenden Gebäuden täglich bei Herrn Fechhelm in Augenschein nehmen.

Anzeige.

Der hiesige privilegirte Zahn- und Bruchschadenarzt, Herr Wangenheim, zeigt hiermit ergebenst an, daß bei ihm allezeit fertige Bruchbandagen für Damen und Herren zu haben sind. Man sendet bloß ein Maas der Breite und Länge der Lage mit, wo sich der Bruch befindet. Man wendet sich entweder direkte an ihn, oder auch an die nordische Kommissionshandlung, wo jeder nach Billigkeit auf das prompteste bedient werden soll. Riga, den 28. Januar 1806.

Nachricht, das Intelligenzblatt betreffend.

Das Intelligenzblatt steht jedem offen, dem durch diese Zeitschrift an der Bekanntmachung irgend eines Gegenstandes, er mag Namen haben, welchen er will, und an der schnellen Verbreitung in den russischen Provinzen etwas gelegen ist. Für die gedruckte Zeile bezahlt man bei größern Aufsätzen 3 Ferdinge oder 8 Kopeken; kleinere Anzeigen von 4 bis 8 Zeilen geben nach Proportion etwas mehr. Niemand wird diese Forderung unbillig finden, zumal diese öffentl. Anzeigen nicht dem Herausgeber, sondern dem Einsender zum Vortheil gereichen. Man wendet sich deßfalls an die nordische Kommissionshandlung.

In der nordischen Commissionshandlung zu
Riga sind nachstehende Werke zu haben:

Abelung, deutsches Wörterbuch. Neue vermehrte Ausgabe in 4. Halbfranzband. 4 Bände. 24 thlr.

Archiv, nordisches, vom Jahre 1806. 8. 12 Hfte. broch. 4 thlr. NB. Von den 3 ersten Jahrgängen sind noch einige Exemplare vorräthig. Wer von hier bis den 1sten April sich directe an die Verlags-Handlung wendet, erhält das Exemplar eines jeden Jahrgangs für 2 thlr. Alb.

Beckers, Weltgeschichte für Kinder und Kinderlehrer. 9 Thle. 8. 11 thlr. 20 frd.

Bilder-gallerie, neue, für junge Söhne und Töchter, mit 2000 illuminirten Kupf. 12 Bde. 8. 30 thlr.

Bröders, praktische Grammatik der lateinischen Sprache, cum lectionibus lat. 5te verm. Aufl. gr. 8. 50 frd.

Dessen kleine lat. Grammatik, mit leichten Lectionen für Anfänger. 4te Aufl. gr. 8. 30 frd.

Dessen lectiones latinæ besonders. 5te Aufl. gr. 8. 15 frd.

Exercier-Reglement, neuestes, für die franz. Infanterie, mit Kupf. 2 Bde. gr. 8. 4 thlr. 40 frd.

Ficks, englisches Lexikon, Englisch-deutsch und Deutsch-englisch. 2 Bde. gr. 8. 4 thlr.

Funke, kurzer Entwurf der Naturgeschichte zum Gebrauch in Schulen. 8. 1 thlr.

Gallerie der Welt, in einer bildl. Darstellung aller merkwl. Länder, Völkerschaften, Thiere, Natur- und Kunst-zeugnisse, mit illum. Kupf. 17 Bde. gr. 4. 24 thlr.

- Georgien, oder hist. Gemälde von Grusien.
Aus dem Russ. von Dr. Schmidt. 8. 60 frd.
- Hellmuths, Volksnaturgeschichte, ein Lehr-
buch für Freunde der Volksnaturlehre, mit
350 Abbildungen. 7 Bde. 8. 5 thlr. 60 frd.
- Dasselbe Buch mit illum. Kupfern und broch.
11 thlr. 40 frd.
- Hirschmanns Tempel der Natur und Kunst,
mit illum. Kupf. 2 Bde. 8. 7 thlr.
- Hogarth'sche Studien, mit einem Kupf. 8.
Velinp. 1 thlr. Schreibp. 60 frd.
- Klopstocks sammtl. Werke. 8 Thle. m. Kupf.
Prachtausg. auf Velinp. 4. broch. 22 thlr.
- Polyhymnia, von J. C. Kaffka. 2 Bde. 8. 1
thlr. 40 frd.
- Schillers, Huldigung der Künste. 8. brochirt.
10 frd.
- Weltumsegler, der, oder Reise durch alle 5
Theile der Erde, mit vorzüglicher Hinsicht
auf ihre Bewohner, auf die Schönheiten
der Natur und Kunst, zum Selbstunterricht
der Jugend zweckmäßig abgefaßt von Schäf-
fer. 3 Bände mit schönen illuminirten Ku-
pfern und Charten. 4. 10 thlr.
-

Nordisches Archiv.

Monat Februar

1806.

I.

Neueste Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande der vornehmsten Handelsplätze am schwarzen Meere.

(Fortsetzung.)

Moskwa, diese alte Hauptstadt Rußlands, bietet Cherson ansehnliche Vortheile, sowohl für seinen Einfuhr- als auch für den Ausfuhrhandel, vornehmlich aber für den erstern dar. Diese Stadt, eine der größten von Europa,

wird als der Mittelpunkt des russischen Reichs angesehen; es wird daselbst ein unermesslicher Absatz von fremden Waaren, sowohl für den Verbrauch der Stadt selbst, als auch für den Bedarf der Provinzen gemacht, welche zum größten Theil sich zu Moskwa damit versorgen. Die meisten seiner Handelsartikel zieht es von Petersburg, die andern Waaren kommen aus Sibirien und den verschiedenen Theilen des russischen Reichs, aus dem kaspischen und asowschen Meere, aus Persien, China u. s. w. Moskwa hat Tischzeug- und Leinwandmanufakturen von verschiedener Art, auch von bundgestreiften Leinwänden. Es besitzt Zuckersiedereien und Lohgerbereien, mehrere andere, als z. B. Segeltuchfabriken sind in dem Gouvernementsbezirk, welcher nach dieser alten Hauptstadt benennet ist, vertheilt.

Moskwa hat bestehenden Wechselverkehr mit Amsterdam und London. Wechselbriefe auf Hamburg und Paris sind sehr schwer zu bekommen. Es giebt den Kaufleuten von Cherson sehr gute Gelegenheit, aus fremden Ländern die zu den verschriebenen Ankäufen nöthigen Fonds zu beziehen, und ihnen dagegen, wenn dieser Fall eintritt, den Ertrag ihrer Einfuhrprodukte in Wechselbriefen zu übermachen.

Taganrog, am asowschen Meere, mit einem der vornehmsten Häfen des schwarzen Meeres, würde für den Handel mit Moskwa noch bequemer als Cherson seyn, wenn die Schifffahrt in diesem See, welche, wegen des wenig tiefen Wassers, nur kleinen Fahrzeugen möglich ist, überdieß nicht noch durch die häufigen Sandbänke und gewaltigen Strömungen zu beschwerlich würde. Auch ist derselbe, da er vom December bis in den März, je nachdem nun die Kälte mehr oder weniger heftig fällt, zugefroren ist, den Winter über nicht zu befahren.

Gleichwohl unterhält Taganrog mit Konstantinopel einen lebhaften Verkehr, obschon der Weg von Konstantinopel bis Cherson weit weniger Schwierigkeiten darbietet. Man findet in Taganrog dieselben Waaren zu Kauf wie in Cherson, nur in mehr oder weniger Anzahl; wie z. B. Hanf, Talg, Segeltuch, Pferdehaare, Tobak, Häute, Getreide, Pelzwerk u. s. w. Mit diesen Produkten ist das Land am reichlichsten versehen; man findet dasselbst auch noch etwas, das man zu Cherson nicht antrifft, nämlich Hausenblase, viel Kasviar, und so viel Eisen, als man nur immer haben will.

Den Kaviar, wovon Italien und die Türkei sehr viel verbrauchen, liefern die verschiedenen Städte, welche am Don, der Wolga, dem Ural und dem Terek liegen, in denen man auch den Stör, aus dessen Eiern (Krogen) er bereitet wird, fängt.

Das Eisen kommt aus den sibirischen Bergwerken, und wird zu Kasan auf der Wolga in Barken eingeschifft, welche zu Sarepta und andern dem Don am nächsten liegenden Ausladungsplätzen anhalten. Dieser Fluß ist von der Wolga nur ungefehr 21 Meilen entfernt. Das Eisen wird alsdann zu Lande bis an den Don geführt, und auf demselben nach Taganrog herunter geschifft.

Seit dem Frieden von 1774 zog Konstantinopel von Taganrog fast alles Eisen und Kaviar, dessen es zu seiner Konsumtion bedürftig war. Zu diesen beiden wichtigen Gegenständen kommen noch einige Ausfuhrartikel dieses russischen Hafens, als Butter, Fischlein, Leinwände u. s. w.

Das Masten- und Bauholz, welches das Gouvernement von Kasan im Ueberfluß liefert, und das nach Petersburg verführt und

baselbst zum Dienst der kaiserlichen Flotten und der Handelsmarine angewendet wird, könnte auch diesen Weg nehmen; der Vorzug aber, welchen man in den französischen und englischen Kriegarsenälen den Mastbäumen aus der Ukraine und Litthauen giebt, hat die Zufuhr derselben von Kasan nicht begünstigt. Taganrog hat Zollämter für die Ein- und Ausfuhr. Im Jahre 1803 liefen in diesen Hafen ungefähr 200 Schiffe mit verschiedenen Waaren beladen ein, von denen der größte Theil nach Moskwa verführt wurde. Dieselben Schiffe nahmen russische Produkte nach verschiedenen Gegenden wieder mit zurück. Sie müssen gegenwärtig, so wie ihre Ladungen, in diesem Hafen Quarantaine halten.

Katharina II. richtete ihre Blicke und ihre ganze Aufmerksamkeit vorzüglich auf die Seestadt Gadschiben (nun Odessa), in deren Besitz sie sich durch ihre Eroberungen in dem letzten Kriege mit den Türken gesetzt hatte. Diese Stadt liegt in Bessarabien, zwischen dem Bug und Dnestr, westwärts von Dtschakow, und neun Meilen von diesem Hafen entfernt.

Der Hafen von Odessa ist ein sicherer Ankerplatz für die größten Schiffe zu allen Jahres-

zeiten; er kann über 600 Kauffahrtheischiffe aufnehmen. In der großen Kälte von 1803 war er eingefroren.

Das Klima von Odessa ist lebhaft und die Luft gesund. Im Jahr 1796 erhielt diese Stadt von der Kaiserin ihren Gegenwärtigen Namen; es wurden daselbst ein Lazareth und Zollhäuser für die ein- und ausgehenden Handelsprodukte angelegt.

Der gegenwärtige Hafen oder vielmehr die Rhede von Odessa *) liegt in einem Meerbusen, der von einer Anhöhe, auf welcher die Stadt erbauet ist, beherrscht wird. Amphitheatralisch erhebt sich von dieser Seite die Stadt, welche sehr gut gebaut ist, und lange und breite Straßen hat. Da diese aber nicht gepflastert sind, und täglich von einer großen Anzahl Wagen befahren werden, so macht sie der Staub oder Roth sehr unbequem. Die Rhede wird von einer Citadelle beschützt, und um den Schiffen guten Schutz zur Winterzeit zu verschaffen, ist ein Damm aufgeworfen worden. Das Lazareth, welches man erbaut, liegt daran.

*) Siehe darüber etwas Ausführlicheres nord. Archiv 1803. S. 8. Monat April.

Odessa hat für den Handel von Bessarabien, Braslaw, Podolien, Polhynien und andern, Rußland in den beiden Theilungen von Polen zugefallenen Ländern, eine sehr glückliche Lage. Auch mehrere in dieser Theilung an Oesterreich und Preußen gekommene Landstriche können sich von hier aus mit fremden Waaren versehen, und ihre Produkte dagegen zuführen; doch müßten, um diesen Verkehr Dauer und Ausbreitung zu verschaffen, die Administrationsgrundsätze dieser Staaten das ihrige dazu beitragen, und die Absichten des Kaisers Alexander I. unterstützen. Dieser Fürst hat durch mehrere weise Maßregeln die Fortschritte des Handels von Odessa zu beschleunigen gesucht. Er hat, nach dem Beispiele Katharinen's II., im Jahre 1803 die durch den allgemeinen Tarif auf alle in den Häfen des schwarzen Meeres ein- und ausgehenden Handelsartikel gelegten Abgaben um den vierten Theil vermindert. Dieser Nachlaß geht dem Ausfuhrhandel wirklich zu Gute, da von einer Zollrechnung zu 100 Rubel man nur 75 Rubel in Bankassignationen bezahlt. Obschon nun die Vergütung auf den Ausfuhrhandel auch 25 proCent beträgt, so fehlt doch sehr viel daran, daß dasselbe Resultat herauskommen sollte. Diese Verschie-

denheit rührt von der Art und Weise her, wie der Eingangszoll bezahlt wird. Derselbe muß nämlich in wirklichen Albertsthalern, zu 140 Kopeken, entrichtet werden, ein Preis der weit unter ihrem Handelswerthe ist. Diese gesetzliche Verordnung in Rücksicht der Zollgebühren geht dahin, durch Einführung dieser fremden Münzsorten, und deren bezweckte Umschmelzung, die im Lande cirkulirenden Silbermünzen zu vermehren, und zu gleicher Zeit den Zollertrag für Rußland zu vergrößern. Da es aber in den meisten Häfen des schwarzen Meeres den Kaufleuten sehr schwer und kostspielig fallen würde, sich diese Art Münze zu verschaffen, so sind die Zollbeamten ermächtigt, zu Bezahlung der Abgaben Bankassiguationen anzunehmen, und um der Differenz wieder beizukommen, welche sich zwischen dem im Tarif bestimmten und ihrem Handelswerthe befindet, so rechnen sie 50 proCent über die Summe, auf welche sich die Zollrechnung beläuft, nachdem zu Folge des Gesetzes der vierte Theil davon abgezogen worden ist. Wenn also z. B. die Rechnung 100 Rubel beträgt, so werden 25 davon abgezogen, und zu den 75 übrigbleibenden noch $37\frac{1}{2}$ Rubel hinzuge-rechnet, welches die ganze in Bankassiguationen zu zahlende Summe auf $112\frac{1}{2}$ Rubel bringt.

Ferner hat der Kaiser zu Begünstigung des Transithandels von Odessa den 5. März 1804. einen Ukas erlassen, welcher den Durchgang aller derjenigen fremden Waaren, deren Einführung zu Wasser in Odessa erlaubt ist, so wie der aus andern russischen Städten dahin kommenden Artikel, ganz Abgabefrei erlaubt; und zwar: nach der Moldau und Wallachen über Mogilew und Dubossar, nach Oesterreich über Radziwilow; nach Preußen über Rezsinsky. Noch wird darin bestimmt, daß die nach Odessa von den vier genannten Zollbüreaux spedirten fremden Waaren, welche zur Ausfuhr bestimmt sind, daselbst ohne Transitzoll ins Meer gelassen werden, und nur den achten Theil der in diesen Büreaux davon zu entrichtenden Abgaben als Schreibgebühren zu bezahlen haben sollten.

Kraft eines zweiten denselben Tag bekannt gemachten Ukases, ist zu Odessa eine Hauptniederlage für die zu Wasser ankommenden Waaren, deren Einfuhr erlaubt ist, errichtet worden. Sie können daselbst achzehn Monat lang, ohne Abgaben zu bezahlen, liegen bleiben, und entrichten den Eingangszoll und Niederlagezins erst wenn sie verkauft und in das Innere des Reichs verführt werden.

Diese Vergünstigung ist um so wesentlicher, da die Einfuhrabgaben in Rußland sehr ansehnlich, und die Kaufleute, um sie entrichten zu können, genöthigt sind, einen Theil ihres Kapitals darauf zu verwenden.

Da es zu Odessa an Kupfermünzen für den Handel fehlte, und eine starke Agiotage gegen Bankzettel damit getrieben wurde, so hat der Kaiser daselbst eine Bank errichtet, welche Kupfergeld gegen Papiergeld *al pari* ausgiebt.

Um der Stadt die Mittel zu den Ausgaben, welche die Arbeiten am Lazareth und Hafen verursachen, zu verschaffen, hat ihr der Kaiser Alexander unter andern Freiheiten und Privilegien die Verpachtung des Handels mit Branntwein, und die Erhebung des Zehnten von den im Zollamte einkommenden Abgaben als Vergünstigung zugestanden.

Er hat ferner Odessa zu einem der vier Haupthäfen des schwarzen Meeres erhoben, und den Herzog von Richelieu das Civil- und Militairgouvernement darüber ertheilt. Er hat ihn in seinen Berrichtungen ganz unabhängig gemacht, dergestalt, daß dieser Gouverneur nur den Ministern des Kaisers zu Be-

tersburg Rechnung ablegt. Die Einwohner von Odessa befinden sich unter seiner Regierung sehr glücklich und die zahlreich hinzuströmenden Fremden werden von ihm mit Schutz und Wohlthaten überhäuft.

Odessa besitzt eine Börse, wo alle diejenigen, welche sich über Angelegenheiten des Handels und der Schifffahrt zu besprechen haben, zusammen kommen. Die Streitigkeiten, welche über diese Gegenstände ausbrechen, sind einem Tribunal von Schiedsrichtern unterworfen, von denen sich jede Parthei den ihrigen erwählt, und, wenn sie sich darüber nicht vereinigen können, so fällt diese Ernennung dem Gouverneur von Odessa anheim.

Es ist auch kürzlich verordnet worden, daß man sich nur gestempelter Connoissements bedienen solle, welche von dem Zollamte ertheilt, und demselben dafür, außer der Stempeltaxe, ein proCent von allen darin verzeichneten Gegenständen, als Connoissementsgebühren, entrichtet werden.

Um sich vor der ansteckenden Krankheit zu verwahren, welche, wie man annimmt, zu Konstantinopel, von dem die Häfen des

schwarzen Meeres nur durch eine kurze Fahrt getrennt sind, ohne Aufhören herrscht, ist ein Lazareth zu Odessa errichtet worden, und die Schiffe und ihre Ladungen, welche aus der Türkei kommen, müssen, hätten sie daselbst auch nur bloß Anker geworfen, eine Quarantaine von 35 bis 40 Tagen aushalten. Man verfährt hier im Allgemeinen nach den Reglements des Gesundheitsamtes von Marseille.

Dagegen erlaubt man den Schiffen, so wie sie angekommen sind, ihre Waaren ganz auszuladen, und 14 Tage nach ihrer Ankunft die Gegenladung, folglich also während ihrer Quarantainezeit, einzunehmen, dieselbe zu kompletiren, und, ohne mit der Stadt Gemeinschaft gehabt zu haben, wieder abzusegeln. Alle diese dem Handel so günstigen Maaßregeln haben bisher die Gesundheit des Landes in keine Gefahr gebracht, da in Anwendung derselben immer die größte Weisheit und Vorsicht beobachtet wurde.

Seit 1783 ist die Briefpost gut eingerichtet, und dem Hafen die Hälfte davon abgenommen worden. Die ganze Korrespondenz von Odessa geht über Brody, eine in Oesterreichisch-Gallizien gelegene Stadt. Die Kaufleute von Mar-

seille und Odessa senden ihre Briefpakete portofrei an dasige Handelshäuser, um sie gegenseitig weiter zu befördern. Briefe von Odessa kommen, nachdem die Jahreszeit ist, ungefähr innerhalb dreißig Tagen in Marseille an.

Frankreich unterhält in diesem Hafen des schwarzen Meeres einen Generalkommissair der Handelsverhältnisse. Desterreich, England, Spanien, Neapel, Ragusa und die Republik der sieben Inseln haben Konsuln daselbst.

Der Bestand der Volksmenge von Odessa beläuft sich auf 9 bis 10,000 Seelen; deren Anzahl durch die mehr oder weniger durchpassirenden und sich daselbst aufhaltenden Fremden größer erscheint; welches aber jedes Jahr Veränderung leidet. Es mangelt daselbst an Handwerkern, und die Regierung läßt kein Mittel unversucht, ihre Anzahl zu vermehren; sie gestattet denjenigen, welche sich im Lande niederlassen, mehrere Vorzüge.

Zur Frühlingszeit werden daselbst viele fremde Waaren für den Verbrauch der vormaligen Provinzen von Polen verkauft; der Vorrath, welchen man davon im Jahre 1803 hier

einbrachte, hat aber ihr Bedürfniß so sehr überstiegen, daß 1804 noch viel unabgesetzt vorhanden war.

Die Einfuhr fremder Branntweine ist zu Odessa strenge verboten. Der Rumm ist neuerdings von dem Kaiser erlaubt, aber mit einer starken Abgabe belegt worden. Das polnische Getreide macht den vornehmsten Handelszweig von Odessa aus. Im Jahr 1803 sah man daselbst 5 bis 600 mit diesem Lebensbedürfniß beladene Schiffe. Dasselbe ist von zweierlei Art, hartes und weiches Getreide; (le blé dur et le blé tendre); letzteres hält die Ueberfahrt schwerlich aus, auch hat es den Anschein, als ob man in den Magazinen von Odessa nicht Sorgfalt genug darauf anwendete.

Bisher sind von Polen auf Wagen, und von Rußland über Cherson auf Lichters, nur kleine Quantitäten Talg, Hanf, Flachs, Wachs, Wolle, Potasche, Hasenfelle und andere Artikel hier eingeführt worden; die Ausfuhr dieser Gegenstände machte also bis jetzt nur einen geringen Handel aus.

Auch Cherson liefert Getreide nach Odessa; es wird daselbst auf Tombasen, den Licht-

ters ähnliche Fahrzeuge, geladen, welche von diesem Transport 40 bis 75 Kopeken für den Tschetwert *) verlangen. Die Dauer ihrer Fahrt hängt von den Winden, welche wehen, ab. Bald kommen sie vom Abend bis zum andern Morgen in den Hafen, bald wenden sie auch zehn, funfzehn bis zwanzig Tage darauf, obschon die Entfernung nur 180 Werste (40 Lieues) beträgt. Uebrigens ist bei dieser Ueberfahrt keine Gefahr, als nur zu Ausgange des Herbstes.

Im Jahr 1804 kamen zu Obessa mehrere englische Schiffe von Maltha in zwei Abtheilungen an; sie nahmen daselbst Getreide und 800 Fässer gesalzenes Rindfleisch, zur Verproviantirung dieser Insel, ein.

Auch von Mahon sind in diesem Hafen einige spanische Schiffe, um Getreide zu laden, eingelaufen; da die Ausübung des zwischen der Pforte und Spanien unterhandelten Kommerztraktates noch einigen Schwierigkeiten unterworfen war, so hatten sie zu Konstantinopel bloß neapolitanische Expeditionsgüter einnehmen können.

*) Ein Tschetwert hält $9\frac{1}{2}$ Pud. Ein Pud 40 Pfund.

Außer den Mitteln, welche Odessa (so wie auch Cherson) vermöge seiner Lage besitzt, die zu den fremden Ankäufen benöthigten Fonds über Moskwa zu beziehen, kann man auch spanische Piaster einsenden, welche zu Odessa sehr leicht zu 160 Kopeken circa anzubringen sind; ein noch höherer Preis ist dafür zu erhalten, wenn man sie mit der Post nach Moskwa sendet, welche gegen ein halb proCent Vergütung dafür Sicherheit leistet.

Es sind zu Odessa Ankäufer von allen fremden Münzsorten. Von Brody und Konstantinopel werden spanische Piaster, Speciesthaler mit dem Brustbilde der Kaiserin Maria Theresia, und holländische Dukaten dahin gebracht.

Odessa hat noch mit keinem Platz von Europa einen direkten Wechselverkehr.

Die Kontrakte, welche man für Waarenlieferungen auf bestimmte Zeiten abschließt, müssen von dem Makler, welcher hierzu von der Regierung verpflichtet ist, registriert werden.

Es scheint der Billigkeit gemäß, daß die russischen Kaufleute ihre gegen die fremden

Kaufleute eingegangenen Verbindlichkeiten mit derselben Pünktlichkeit erfüllen sollten, als dies von ihnen zu Petersburg verlangt wird; und ist es wohl übrigens dem entstehenden Handel von Odessa zuträglich, durch allzu strenge Anwendung der Gesetze, diejenigen, welche diese neue Niederlassung besuchen, davon zu entfernen?

Die Getreidelieferungen der ehemaligen polnischen Provinzen geschehen vom Monat Mai bis in den August. Es kommen zuweilen in einem Tage 500, 700 bis 1000 mit Ochsen bespannte Wagen davon an. Man ist dann sehr in Verlegenheit, das viele Vieh zu tränken, weil das Wasser in den Brunnen der Stadt kaum für die Bedürfnisse der Einwohner zureichend ist, und man es weit herholen muß. Es fehlt der Stadt auch an Brennholz, welches folglich sehr theuer ist. Dasselbe gilt beinahe von dem größten Theile der Lebensmittel.

Da die Anzahl der zu Odessa erbauten Häuser und Niederlagen der Menge der Einwohner und Fremden, und dem Handelsverkehre nicht angemessen ist, so verursacht dies eine große Theuerung der Miethen. Die Woh-

nungen in den größtentheils steinernen Häusern sind im allgemeinen nicht sehr gesund, da man zu ihrem Bau kein süßes Wasser hat nehmen können.

Sehr selten findet man Frachtschiffe zu Odessa, man verschafft sich dieselben gemeiniglich in denjenigen Plätzen des mittelländischen Meeres, wohin die Ladungen, welche sie in den Häfen des schwarzen Meeres aufnehmen sollen, bestimmt sind. Sie können ihre Fahrt den Winter über machen; doch haben die traurigen Schicksale, welche denjenigen, die es wagten, dies Meer im November und Dezember zu befahren, größtentheils zugestoßen sind, die Schiffer davon abgeschreckt, welche lieber diese stürmische Jahreszeit im Hafen abwarten, und denselben erst im März verlassen.

Diejenigen Einwohner, welche liegende Gründe besitzen, oder Kaution stellen, genießen das Recht unter russischer Flagge Schiffe auszurüsten und versenden zu können.

Zwischen Odessa und Cherson, auf dem Wege an der Seeseite, befindet sich Dtschakow und Nikolajew auf dem Landwege.

Erstere Stadt, welche gegenwärtig wüste und gewissermaassen ganz verlassen ist, verdient hier weiter keiner Erwähnung. Ihr Hafen dient nur noch als Ankerplatz.

Nikolajew liegt am Zusammenfluß der beiden Flüsse Ingul und Bug, auf dem linken Ufer des letztern, welcher hier ungefähr eine Meile breit ist. Es ist etwa zehn Meilen von der Mündung des Bug, dreißig Meilen von Odessa und funfzehn von Cherson entfernt, und seine Bevölkerung wird ungefähr auf 15,000 Seelen geschätzt. Der Handel beschränkt sich auf einige Getreideausfuhr, welches von Schiffen, die den bis Nikolajew sehr tiefen und schiffbaren Bug herauf kommen, geladen wird. Was diese Stadt wichtig macht, sind das Haupt-Kriegsarsenal der kaiserlichen Marine, und der Sitz des Kriegs- und Civilgouvernements vom schwarzen Meere, welche sich daselbst befinden.

Koslow und Kaffa sind diejenigen Häfen der Krimm, welche den größten Handel treiben, und von den Schiffern am häufigsten besucht werden.

Sebastopol ist nur ein Kriegshafen, in welchem Handelsschiffe bloß einlaufen dürfen,

um die erlittenen Havereien auszubessern oder vor Ungewittern Schutz zu suchen. Quarantaine können daselbst nur die kaiserlichen Schiffe halten.

Koslow versieht Natolien, Romelien und Konstantinopel mit Getreide, Butter, Talg, Salz, und vorzüglich mit einem großen Vorrath von Wolle. Da seine Rhede offen ist, so sind die Schiffe, vorzüglich wenn der Wind nach Südwest weht, daselbst nicht sicher. Aus Kleinrußland kommt viel Getreide nach Koslow, und dieselben Wagen, welche es zuführen, nehmen gewöhnlich Salz wieder mit zurück.

Für das Wiederaufblühen des Handels von Kaffa hat der russische Hof besonders günstige Verfügungen getroffen. Er hat daselbst ein Lazareth und Bureaux für die Ein- und Ausfuhr errichten lassen. Die nach den Häfen der Krimm bestimmten Schiffe sind genöthigt, hier ihre Quarantaine zu halten. Diese Stadt hat ihren besondern Gouverneur, welcher mit denselben unbeschränkten Vollmachten, wie der Herzog von Richelieu zu Odessa, versehen ist. Der Haupthandel von Kaffa besteht in Getreide und Wolle; es führt auch

einiges Wachs, Talg, Butter und Hasenfelle aus.

Der allgemeine Friede im Jahre 1802 machte besonders für den Handel und die Schifffahrt nach dem schwarzen Meere, welche nun den meisten Flaggen frei gegeben waren, ansehnliche Spekulationen in den Häfen des mittelländischen Meeres rege. Alle Kornböden waren während des Krieges ausgeleert worden, und selbst Italien hatte nicht mehr, wie sonst, Vorräthe von diesem Lebensmittel zurück behalten. Weit entfernt, etwas übrig zu haben, zogen diese Gegenden selbst Getreide aus der Fremde. Da nun die Häfen des schwarzen Meeres mit vollem Rechte als sehr ergiebige Quellen dieses Lebensbedürfnisses angesehen werden, so gingen auch vorzüglich im Jahre 1803 von allen Seiten Schiffe, um Getreide zu kaufen, dahin ab. Auf viele dieser Fahrzeuge wurden Waaren und baares Geld, in mehr oder weniger großen Quantitäten geladen; doch begab sich der größere Theil, aus Besorgniß von Seiten der Befrachter, daselbst für die bei sich führenden Handelsartikel keinen schnellen und vortheilhaften Absatz zu finden, bloß mit Ballast beladen dahin. Die Unternehmer fanden es für

rathsamer, die zu den Ankäufen nöthigen Fonds, durch Vermittlung der Bankiers von Moskwa, Petersburg, Hamburg, Warschau, Wien, Brody und Konstantinopel dahin zu übermachen. Die allgemeine Regsamkeit, welche dieser Handel, in Rücksicht seiner Neuheit, der durch die Seltenheit des Getreides entstandenen Konkurrenz, und des davon zu erzielenden Gewinnes verbreitete, war so außerordentlich, daß sich nach authentischen Angaben, die Anzahl der von den verschiedenen Nationen, während des Jahres 1803 nach den Häfen des schwarzen Meeres geführten Schiffe auf 900 beläuft, von denen 500 zu Odessa, 200 zu Taganrog und die übrigen zu Kassa, Koslow und Sebastopol Anker warfen. Von diesen 900 Fahrzeugen segelten 815 dasselbe Jahr aus den gedachten Häfen nach verschiedenen Richtungen wieder ab.

Was die Ladungen dieser 815 Schiffe anbelangt, so bestanden dieselben größtentheils in Getreide, dessen ganze davon ausgeführte Quantität sich ohngefähr auf 6,300,000 Rillows (ein türkisches Maaß) belief, welche gegen 1,112,000 Eschetwert, 74,700 Amsterdammer Lasten, oder 1,418,700 Pariser Setiers gleich zu rechnen sind.

Die Hilfsquellen an Getreide, welche alle diejenigen europäischen Staaten, die mit dem schwarzen Meere in Handelsverbindung stehen, mit gutem Grunde zu erwarten haben, sind so beträchtlich, daß sich dieselben von nun an vor der schrecklichen Geißel des Brodmangels gesichert halten können. Dies ist ohne Widerrede die größte Wohlthat, welche Katharina und Alexander durch die Wiederherstellung des Handels mit dem schwarzen Meere der Menschheit erzeigen konnten.

II.

Blick auf Italien.

(Aus der Schreibtafel eines Reisenden.)

Neapel, den 9. Juny 1805.

Wer mit einem kränklichen Körper und dem Wunsche, Italien mit Nutzen zu sehen, diese interessante Reise macht, kann nur selten den Vorsatz ausführen, seinen Freunden von Zeit zu Zeit eine Uebersicht dessen mitzutheilen, was die Aufmerksamkeit beschäftigte, den Geist anzog, das Gemüth aber oft schmerzhaft erschütterte. Denn in diesem Lande der Kon-

traste wird die Seele mit Bildern überfüllt, der Körper ermüdet, wenn man nur einigermaßen die Gegenstände überschauen will, durch welche eine Reise in Italien interessant wird.

Eleganz und Bettelhaftigkeit ist der Hauptcharakter aller italienischer Städte, die ich sah. — Prachtige Palläste und Fensteröffnungen ohne Fenster fand ich oft. Bettler schreien den Reisenden an; Florenz ausgenommen, wo Wohlstand herrscht; überhaupt scheint Italien jetzt mit Bettlern, wie ehemals mit Göttern und Halbgöttern, bevölkert zu seyn. Wohlgekleidete Männer und Frauen strecken den Vorübergehenden flehende Hände entgegen, und ekelhafte, oft scheußliche Bettler tragen ihre offenen Schaden und Wunden zur Schau, und treiben mit diesen einen empörenden Brodserwerb, der bei schwangern Frauen nicht selten Aborte bewirkt. Dies moralische Uebel, und die häufigen Mordthaten erfüllen den Fremden, beim Eintritt in dies übrigens herrliche Land, mit Entsetzen; und doch, je länger man in Italien lebt, um desto mehr überzeugt man sich, daß die Nation herrliche Anlagen hat, und daß verkehrtes Religionswesen, Staatsverfassung und besonders die Staatsverwaltung, diese Uebel veranlassen,

oder verschulden. Der Grund der Volksarmuth, und der daraus entstehenden Bettelei, scheint darin zu liegen, daß Klöster und reiche Familien alles verschlingen. Das Volk hat nicht, wie im Norden, Landeigenthum, welches dem Besitzer, wenn er fleißig ist, ein ruhiges Alter zusichert. Tagelohn ernährt den, der Körperkraft hat; wenn diese weicht, dann nimmt er zur Bettelei seine Zuflucht. Das milde Klima und die Religion vermehren diesen traurigen Uebelstand. Die Reichen finden sich mit ihrem Gewissen ab, wenn sie von ihrem Ueberflusse der schreienden Noth etwas zuwerfen und Bettelmönche ernähren; aber der immer zunehmenden Noth zu steuern, daran denken diejenigen nicht, die am Ruder sind. Die reiche Handelsstadt Venedig allein zählt über 40,000 Bettler. In Neapel scheint das ganze Volk zu dieser Klasse zu gehören. Und doch prangt der fruchtergiebige, wohlbearbeitete Boden zu gleicher Zeit mit fünffachen Früchten. Ueber das reiche Kornfeld erheben sich Feigenbäume, Olivenstämme und Maulbeeren, die üppig behangen mit Weinrebenquirlanden, wie zu einem Feste geschmückt, das Lob der Natur verkünden. Diese ladet unter italienischem Himmel alle ihre Kinder zum fröhlichen Lebensgenusse ein, und vor-

zöglich in Neapel scheint sie mit umfangender Huld zu verweilen: als wollte sie die Verwüstungen vergüten, welche das Gesetz der Nothwendigkeit ihr hie und da abdringt. — Herkulanum, Pompeja, Torre del Greco, und die mit Lava überdeckten Felder, die Solfatara und alle ausgebrannten Krater, erschüttern tief, wenn man diese großen Zerstörungen sieht, die von Erdbeben und frühern oder spätern vulkanischen Ausbrüchen veranlaßt wurden; aber so schmerzhaft wird das Gemüth bei diesen Gegenständen nicht bewegt, als wenn man die durch Menschen entstandenen Zerrüttungen erblickt. — Ach! welche Spuren von Gräueln dieser Art sind auf dem ganzen Wege durch Italien sichtbar! Wir sahen noch keine italienische Stadt, welche nicht an den tiefen Wunden fortblutet, die der letzte Krieg ihr schlug. Mit diesen zufälligen Uebeln vereinigen sich noch die tiefer liegenden und fortgesetzteren Gebrechen der Verfassung, der Staatsverwaltung und der Volkserziehung, die in den schauerhaftesten Auftritten ihre Folgen offenbart. Wie leicht der feurige Italiener, dessen wilde Leidenschaft in der Religion selbst seine Zuflucht findet, zum Morden hingerissen wird, habe auch ich hier nach einer Spazierfahrt erfahren. Kaum war ich in

Neapel aus meinem Wagen gestiegen und die Treppe hinaufgegangen, so gerieth mein Kutscher mit einem andern in Streit und ward tödtlich verwundet. — Der nämliche Fall geschah zu Rom; die Kutscher zweier Cardinäle hielten vor dem Hause, wo ihre Herren in Gesellschaft waren, und geriethen mit einander in Wortwechsel, wodurch bald ein Dolchstreit entstand, in welchem der eine tödtlich verwundet liegen blieb, der andre aber auf dem spanischen Platz, in dies Asyl der Verbrecher, flüchtete. Dem Psychologen ist die moralische Erscheinung merkwürdig, daß bei Volksfesten keine Mordthaten geschehen; fruchtbar an solchen Freveln ist dagegen die Zeit der Buße, und vorzüglich die heilige Woche des Osterfestes. Der schnelle Uebergang von der Fröhlichkeit des Karnevals zur Todtenstille der äußeren Buße, und zu manchen düstern Kirchencereemonien, bringt den ungebildeten, leicht gereizten Italiener, oft aus lange Weile in üble Laune; er wird empfindlicher; beschäftigt ist er nicht; er zankt und ein Dolchstich erfolgt. Im Schooße der Kirche findet der Verbrecher Beruhigung für sein Gewissen, wenn er der weltlichen Strafe zu entkommen die Geschicklichkeit hatte; denn kein Geistlicher darf einen gebeichteten Mord anzeigen. Wird

ein Diebstahl gebeichtet, so muß der Entwend-
 der das Geraubte erstatten, wenn er nach der
 Beichte Absolution erhalten will. Daher wagt
 der Italiener leichter einen Mord als einen
 Diebstahl. Selbst die Art, mit welcher zu
 Rom die Verbrecher hingerichtet werden, be-
 fördert meiner Ansicht nach das Verbrechen
 des Mordes. Es giebt zu Rom eine Brüder-
 schaft, welche die Verbrecher, von der Stun-
 de an, wo sie ihr Todesurtheil erhalten, zu
 trösten und ihren letzten Lebenstag zu versüßen
 sucht. Zwölfe dieser Brüder wechseln die
 letzten vier und zwanzig Stunden bei dem zum
 Tode Verurtheilten; sie trösten ihn, sie berei-
 ten ihn zum Tode, sie lassen dem Deliquenten
 alle Nahrung und alle Erfrischungen reichen,
 die er fordert. Zwei dieser Ordensbrüder be-
 steigen sogar mit dem Verurtheilten in ihrer
 verkappten Gestalt den schwarzbehangenen
 Armensünderwagen, und verlassen ihn nicht
 bei seinem Hingange zum Galgen; sogar des
 entseelten Leichnams nehmen sie sich an, und
 bestatten ihn zur Erde. In allen Straßen,
 wo die Verurtheilten durchgeführt werden,
 sind verkappte Gestalten so mancher Brüder-
 schaft, die theils zu Seelenmessen für die
 Verbrecher, theils für ihre zurückgebliebenen
 Verwandten, eine milde Gabe vom gerührten

Publikum einsammeln. Eine solche Exekution hat in ihrem ganzen Aufzuge etwas schauderhaft Feierliches, und beschäftigt für den Augenblick das Volk eben so sehr, als jedes andre Schauspiel. Innige Theilnahme für den Hinzurichtenden ist auf jedem Gesichte zu lesen, vorzüglich interessirt sich das Volk sehr dafür, daß der Delinquent ihrer Meinung nach als ein bekehrter Sünder sterbe. Ströme von Thränen rinnen über die Wangen der erwartungsvollen Zuschauer, wenn sich das Gerücht verbreitet, der Delinquent sey ein verstockter Sünder, der die Bekehrung verweigere; und dies geschieht nicht selten, weil die Regierung selbst die Hinrichtung nicht leicht eher geschehen läßt, als bis die sogenannte Bekehrung einberichtet wird. Allerdings muß ein solches Verfahren mehr die Folge haben, Verbrechen zu befördern, als zu verhindern. Der fleißige, friedliche Arbeitsmann, der im Schweisse seines Angesichts seine Familie ernährt, kömmt, wenn seine Kräfte weichen, oder Unfälle ihn zurückbringen, unverschuldet in den Fall, mit den Seinigen zu darben, bis ans Ende seines Lebens mit Elend zu kämpfen, und auf einem trostlosen Sterbelager zu verschmachten; seine Angehörigen bleiben im Elende zurück; dagegen der mörderische Straßenräuber mit weni-

ger Mühe ein sinnlich frohes Leben sich verschafft, und der Gefahr trotzt; denn welche Gefahr hat er zu fürchten? — ein unbezweifelt seliger Tod, ohne die Quaalen eines harten Krankenlagers, endet sein Daseyn, auf dem Punkte, wo ihm ein Unternehmen mißlingt. Selbst seine letzten Augenblicke werden möglichenfalls versüßt, und alle Erquickungen des sinnlichen Lebens fließen den Stunden zu, die dem letzten Momente vorangehen. Sogar für seine Familie ist besser durch sein verbrecherisches Leben gesorgt, als wenn er seinen und der Seinigen Unterhalt erarbeitet hätte. Sterben muß nun einmal der Mensch, ob früh oder spät, das steht in der Hand des Schicksals. Der Verbrecher wählt das leichteste Leben und den leichtesten Tod! kann man ihm dies verdenken? — O Regierung und Gesetzgebung! — Welche Verantwortungen laden sie auf sich, wenn sie dem Verbrechen solchen Vorschub leisten.

E e.

III.

Etwas über den Begriff des
Wortes Coquet.

Koketterie und Sittenlosigkeit, Liebe und Ausschweifung, Stolz und Hochmuth, werden im gemeinen Leben als gleichbedeutende Worte gebraucht, obgleich sie in der Sache selbst wesentlich von einander verschieden sind.

Wir wollen hier bloß bei dem Worte coquet stehen bleiben. Es ist französischer Abkunft und wird gewöhnlich nur beim weiblichen Geschlechte angewandt. Man hört oft sagen, ein kokettes Frauenzimmer; und dieses Beiwort wirft sogleich einen Schatten auf weibliche Sittlichkeit.

Nach meinen Begriffen ist coquet aus conquête entstanden, und bedeutet eine Eroberung. Eine Person, die durch Anstand, Sittlichkeit, Reinlichkeit, Ordnung und andere lebenswürdige und nützliche Eigenschaften den Beifall und die Achtung ihrer Mitmenschen gleichsam erobert, ist also eine Kokette. Sie wäre mithin ein sehr ach-

tungswerther Gegenstand; denn das Verlangen, durch gute Eigenschaften zu gefallen, ist eine für die menschliche Gesellschaft so nützliche und nachahmenswerthe Tugend, daß man wünschen müßte, selbige allgemein ausgebreitet zu sehen.

Nicht selten hört man von Frauen, die durch Unverträglichkeit oder Herrschsucht, Unreinlichkeit, Geiz oder andre üble Eigenschaften ihren Männern das häusliche Leben verbittern, diesen letztern den Vorwurf machen, daß sie so gern an kokette Frauenzimmer sich anschließen. Ist dieser Vorwurf aber gerecht? — Wenn mit diesem Ausdrucke zugleich Sittenlosigkeit verbunden ist, dann ist der Mann allerdings zu tadeln. Besitzt die kokette Person aber diejenigen edlen Eigenschaften, die ich mir unter diesem Worte denke, so wäre es unbillig, dem Manne denjenigen angenehmen Umgang und die Erholung zu mißgönnen, die ihm im häuslichen Zirkel nicht zu Theil werden kann. Weiß die Frau durch Sittlichkeit, Sanftmuth, Liebe, Reinlichkeit, Ordnung, kurz durch Koketterie im wahren edlen Sinn ihren Mann zu fesseln, so wird es ihr wahrlich selten misslingen, ihm dahin zu bringen, den häuslichen Umgang

allen übrigen vorzuziehen, oder er müßte denn ein ganz unverbesserlicher Wüßling seyn.

In der Regel ist das Herrschen den Weibern schon angebohren. Sie haben einen weit festern und beharrlichern Sinn bei Ausführung ihrer Pläne, als die Männer. Ihre Gewandtheit zur Erlangung ihrer Zwecke ist für Männer fast unnachahmlich, welche gewöhnlich am Ende ermüden und der nachgebende Theil sind. Die Beispiele sind daher weit häufiger, wo gute Weiber schlechte Männer besserten; dahingegen tritt der Fall weit seltener ein, wo ein guter, vernünftiger Mann ein böses Weib gebessert hätte.

Nach meinen Begriffen von Koketterie wäre es daher zu wünschen, daß es recht viele kokette Weiber geben mögte, so würden die glücklichen Ehen auch zahlreicher seyn.

M.

IV.

Welches sind die Grenzen zwischen den Ständen und öffentlichen Beamten im Staate?

In einem freundschaftlichen Zirkel entstand ohnlängst die Frage:

„Welche Grenzen im Staate zwischen den
 „Ständen und den öffentlichen Beamten
 „zu ziehen wären?“

Einige wollten Kraft tragenden Amtes einen Stand ausmachen. Sie machten Anspielungen auf Stand und Verstand. Sie führten alte Gebräuche und das Beispiel einiger Staaten an, in welchen Personen schon einzig und allein vermöge ihres Amtes einen Stand ausmachen. Sie stützten sich auf den Sprachgebrauch, denn alle Welt sage: Soldatenstand, Richterstand, Gelehrtenstand u. s. w.

Ist alles dieses, ist Sprachgebrauch schon ein gründlicher Beweis?

Einer aus der Gesellschaft trat endlich auf, bat den Streit auf eine Weile aufzuheben,

und machte über die aufgeworfene Frage folgende Erklärung:

"Zu einem Stande im Staate gehört ein
 "Jeder, welcher vermöge seines Eigenthums,
 "oder seines Gewerbes zum Besten des Staates
 "oder des Allgemeinen gewisse Lasten und Abgaben trägt. Zu
 "den öffentlichen Beamten sind hingegen
 "alle diejenigen zu zählen, welche gegen
 "eine Vergütung vom Allgemeinen, sich
 "verbindlich machen, für's Allgemeine
 "gewisse Pflichten zu erfüllen."

Einigen gefiel zwar diese Bestimmung nicht, und sie hatten dieses und jenes dagegen einzuwenden. Die mehresten waren aber mit dieser Definition zufrieden, weil man darnach die Grenzen zwischen einem Stand und einem Beamten des Staates leicht ziehen könne. Auch wäre daraus klar, daß Personen, welche ein öffentliches Amt bekleiden, zugleich auch, vermöge ihres Eigenthums oder ihrer anderweitigen Beschäftigungen, zu irgend einem Stand im Staate sich rechnen könnten, welche beide in einer Person vereinigten Eigenschaften jedoch nicht zu vermengen, sondern sorgfältig von einander zu unterscheiden wären.

M.

Bemerkungen über China, und die dahin
im Jahr 1805 abgefertigte russische
Gesandtschaft.

Sie haben wahrscheinlich aus den Zeitungen gehört, daß unsrer Mission nach China Schwierigkeiten in dem Wege gelegt wurden, und ein großer Theil des Gesandtschaftspersonale sich dadurch in der unangenehmen Lage sah zurück zu kehren. Außer andern ist unser verdienstvoller Akademiker und Astronom, Herr Etatsrath und Ritter von Schubert, bereits in St. Petersburg wieder eingetroffen.

Man hat die Staatsklugheit der Chineser bisher so sehr gerühmt, mit welcher sie Fremde abgehalten haben, durch ihre Grenzen in das Innre des Landes ungehindert kommen zu können. Diese Vorsicht hat keinen andern Grund als in einer natürlichen Furcht: es ist das Bewußtsein ihrer eignen Schwäche. Denn sie glauben und sind überzeugt, (und das nicht ohne Grund) wenn sie den Europäern verstateten, sich in ihrem Lande wohnhaft niederzulassen: so würden sie auch zugleich von diesen

unter das Joch gebracht zu werden befürchten müssen. In dieser Furcht haben von jeher die Missionarien des Jesuiten = Ordens sie zu bestärken gesucht, und ihr mißtrauischer Charakter vergrößerte noch mehr diesen beständigen Verdacht. Leicht möglich, daß durch die pomphafte Ankündigung der russischen Mission nach China in den europäischen Zeitungen verleitet, irgend eine neidische Regierung der chinesischen Regierung einen Wink gab, und diese, dadurch aufmerksam gemacht, neuen Verdacht schöpfte. Genug! unsre Gesandtschaft mußte sich trennen, und nur ein Theil davon (und zwar der kleinste) passirte die chinesische Grenze.

Vielleicht dürfte es den Lesern Ihres Archiv's nicht unangenehm seyn, zu wissen, was ein berühmter Schriftsteller über die Chineser sagt. Seine Zeichnung kömmt großen Theils mit dem überein, was unsre reisenden Russen, die alle zwei Jahre über Kiachta mit reichen Karavanen nach China ziehen, von der Kultur, den Sitten und Gebräuchen dieses Volkes aussagen.

Die chinesische Regierung ist mit allzuvielen Fehlern durchwebt, (sagt jener berühmte

Schriftsteller) als daß sie darauf Bedacht nehmen sollte, wie sie sich durch eigene Kräfte, Ehrfurcht und Achtung bei andern erwerben könnte. Was für Kenntnisse und Sitten kann ein unweises und stilles Volk haben, welches gleichsam eingekerkert vor alles zittert? das den Despotismus, der sie drückt, an einem Schwächern ausübt? Man sagt zwar von den Chinesern, sie liebten die Wissenschaften. Es ist nicht zu leugnen, daß sie ihr ganzes Leben mit Erlernung der Charaktere ihrer Sprache zubringen, und der ist unter ihnen der Gelehrteste, der die mehresten davon kennt. Wenn man auf solche Art eine Sprache lernen muß, wie kann man lernen und auch zugleich Unterricht geben? Man rühmt ihre Einsicht beim Ackerbau, allein sie wissen so wenig, wie sie verpflanzen, als wie sie Bäume beschneiden und pflöpfen sollen. In ihren Gärten findet man weiter nichts, als was die Natur darin hervorgebracht hat; ein durch Kunst gemachter Fels, eine kleine Brücke, ein Gartenhaus und einige Irrgänge machen die ganze Schönheit aus. Ihr ganzer Ackerbau besteht in Reisverpflanzungen, welchen ein Unglücklicher, der bis an die Knie im Wasser steht, in die am Ufer der Flüsse gemachten Löcher stecken muß. In dem Innern des chinesischen Reichs

siehet man auf den besten Plätzen Begräbnisse, auch ist nicht unbekannt, daß im Mittelpunkte des Reichs ansehnliche Waldungen, Zufluchtsörter wilder Thiere und einer kleinen Anzahl unabhängiger, ich will nicht sagen, wilder Menschen zu finden sind, woraus aber so wenig auf Bevölkerung als Ackerbau zu schließen ist.

Die Baukunst, als die andre nützliche Kunst, hat daselbst auch noch keinen Fortgang, denn selbst ihre Tempel, welche in jedem andern Lande durch ihre Pracht und ihr Ansehen Ehrfurcht erwecken, sind nicht viel besser, als Wohnungen einzelner Familien. Ihr äußerlicher Zierrath bestehet in Säulen von Holz, welche so hoch sind wie der Tempel selbst, von einem Ende bis zum andern sehr nahe an einander stehen, wie in einem bedeckten Gange. Beim Eingange des Tempels stehen kolossalische von Pappe unordentlich gefertigte Bilder, welche Götzen vorstellen, und ich werde dadurch auf den Gedanken gebracht, daß sie nicht den mindesten Begriff von der Meßkunst haben. Ihr Zählen geschieht mit Beihülfe kleiner, nach alter russischer Art, aneinander gereiheter Kugeln. Wie können sie nun gute Sternkundige seyn? Wie würden sie eine Fin-

sterniß berechnen? Wie ungerade Brüche? Sie haben nicht einmal ein zur Betrachtung der Sterne schickliches Instrument, und haben sie ja noch einigen Geschmack an der Sternwissenschaft, so ist es vielleicht noch eine Folge ihrer Faulheit. Die Jesuiten haben nicht sowohl als Sternmesser, sondern vielmehr als Sterndeuter bei ihnen in Ansehn gestanden, welches durch Almanachs, die mit Weissagungen angefüllt waren, denen Prinze und Große Beyfall gaben, unterhalten wurde. Nach dem Abgange der Jesuiten hat der Kaiser bei allen Nationen nach Sternkundigen sich umgesehen. Dieses wäre gewiß nicht geschehen, wenn er dergleichen in seinen Staaten gefunden hätte. Wenn man eine Finsterniß vermuthet, so ist jedwedem Chineser schon anbefohlen, drei Tage vorher den Kussa *) anzubeten, damit der Ammé Paod, welches eine Kröte mit drei Pfoten bedeutet, die Sonne nicht fressen möge. Nach der Chineser Meinung ist die Erde viereckig, und ihr Reich steht im Mittelpunkt. Die Seewissenschaft ist eine andre Wissenschaft, welche ihnen sehr

*) Ist ein Götzenbild der zweiten Ordnung mit einem dicken Bauche, wird vom Volke angebetet. Der Kaiser allein darf das höchste Wesen anbeten.

vortheilhaft seyn könnte, woran sie auch nicht zweifeln, ohnerachtet des Nutzens, den sie davon haben, und der Begriffe, welche sie davon durch die Europäer erlangen konnten. Ebbe und Fluth, glauben sie, werde durch einen großen auf dem Grunde des Meeres sich aufhaltenden Fisch verursacht. Bei ungestümen Meere richten ihre Steuermänner ihr Gebet an die Magnetnadel, und alsdann wollen sie lieber im Gebet umkommen, als eine andre Beschäftigung zu ihrer Rettung ergreifen; außerdem sind ihre Schiffe sehr lächerlich gebaut, und die Sonnenhöhe wissen sie nicht zu messen. Sie haben niemals gelernt, Taschen- oder Wanduhren zu verfertigen, und unsere schlechtesten dieser Art werden von ihnen bewundert. Ihre Musik ist erbärmlich, und der den größten Lermen machen kann, ist der beste Musikus. In der Mahlerkunst sind sie nicht besser. Sie haben weder Zeichnung noch Zusammensetzung. Sie mahlen noch ziemlich, wie man siehet, auf Glas, aber welcher schlechter Geschmack herrscht nicht in der Art, reine Farben gemischt beizufügen! Ihre Gemählde haben nichts perspektivisches. Jeden Theil bearbeiten sie besonders; derjenige, der den Kopf und Arme mahlt, kann keine Kleider mahlen. Das Gemählde geht in eine an-

dre Hand, und von da in die dritte, welche es ganz bearbeitet, und die Ferne ins Dunkle bringt. Von der Bildhauerkunst zeugen ihre Produkte in dieser Art hinlänglich; ihre ungestalteten Bilder sind in ganz Europa ausgebreitet. Ein Portrait zu machen macht man zuerst ein Ideal vom Kopfe; der Lehrling fertigt den Leib besonders, und wenn beide mit einem durchgeschobenen Holze vereinigt sind, so bemüht man sich, eine Aehnlichkeit zu geben, und eine dritte Person überzieht es wechselseitig mit rother und weißer Farbe. Die Schönheit ihres Firnisses haben sie der Natur zu danken. Ist aber unser Porzellan nicht schöner als das ihrige?

Sollten ihre seidnen Zeuge, welche man in Europa nur deshalb bewundert, weil sie aus der Ferne kommen, und in ihrem Lande um billigen Preis zu haben sind, mit den Lionischen Manufakturen verglichen werden können? Was die Art, sie zu verfertigen, anlangt, so haben sie bei weitem das Ansehen der unsrigen nicht, und was sie wissen, verdanken sie der Anleitung französischer Missionarien. Man darf nur ihr Dictionnaire encyclopédique zu Rathe ziehen, so wird man Anweisung finden, wie man die glücklichen Tage von den unglück-

lichen unterscheiden, an welchem Orte das Bett in der Kammer stehen, zu welcher Stunde man speisen, ausgehen und das Haus reinigen soll u. s. f.

Von der verwirrtesten schlechtesten Seide wird ihr Schreib- und Druckpapier gemacht, und obgleich dessen Verfertigung vieler Mühe unterworfen ist, so haben sie sich doch noch niemals beflissen, solches zu vervollkommen. Der einzige Vortheil, dessen sie sich über uns rühmen können, ist, daß sie Bogen von sechs Fuß in der Länge und drei Fuß in der Breite zu machen wissen.

Die Chineser sind schlechte Krieger, und werden von jedem Volke, welches sie anfallen will, bezwungen. Keine Stadt kann eine Belagerung von drei Tagen aushalten; alle Festungen sind fast rund, wenig erhaben, die Mauern haben keine gehörige Dicke, die Schießscharten sind ungleich, und formiren nur ein schlechtes Loch, daß man die Kanonen nur auf einen Punkt richten kann, welche auch nur zu Freudenschüssen dienlich sind; ihre Musketen haben keine Steine, sondern Luntten, und wenn sie angeschlagen haben und Feuer geben wollen, drehen sie den Kopf herum.

So weit jener Schriftsteller. Daß sich manches in neuern Zeiten geändert habe, ist unleugbar. Aber alte Gewohnheiten sind wie alte Sünden; nur mit der Zeit können sie ausgerottet werden. Sollte mir etwas näheres über die Mission selbst bekannt werden, und erlauben es meine Geschäfte, so erhalten Sie darüber eine ausführliche Notiz für Ihr Journal.

Fren gang.

VI.

Unglückliche Seefahrt zweier Kurländer auf
einem ungeheuer großen Eisstücke.

Die Strandbewohner Kurlands pflegen jährlich gegen das Ende des Februars, und oft auch später, auf die Robbenjagd zu gehen. Um diese Zeit kommen die Seehunde, gewöhnlich in ziemlicher Anzahl, aufs Eis, um sich zu lagern und zu sonnen.

In einem der Jahre, in welchen wir einen harten Winter hatten, gerieth eines Tages ein Jüngling — der Sohn des Ungerischen Kronförsters Springer, dessen Wohnung von den Ufern der Ostsee nicht sehr entfernt liegt — auf den Einfall, auf die Robbenjagd zu gehen. Zu seinem Gefährten wählte er ei-

nen Letten, den Sohn eines Buschwächters. Beide versahen ihre Jagdtaschen nur auf den einen Tag mit Lebensmitteln und traten ihren Weg an. Sie begaben sich auf ein großes Eisstück, das mit dem Ufer eine zusammenhängende Fläche bildete und sich gegen $\frac{1}{4}$ Meile weit in die See hinein erstreckte. Raum befanden sie sich auf der Mitte dieses Eisstückes, als sie bemerkten, daß es sich bewegte. Eine Erscheinung, die ihnen um so mehr auffiel, je öfterer sie sich sonst auf ähnlichen Eisstücken befunden hatten, ohne daß ihnen so etwas begegnet wäre. Nun erst werden sie mit Entsetzen gewahr, daß das Eis sich vom Strande gelöst hat und mit ihnen in die weite See fortgeht. Sie laufen dem Strande zu und hoffen ihn noch in Zeiten zu erreichen, um sich retten zu können. Allein vergeblich ist ihre Anstrengung im Laufen und getäuscht ihre Hoffnung. Selbst das Laufen, durch welches das Eis gleichsam fortgerudert wurde, entfernt sie mehr vom Ufer. Sie gelangen an den Rand des Eises und sehen sich durch eine breite Wasserfläche vom Lande ganz getrennt. Dem Meere und dem Winde überlassen, werden sie längs dem Dondangischen Strande fortgetrieben. Am zweiten oder dritten Tage bekamen sie die Insel Desel zu Gesichte, in deren Nähe

sie von Zeit zu Zeit kamen. Kein Inselbewohner wird ihrer gewahr. Kein Boot erscheint zu ihrer Rettung. Dennoch verlieren sie den Muth nicht, vielmehr machen sie — obgleich einer von ihnen, nämlich der Sohn des Försters, von Frost und Hunger erschöpft und ermattet war — von neuer Hoffnung belebt, so manchen Versuch, an die Insel anzulanden. Unglücklicher Weise aber wendet sich der Wind und treibt das Eisstück den Weg zurück, den es gekommen war. Die Insel entschwand ihren Blicken und mit ihr auch der letzte Strahl der Hoffnung. Sie schwammen mit ihrem Eisstücke fort. Doch! sonderbares Ereigniß! Am fünften oder gar sechsten Tage legt sich das Eisstück gerade an den Ort des Strandes wieder an, von welchem es sich abgelöst hatte. Zu glücklich und ganz gerettet wären diese Unglücklichen gewesen, wenn dieses Ereigniß nur zwei Tage, vielleicht auch einen Tag früher erfolgt wäre. Allein jetzt war die Rettung zu spät. Sie waren zwar nicht weit von ihren väterlichen Wohnungen, sie konnten bald dahin gelangen und wären auch mit Freuden hingelaufen, wenn es ihnen nicht an Kräften gefehlt hätte. Allein sie waren so kraftlos und abgemattet, daß sie nicht mehr im Stande waren, sich aufzurichten. Sie blieben mehr

tobt, als lebend, liegen. Es traf sich zufällig, daß bald darauf einige von ihren Bekannten auf den Seehundsfang ausgegangen waren. Diese fanden die Unglücksgefährten in dem traurigsten Zustande, und trugen sie auf ihren Rücken nach Hause. Der Letzte starb bald hernach. Der Sohn des Försters blieb zwar beim Leben, verlor aber beide Füße, die vom Frost zu sehr gelitten hatten und abgenommen werden mußten. Er ist jetzt ein Krüppel — kann, selbst bei dem besten Willen, dem Staate keine Dienste leisten, und lebt sich und seiner dürftigen Familie zur Last.

D — us.

VII.

Heroismus eines 17 jährigen Knaben.

Am 12. August 1803 warf ein ungeheurer Draken das dem Lübecker Schiffer B. D. Gave zugehörige Schiff, der Friede genannt, 6 Meilen von Cronstadt, so auf die Bordseite, daß gleich beim Umschlagen des Schiffes drei Menschen in der Cajüte ihren Tod durch die

Wellen fanden. Das vierte Opfer war der in der Küche gebliebene Kochsjunge. Der Kapitain nebst seinem Steuermann setzten sich am Mastkorb fest, die Matrosen kletterten auf die Masten hinaus, die übrigen Reisenden, funfzehn an der Zahl, standen auf dem umgeschlagenen Schiff, mit dem die Wellen willkührlich spielten, bejammerten aus vollen Kehlen ihr Unglück, schrieen sich heiser um Hülfe und Rettung und sahen, trostlos sich selbst überlassen, keine andre Aussicht, als den gewissen und unvermeidlichen Tod. Schon stimmte der auf dem Mastkorb wie angepecht feststehende unthätige Schiffer mit seinen heulenden Matrosen aus vollem Halse sein Sterbelied in plattdeutscher Sprache an, nach dessen Endigung die ganze Schiffsmannschaft vom Liefen ohlen Jungen (lieben, alten Jungen) mit Thränen den ernstlichsten Abschied nahm; schon drohte das mit den Wellen spielende Schiff in den Abgrund zu sinken: als ein Knabe von höchstens 17 Jahren, der Schiffsjunge Heinrich, von einem höchst seltenen Heroismus ergriffen wurde. Dieser beherzte brave Junge, der sein Leben entweder retten, oder wenn es doch einmal verloren seyn sollte, nicht ohne den Versuch dazu gewagt zu haben, hinzugeben wollte; dieser brave Junge bemächtigte

sich einiger herumtreibender Breter, band sie durch Taue aufeinander fest zusammen, und auf diesen schmalen Floß sich setzend, sagte er zum Schiffszimmermanne, der ihm zunächst an der Mastspitze stand: "Will he mit?" stieß damit in die hohe See und überließ sich muthig und getrost allein dem Strome der Wellen, weil der Zimmermann keine Lust hatte, ihm Gesellschaft zu leisten. Während die Wellen ihn um das Vordertheil des Schiffes herum und der offenen See zutrieben; hatte er sogar noch Entschlossenheit genug, einen kleinen Bündel mit Kleidungsstücken, der ihm zur Seite schwamm, aufzufangen, und seine Breter damit zu belasten; auch stellte der gutmüthige Knabe diesen Bündel dem Eigenthümer am Lande mit der größten Bereitwilligkeit wieder zu, ohne Belohnung dafür zu fordern.

Etwas über eine Stunde mochte der muthvolle Knabe herumgeschwommen seyn, als er zweien Fischerbooten auf offner See begegnete, die ihn liebreich in das eine Boot aufnahmen. Da er der finnischen Sprache nicht mächtig war, zeigte er durch Geberden nach der Ferne, schwenkte seinen Huth, ergriff das Steuerruder, segelte grade dem sinkenden Schiffe zu, und rettete funfzehn der Verzweiflung nahe

Menschen. — Wer sieht in dem Knaben Heinrich nicht den künftigen unerschrocknen Seemann, der mitten im Aufruhr der stürmenden Elemente dem Tode trotzen wird? — Kaum 10 Minuten nach dieser Rettung sank das Schiff vor den Augen der Geretteten in den Abgrund.

— a —

VIII.

Der Steinregen.

Das nordische Archiv erwähnt im Januarheft eines großen glühenden Steins von sieben Pfund, der am fünf und zwanzigsten März v. J. bei der kleinen Stadt Doroninsk, im Innern Sibiriens, zur Erde fiel. Dieses seltsame Naturereigniß ist schon lange, und vorzüglich in den neuern Zeiten ein Gegenstand gewesen, woran Naturforscher und Nichtkenner der Natur ihren Scharfsinn und Wiß geübt, und ihren Spott darüber ausgelassen haben. Da indessen diese Begebenheit durch glaubwürdige Männer als er-

wiesen angenommen wird, und sie denkbar ist: so verdient sie alle Aufmerksamkeit, und der Spott möge nur diejenigen treffen, welche über das Entstehen dieser Erscheinung ihre abentheuerlichen Meinungen, welches wäßrige Ausflüsse ihrer Einbildungskraft sind, ausgekramt haben. Wenn die Bewohner des Mondes oder anderer Planeten zuweilen die Köpfe der armen Erdbewohner durch Werfen mit Steinen zerschmettern sollen — so kann man freilich des Lachens sich nicht enthalten.

Diejenigen, welche es ernstlich mit dieser Sache meinen, führen folgende Thatsachen an: 1.) Man hat zu verschiedenen Zeiten, in verschiednen Ländern dergleichen Steinmassen fallen sehen. 2.) Ihre Größe ist verschieden, von einigen Zollen bis zu einigen Fußes im Durchmesser. 3.) Jedes dieser Phänomene ist durch glaubwürdige Zeugnisse erwiesen worden. 4.) Sie sind sich völlig gleich und aus den nämlichen Elementen zusammen gesetzt. 5.) Diese Elemente kennen wir zwar auf unserm Erdboden vereinzelt sehr wohl; aber weder in dieser Mischung noch Proportion treffen wir sie irgendwo an: diese Verschmelzung hat auf unsrer Erde ihres Gleichen nicht. 6.) Oft wird der Fall solcher Massen von einem leuch-

tenden, durch die außerordentliche Geschwindigkeit hervorgebrachten, Phänomene begleitet. — Hierüber sind fast alle einig; allein, über die Entstehung herrschen sehr verschiedene Muthmaßungen. Einige behaupten: Feuer-speiende Berge haben diese Steine erzeugt und ausgeworfen; andre sagen: sie bilden sich in den Wolken; wieder andre lassen sie aus dem Monde fallen, und noch andre geben sie für kleine winzige Planeten, oder für Planeten-körner aus.

Die Gründe alle anzuführen, womit jeder derselben seine Behauptung unterstützt, würde zu weitläufig, und für unsre Leser zu ermüdend seyn. Wir wollen hier nur kurz das anführen, was einer unsrer denkendsten Köpfe *) über das Entstehen dieser Steine gesagt hat, und dann einige Gegenden anführen, wo man diese Erscheinung wahrgenommen hat.

Es giebt, sagt dieser eifrige Naturforscher, über unsrer Athmosphäre eine Gegend, in welcher sich keine Wolken mehr bilden. Da ist Stille und Ruhe, wie in der Tiefe des Mee-

*) Herr Professor Dittmar in Berlin.

res; und hier ist es, wo die gedachten Steine ihre Entstehung erhalten. Der erste Grundstoff dazu sammelt sich aus den Vulkanen des ganzen Erdballs. Die Feuersäulen dieser Vulkane erheben sich meistens zu einer ungeheuren Höhe. Dadurch wird die obere Luft stark erhitzt und verdünnt; die feinsten Mineraltheile, welche in der feinsten Auflösung aus dem Krater aufsteigen, werden durch die Gluth bis in die höchsten Gegenden der Atmosphäre erhoben; die Luftsäule trägt alsdann in jener Höhe, die unsern Dunstkreis übersteigt, die leichten Aschentheilchen und übrigen Grundstoffe, die zu Steinbildungen erforderlich sind. Unter der aufgestiegenen und gleichmäßig vertheilten Vulkansasche, die nur über dem Dunstkreise schwebt, findet wahrscheinlich eine Art von leichtem Zusammenhange statt. Das Durchstreichen der Gasarten, besonders des Hydrogens, wird unstreitig zur Eisenerzeugung beförderlich sein. Eine solche zusammenhängende Substanz wird in Gestalt eines dünnen Flores, wegen des feinen Gewebes und der großen Entfernung, unsern Augen nicht sichtbar seyn; doch ist sie in großer Menge vorhanden, so wird sie allerdings die Sonnenstrahlen hindern, und dann nennen wir sie Höherauch. Wie fein diese Vulkans-

asche sei, kann man daraus schließen, daß sie in Italien in verschlossene Schränke dringt. Sie ist hellgrau oder weiß, und der Magnet zieht Eisentheile aus ihr. Sie ist folglich auch der Einwirkung der elektrischen Materie ausgesetzt. Wie leicht kann nun eine solche ganze Masse von Asche, feinerstreuung Eisenstoffen und Schwefeltheilchen, die in jener Höhe locker schwebt, durch eine elektrische Berührung plötzlich in einen wirbelnden Kreis zusammengezogen, zu einer einzigen zusammenhängenden Masse verschmolzen, und noch glühend herabgeschleudert werden? — Der beim Entstehen dieses neuen Körpers freigewordene Wärmestoff erscheint als strahlendes Licht; dann nennen wir die größern Körper Feuerkugeln, die kleinern Sternschnuppen. —

Doch dies wird hinreichend seyn zur Erklärung, wie diese Naturerscheinung entstehen kann, und ohne uns auf die Einwendungen, die der Zweifler dagegen erheben mögte, einzulassen, wollen wir einige Beispiele vom Steinregen hersetzen.

Der Ritter Hamilton zu Neapel erzählt bei Gelegenheit der Beschreibung des fürchterlichen, im Junius 1794 erfolgten Aus-

bruchs des Vesuv's folgendes: "Ich muß noch eine außerordentliche Erscheinung anführen, die ungefähr achtzehn Stunden nach dem stärksten Ausbruche des Vesuv's, am fünfzehnten Junius, bei Siena im Florentinischen, bemerkt worden ist, wiewohl ich nicht für gewiß behaupten mögte, daß sie mit jenem Ausbruche selbst in einer wirklichen Verbindung gestanden habe. Ich verdanke die Nachricht davon dem Grafen von Bristol, Bischof von Derry, der mir vom zwölften Julius 1794 darüber folgenden Brief geschrieben hat. Während eines heftigen Donnerwetters fielen ungefähr zwölf Steine von verschiedener Größe und Schwere mehreren Gegenwärtigen vor die Füße. Diese Steine haben durchaus nichts mit den verschiedenen Steinarten gemein, die im Sienesischen gefunden werden. Der Zufall ereignete sich achtzehn Stunden nach dem schrecklichen Ausbruche des Vesuv's, und dies sonderbare Zusammentreffen läßt uns die Wahl zwischen zwei Erklärungsarten, wovon uns die eine fast in eben so viel Schwierigkeiten verwickelt als die andre." So weit der Brief vom Grafen von Bristol. Er hatte diesem ein Stück von der größten Steinmasse, die gegen fünf Pfund gewogen hatte, als sie noch ganz war, beigelegt.

Eine andre, die ich auch gesehen habe, ist unzerstückelt nach Neapel geschickt worden, diese wog ein Pfund. Die Oberfläche aller Steine, deren Fall aus den Wolken, in der Gegend von Siena, erwiesen ist, hat eine schwarze Farbe, und ist offenbar ganz frisch verglaset, mit allen Zeichen, daß sie einem ungewöhnlichen Grade von Hitze ausgesetzt waren. Zerbricht man sie, so haben sie inwendig eine lichtgraue Farbe mit schwarzen Flecken und schimmernden Punkten gemischt, in welchen die Kenner Schwefelkies finden. Daraus folgt, daß hier nicht an Lava zu denken ist, die dadurch aufgelöst worden seyn müßte. Nun finden sich aber, so weit der Augenschein dies bestimmen kann, gerade solche Steine in Menge um den Vesuv herum. Als ich vor kurzem den Berg bestieg, suchte ich darnach um die neuen Krater herum, konnte aber wegen der dicken Lage von Asche, die alle Auswürfe des Berges überdeckt hatte, keine finden. Sollten sich dergleichen Steine mit verglasetem Ueberzuge noch finden, so wäre, wie ich auch dem Grafen von Bristol geantwortet habe, die Frage entschieden; es müßte denn bewiesen werden, daß gerade um diese Zeit, wie die Steine im sienesischen Gebiete niederfielen, ein näherer Vulkan dergleichen habe

auswerfen können, ein Fall, der um so leichter gedenkbar wäre, da der Berg Radicofani, in einer Entfernung von ungefähr fünfzig englischen Meilen von Siena, ganz unbezweifelt vulkanischer Art ist. Bei dieser Gelegenheit machte ich den Herrn von Bristol noch auf einen andern Einfall von mir aufmerksam. Es ist nämlich erwiesen, daß während des letzten Ausbruchs des Vesuvus die Asche noch viel weiter fortgebrochen wurde, als die Entfernung beträgt, in welcher die Steine im sienesischen Gebiete fielen. Wäre es nicht möglich, daß sie sich im Wirbel der Rauchwolken eben so aneinander gehängt hätten, wie Hagelkörner zu größern Eisklumpen sich vereinigen? Und könnte nicht die äußere Verglasung von diesen agglomerirten und verhärteten vulkanischen Klumpen durch die Wirkung der in diesen Eruptionswolken so außerordentlich wirksamen elektrischen Materie hervorgebracht worden seyn? Der berühmte Pater, Ambrogio Soldani, Professor der Mathematik zu Siena, läßt jetzt eine Abhandlung über diese Steine drucken, worin er, wie ich höre, außer allem Zweifel zu setzen sucht, daß sie sich ohne alle vulkanische Einwirkung in der Luft selbst erzeugt haben.“

Eben so soll nach einer handschriftlichen Chronik von Sagan im Jahre 1636 bei dem Dorfe Dubrau im Fürstenthum Sagan, nicht weit von Priebus, ein großer Stein aus der Luft gefallen seyn. Johann Sturm, der von 1633 bis 1638 Diakonus in Sagan war, erwähnt in seinem handschriftlichen Tagebuche unter dem Jahre 1636 jenes Steines ebenfalls:

„In diesem Winter, schreibt er, ist ein Stein im Donner bei Duberaw aus der Luft gefallen auf die Erde, ist aber, wie er herunter gekommen, zerschmettert gewest. Die Stücke sind weit und breit verschickt worden.“

Ein Fragment einer Stadt-Chronik von Priebus sagt: „1636 in Merz war so ein großes Ungewitter, daß in Wendischmussa ein großer glühender Stein vom Himmel gefallen, der sich zerreiben lassen, und wie Asche geworden, auch dabei einen ganz lieblichen Geruch und süßen Geschmack gehabt.“

Ueber diese nämliche Begebenheit schreibt auch Philipp Cluver in der Einleitung zu seiner Geographie vom Jahre 1694, Seite

212. folgendes: "1636 den sechsten März früh um sechs Uhr fiel zu Dubrau bei Priebus bei heiterm Himmel ein Stein, zwei Zentner schwer, mit großem Krachen aus der Luft. Er war so mürbe, daß man ihn zerreiben konnte, enthielt mancherlei Metalltheile, hatte dem Anscheine nach ein heftiges Feuer ausgestanden, und davon eine Schaale bekommen, die den zehnten Theil eines Zolles dick war und die übrige Masse zusammen hielt."

Ein anderer ungenannter Schriftsteller erzählt: Aus der Luft gefallene Steine kommen in den Chroniken öfters vor. Ich habe jetzt einen der merkwürdigsten vor Augen, den sogenannten Donnerkeil von Ensisheim, der gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts so viel Lärm machte. Viele gleichzeitige Schriftsteller haben in Prosa und in Versen über ihn gesprochen, und das Volumen rerum germanicarum, welches 1698 zu Ulm gedruckt ist, liefert sogar ein officiellcs Aktenstück vom römischen König Maximilian, welches bestätigt, daß man am siebenten November 1493 gegen Mittag eine Art von Donnerschlag in der Ferne gehört, und darauf mit gräßlichem Geräusch ein 260 Pfund schwerer Stein aus der Luft herab auf ein besäetcs Feld

gestürzt sei, der ein Loch, drei Fuß tief, in die Erde geschlagen habe. Maximilian und der Erzherzog Sigismund nahmen ein paar Stücke davon zu sich, und befahlen, daß das übrige in der Kirche von Ensisheim aufgehängt werden sollte. Der Stein soll durch den Fall entzwei gesprungen, aber nicht vollkommen rund gewesen seyn. —

Im siebzehnten Jahrhundert fielen bei Verona zwei Steine aus der Luft, davon der eine dreihundert, der andre zweihundert Pfund wog. Sie fielen bei Nacht, bei völlig heiterem Wetter, waren ganz feurig, kamen in etwas schiefer Richtung, machten schrecklichen Lärm in der Luft, und schlugen eine Grube, in der sie erloschen. Drei- bis vierhundert Menschen waren Zeugen. Man brachte sie nach Verona, und legte sie in der dortigen Akademie nieder, deren Mitglieder Stücke davon an verschiedene Orte versendeten. Die Steine waren gelblich, leicht zu Pulver zu reiben, und von Schwefelgeruch. Die Meinungen darüber waren sehr verschieden. Einer von den Herren hielt sie für Bruchstücke aus dem Monde. —

Auch der allen Glauben verdienende Schriftsteller Wolf erzählt, daß er während seines

Aufenthalts in Zeilan, wo ihn die Umstände oft veranlaßt hätten außs Feld zu gehen, einst um und neben sich Steine aus der Luft habe fallen sehen. Dieses sonderbare Ereigniß, daß nicht etwa er allein beobachtete, erregte allgemeine Bestürzung. Einige von portugisischer Herkunft trieben mit den gefallenen Steinen unter Anrufung des Namens der heiligen Jungfrau ihren religiösen Aberglauben, weil sie meinten, dieser Steinregen sei das Spiel eines bösen Geistes. Andere glaubten, es müßten sich muthwillige Menschen versteckt haben, die diese Steine aus ihren Schlupfwinkeln hervorschlenderten, um die Menschen in Schrecken zu setzen. Auch der Gouverneur, welcher dieses lieber für Neckereien böser Menschen, als für das Spiel des Teufels annahm, schickte einige von seiner Leibwache aus, welche mit Kopfschirmen versehen waren, um diesem Unfug Einhalt zu thun. Nach einigen Stunden kamen sie mit der Nachricht zurück, daß sie zwar die Steine fallen gesehen, aber durchaus niemanden bemerkt hätten, der sie geworfen haben könnte. — Nun gerieth man auf allerlei Muthmaßungen. Vernünftige Männer erklärten die Sache, wie sie am besten und natürlichsten mit der sich über die wunderbar scheis-

nenden Kräfte der Natur erworbenen Kenntniß übereinstimmte, auf folgende Art:

Einige Tage vor dem Steinregen habe sich nicht weit vom Marktplatze, etwa zwei Flingenschüsse von der Stadt, eine Wasserhose niedergelassen, welche unstreitig diese Steine in die Luft gezogen hätte, die jetzt wieder herabfielen. Daß aber die Wasserhosen wirklich Steine und andre harte Körper mit dem Luftwirbel gewaltsam an sich ziehen, oft weit mit sich fortführen, und bei Zertheilung des Wirbels wieder fallen lassen, das bezeugen mehrere Naturforscher. — Und da die fallenden Körper in Ziegelsteinen und schon gebrauchten Kalkstückchen bestanden: so ist auch keine andre, als die angezeigte Ursache vernünftiger Weise denkbar.

IX.

Ueber die Bewunderung großer Männer.

Lange nach Shakespears Tode verkaufte man den Strohstuhl, dessen er sich angeblich

in seinem Leben bedient hatte, durch öffentlichen Ausruf an dem Meistbietenden. Er wurde durch die Konkurrenz der vielen Bewunderer dieses großen Dichters zu einem sehr hohen Preise erstanden, und dies noch durch die Uebereinkunft der Kauflustigen, ihn in kleine Stücke zu schneiden, um sie alle zu befriedigen. Die Perücke J. J. Rousseau's hatte nach seinem Tode das nämliche Schicksal. Der Mensch will durchaus sichtbare Zeichen von dem unsichtbaren Geist haben, der auf ihn gewirkt hat und noch wirkt. Auf diese Basis haben die Gesetzgeber, so wohl die politischen als die religiösen, ihre Verordnungen gegründet. Der religiöse Mensch, selbst wenn er den besten Glauben annimmt, hat immer seine Neigung zu irgend einem Aberglauben. Es ist nicht genug, daß sein Geist zufrieden gestellt ist; er will auch, daß seine Sinne es seyn sollen. Darum bedarf er Pomp, Zeremonien, Schauspiele und Worte. Ein jeder unsichtbare Abgott erfordert einen sichtbaren Cultus.

Dankbar hat immer der Mensch es angesehen, wenn man sein Andenken ehren wollte, obgleich er diese Dankbarkeit gegen seine Wohlthäter oft nicht während ihres Lebens ausüben wollte, oder nicht konnte. Daher ging die

Neigung und Hochachtung, die man in Frankreich dem lebend so verkannten, so gemißhandelten Rousseau verweigert hatte, nach seinem Tode auf seine Perücke über.

In allen Zeitaltern und bei allen Völkern wurden die größten Männer verfolgt, verleumdet, proscribirt, oder auch umgebracht. Themistocles, der Griechenland von dem Joche der Barbaren gerettet hatte, wurde aus eben diesem von ihm geretteten Griechenland verbannt, und endigte sein Leben als ein Flüchtling mitten unter eben diesen Barbaren, die er besiegt hatte. — Miltiades, einer der größten Menschen des alten Griechenlands, starb im Gefängniß. Phocion, der weise Phocion, gab unter den Händen des Henkers seinen Geist auf. Sokrates wurde zum Gistode verurtheilt. Die Grachen, diese muthvollen Freunde des Römischen Volks, wurden in Rom selbst von dem Volke ermordet, für dessen Rechte sie stritten. Christus wurde ans Kreuz geschlagen. Der stolzne, als kluge und tugendhafte Johann Huf endigte sein Leben auf einen Scheiterhaufen. Heinrich IV. und Schwedens Gustav III. fielen durch die Faust eines Meuchelmörders. Wie sehr könnte man dies

Verzeichniß nicht noch vergrößern! Auf diese Weise muß die Menschheit, so wie die christliche Kirche ihre größten Heiligen in der Liste der Märtyrer suchen.

Es hat indeß für viele etwas Aufmunternsdes, zu sehen, daß man nur durch Blutgerüste und Scheiterhaufen zur Vergötterung gelangen kann, und vorzüglich ein schmachlicher Tod geeignet ist, zu einem glänzenden Ruhm zu führen. Die öffentliche Dankbarkeit unterscheidet sich hierin von der öffentlichen Justiz; denn diese läßt einen Verbrecher im Bilde aufhängen, wenn sie ihn selbst nicht habhaft werden kann; dahingegen die erstere einen großen Mann in Person hängen läßt, um ihn hernach im Bilde anbeten zu können.

Selten erhält das Verdienst die ihm gebührende Belohnung. Die Stifter großer Reiche, so wie die Stifter religiöser Sekten und philosophischer Schulen, sind gewöhnlich genöthigt, ohne Unterlaß ihr ganzes Leben durch gegen ihre Widersacher zu kämpfen. In Anstrengungen, in Widerwärtigkeiten, in Entziehungen angenehmer Genüsse, selbst mancher Bedürfnisse schwindet gemeiniglich ihr Leben dahin, und ihre Nachfolger sind es, die

den Preis ihrer Arbeiten einernnten. Wie oft sahe man, daß die Krieger, die den größten Antheil an den blutigsten Siegen hatten, an der Ehre des Triumphs keinen Antheil nehmen konnten, weil sie im Treffen umkamen.

Nelson giebt in unsern Tagen ein Beispiel davon. Er, dieser lorbeergewohnte Held starb kurz vor Ausgang der berühmten Schlacht bei Trafalgar durch eine Flintenkugel, für die die enthusiastischen Britten schon mehrere hundert Pfunde geboten haben. Sein Andenken ehrte die dankbare Nation auf eine ihr eigne rühmliche Weise.

Deutschland ehrt auch wohl hie und da seine großen Männer, aber es ist nichts ungewöhnliches, manchmal aus Dürftigkeit einen oder den andern durch einen langsamen Hungertodt sterben zu sehen. *Exempla sunt odiosa*, darum kein Wort hierüber. Lieber erwähne man der Denkmäler, die Leibnizen in Hannover, Lessingen in Wolfenbüttel gesetzt wurden, und welche Auszeichnung nächstens (das hoffen wir zur Ehre der deutschen Nation) unser berühmte Schiller erhalten wird. Zwar bedürfen diese Männer deren

nicht zu ihrer Unsterblichkeit; denn länger wie Marmor und Erz werden ihre Werke dauern.

Mit wahrer Zufriedenheit hat die gebildete Welt die Art gesehn, wie man das Andenken Klopstock's und Kant's, dieser zwei großen Männer, die Deutschland fast zu gleicher Zeit verlor, geehrt hat.

So sehr verschieden auch die Urtheile aufgeklärter Männer über Kant's Philosophie sind, so ist man doch sehr einstimmig über seinen Charakter. Man kann seine Theorien der Metaphysik und Moral chimärisch, und seine Sprache dunkel finden, dennoch aber muß man einräumen, daß sein Verstand sehr aufgeklärt, seine Absichten wohlmeinend, seine Sitten einfach und rein waren. So ernstlich als muthig suchte er sein ganzes Leben durch die Wahrheit; denn es war in der That Muth erforderlich, eingewurzelte Vorurtheile anzugreifen, und dem Tadel so wie der Verachtung Troß zu bieten. Kant wurde von allen Klassen seiner Mitbürger bis ans Ende seines langen Lebens geehrt. Bei seinem Tode beieferten sich die angesehensten Männer in Königsberg mit allen Zeichen des Schmerzens und des Respekts sein Leichenbegängniß zu zie-

ren. Auch das Volk strömte haufenweise zu seinem Grabe und behandelte seine Ueberbleibsel wie die Reliquien eines Heiligen. Bei dem Verkauf seiner Effekten, wurden die geringsten Artikel, die zu seinem Gebrauch gedient hatten, weit über alle Verhältnisse mit Summen bezahlt. Die wenigen Haare, die ihm übrig geblieben waren, wurden dem Leichnam abgeschnitten, und in Ringe gefaßt; die Ringe aber vervielfältigten sich in einigen Tagen so sehr, daß es sehr schwer war, die wahren Reliquien von den falschen zu unterscheiden. Man riß sich um die Stücke eines alten Huts, den er funfzehn Jahre lang besessen, aber bloß des Morgens bei seinem Frühstück getragen hatte. Ein Ausländer bezahlte einen Dukaten für ein Stückchen Papier, worauf einige Zeilen von der eignen Handschrift dieses Weltweisen standen.

Diese Dinge werden gewiß vielen Personen kindisch, ja lächerlich scheinen. Diese Männer aber dürften schwerlich die Ehre haben, daß man nach ihrem Tode auf die Perücke, die sie getragen und auf das Papier, das sie bekrizelt haben, einen großen Werth setzen wird.

X.

Universitäts-Anstalten im russischen Reiche,
und deren neuesten Ereignisse.

M o s k w a.

Die Universität zu Moskwa wurde, wie bekannt, unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth auf Anrathen und unter der Leitung des Ober-Kammerherrn Johann Schuwalow gestiftet und am 26. April 1755 feierlich eröffnet. Bei dieser Eröffnung wurden Reden in lateinischer, deutscher und französischer Sprache gehalten, und der damalige Professor der Mathematik, Anton Barsow, hielt eine Rede in russischer Sprache: Von dem Nutzen der Errichtung der Kaiserlich-Moskowsischen Universität.

Seit der Eröffnung sind gerade funfzig Jahre verflossen. Das gab Veranlassung zu der Feier des funfzigjährigen Jubelfestes, welches die Universität am 30. Juni 1805 feierlich beging. Eine glänzende und zahlreiche Versammlung von Personen aus allen Ständen, worunter auch viele Damen waren, verherrlichten dieses Fest. Das Programm oder

die Einladungsschrift hatte der Professor Buhle verfertigt. Drei Professoren hielten Reden in russischer, zwei in lateinischer und einer in französischer Sprache. Zu gleicher Zeit übergab auch der Professor und Ritter Tschebotarew das Rektorat dem Professor und Ritter Strachow. Eine feierliche Musik beschloß den Akt.

Diese Universität eilt unter der weisen Leitung ihres jetzigen Kurators, Sr. Excell. des Herrn Geheimeraths, Senators und Ritters Michailo von Murawjew, immer mehr ihrer Vollkommenheit entgegen. Die Anzahl der Zuhörer und Studenten vermehrt sich von Tage zu Tage, und nur neuerlich ist, außer der medizinisch = physischen Gesellschaft, auch wieder eine neue gelehrte Gesellschaft bei der Universität unter dem Namen: Gesellschaft der Naturforscher, errichtet worden.

Das Naturalien = Kunst = und Münzkabinet, oder das Museum dieser Universität, besitzt einen Reichthum, der über alle Beschreibung geht. Zwar hatte die Universität schon ehemals einen ziemlichen Vorrath an Mineralien, Präparaten und Kunstsachen; allein der

Zuwachs in einem Zeitraum von vier Jahren hat es erstlich zu einem der wichtigsten Kabinette der Seltenheiten in Europa erhoben.

Vor vier Jahren kaufte der größte Beförderer der Wissenschaften, Kaiser Alexander I., das so wichtige Naturalien- und Kunstkabinet des Fürsten Jablonowsky für 50,000 Dukaten, und machte damit der moskowischen Universität ein Geschenk.

Dieses Kabinet enthält, außer den unzähligen Seltenheiten aus dem Thier- und Pflanzenreiche, auch physikalische Instrumente, Modelle von Maschienen, Medaillen, Münzen, alte und neue Vasen, Götzenbilder, verschiedene Kunstwerke aus Bernstein, Knochen und andern Materien, kostbare anatomische Präparate aus Wachs, Fossilien u. s. w.

Aber noch mehr als um die Hälfte ist das Museum durch die Geschenke des wirklichen Staatsraths und Ritters, Paul von Demidow, und des Fürsten Alexander Urusow vermehrt worden.

Das Naturalienkabinet und die Bibliothek Demidow's, so wie auch dessen kostbare Kol-

lektion an Münzen, Antiken, Gemälden u. s. w. kann man wenigstens auf 300,000 Rubel rechnen. In dem Urusowschen Kunstkabinette befinden sich, außer mehrern Seltenheiten, besonders viele kostbaren Steine, Mineralien, Mosaische Gemälde. Dies Kabinet und die Bibliothek des Fürsten Urusow rechnet man wenigstens auf 150,000 Rubel. Der Werth also des ganzen Museums beläuft sich fast gegen 800,000 Rubel.

Dies herrliche Museum ist jetzt in sechs großen Sälen aufgestellt, welche wöchentlich einmal für das Publikum geöffnet werden. Die Aufsicht darüber haben einige Professoren; über das Demidowsche der Hofrath und Professor Fischer besonders. Letzterer giebt auch eine Beschreibung von dem ganzen Museum heraus. Bloß der Katalog von dem Demidowschen Seltenheiten wird vier Bände in Folio ausmachen, wovon schon zwei gedruckt sind. Dieser Katalog wird auf Kosten Demidow's gedruckt, und es befinden sich dabei sehr schöne Kupfer. Die Beschreibung des übrigen Museums wird nach Heften herausgegeben, welche zusammen einen großen Band ausmachen werden.

Nach dem Universitäts-Katalog der Vorlesungen sind in diesem Jahre die Dozenten bei der moskowischen Universität siebzehn ordentliche und neun außerordentliche Professoren, acht Adjunkten, ein Magister und zwei Lektoren.

Der so ansehnliche Gehalt der Dozenten bei den Universitäten, Gymnasien und Schulen in Rußland ist nach dem neuen Etat auf folgende Weise bestimmt:

Ein ordentlicher Professor bekommt jährlich 2000 Rubel. Ein außerordentlicher Professor 1200 Rubel. Ein Adjunkt 800 Rubel. Ein Oberlehrer oder Magister beim Gymnasium 550 Rubel, in den entferntern Gouvernements 650 auch 750 Rubel. Ein Lehrer bei einer Kreisschule 275 Rubel. Der Direktor des Gymnasiums 800 Rubel, in den entferntern Gouvernements 900 auch 1000 Rubel. Uebrigens haben die Professoren, so wie auch alle Lehrer an den Gymnasien und Schulen, frei Quartir und Holz.

Die feierliche Eröffnung der Charkowischen Universität geschah am 17. Januar 1805 in Gegenwart des Adels, der Geistlichkeit und einer großen Anzahl anderer Personen. Vor der Eröffnung hielt an diesem Tage in der Kathedralkirche der Bischof der slobodischen Ukraine, Sulim, eine auf diesen Gegenstand hinzweckende Rede: Von dem Nutzen der Belehrung. Dann folgte die Eröffnung in dem dazu bestimmten Hause. Se. Excellenz der Kurator der Universität, Geheime- rath, Senator und Ritter Graf Sewerin Potocky *) eröffnete diese wichtige Lehranstalt selbst mit einer lateinischen Rede, die sowohl dem Inhalte als auch der Latinität nach ein Muster ist.

*) Der Bruder des Kurators, Graf Johann Potocky, giebt seit einigen Jahren Hefte in französischer Sprache heraus, worinnen viel Aufschluß in Hinsicht der alten Bewohner Russlands gegeben wird. Diese Abhandlungen enthalten überhaupt viel Gelehrsamkeit. Der Titel derselben ist: Histoire ancienne pour servir à l'histoire primitive des peuples de la Russie par le Comte Jean Potocki. à St. Petersbourg 1805.

K a s a n.

Am 14. Februar 1805 wurde aus dem russisch-kaiserlichen Gymnasium zu Kasan die Universität daselbst gebildet. Keine Schule in dem Innern Rußlands war wohl mehr zu so einer höhern Lehranstalt vorbereitet als diese. Denn die so große Anzahl der Schüler, die schon seit vielen Jahren daselbst vorgetragenen Wissenschaften, die zahlreiche schöne Bibliothek, der so geräumige prachtvolle Pallast, worinnen sich dies Gymnasium befindet, und der so ansehnliche Fond — alles dies sind Vorzüge, welche das kasanische Gymnasium, das schon unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth ist errichtet worden — vor vielen andern Schulen in Rußland auszeichnet. Die Eröffnung der Universität geschah auf folgende Weise:

Seine Excellenz der Kurator der kasanischen Universität, wirklicher Staatsrath und Ritter Stephan Rumowsky, der wegen der Eröffnung von St. Petersburg nach Kasan gekommen war, begab sich in das Conseil des Gymnasiums, und händigte demselben nach vorhergegangener Vorlesung die von Sr. Kaiserlichen Majestät, Alexander I., höchst eigenhändig unterschriebenen Statuten, als ein

heiliges Pfand der Gnade des Monarchen, zur ewigen Verwahrung ein.

Hierauf wurde einige Tage hinter einander Examen mit den Schülern des Gymnasiums gehalten, und vier und dreißig derselben, welche sich bei dieser Prüfung sehr auszeichneten und schon Kenntnisse in einigen Wissenschaften besaßen, wurden zu Studenten promovirt.

Die Docenten, die bis jetzt unmittelbar zu dieser neuen Universität gehören, sind drei Professoren und vier Adjunkten. Die übrigen Lehrer bleiben bei dem Gymnasium.

D o r p a t.

Am funfzehnten September 1805 feierte die Kaiserliche Universität zu Dorpat das Fest der Thronbesteigung unserſ erhabenen Monarchen durch die Legung des Grundsteins des akademischen Hauptgebäudes. Vormittags um halb zehn Uhr eröffnete der d. z. Rektor magnificus, Professor Parrot, die Feierlichkeit durch eine kurze Anrede im großen akademischen Hörsaale. Aus diesem ging der Zug nach der Lu-

therischen Pfarrkirche, und zwar in folgender Ordnung. Zuerst die Hälfte der Studenten mit einem Anführer aus ihrer Mitte; dann der Baukommissär an der Spitze aller Werkleute; darauf unter Vortretung von zwei Pebellen der Rektor magnif., begleitet vom Baudirektor und von dessen Adjunkt. Ihm folgten die Chefs der Geistlichkeit und der Behörden; dann die Fakultäten, angeführt von ihren Dekanen; die Syndici, die Lektoren, die Kanzellei, die Lehrer der Künste und die übrigen zur Universität gehörigen Beamten. Die zweite Abtheilung der Studirenden mit einem Anführer aus ihrer Mitte beschloß den Zug. Nach der vom Oberpastor Lenz gehaltenen Casualpredigt ging der Zug in derselben Ordnung nach dem Bauplatz. Hier hielt der Architekt eine Rede vom Herrn Professor Krause, und Herr Oberpastor Lenz verrichtete die Weihe.

Es folgten Gesundheiten, ausgebracht vom Rektor, den Dekanen, dem Architekt, dem Adjunkt, dem Baukommissäre, den Werkmeistern, dem Maurerpolier, dem Vauschreiber. Hierauf sangen die Russen, Esten und Letten nach ihrer Art; endlich die Deutschen folgende vom Hrn. Prof. G a s p a r i gedichtete Hymne:

Steig' empor — ein neuer Tempel,
 Von Watersmilde ein Exempel,
 Und unsers heißen Dankes werth!
 Steig' empor aus Schutt und Gräften,
 Ein ewig Denkmal Dem zu stiften,
 Den Welt und Nachwelt liebt und ehrt:
 Du bist Sein Eigenthum:
 Sei Seines Namens Ruhm!
 Alexander!
 Hat Dich geweiht
 Für jede Zeit
 Zum Tempel der Humanität.

Quell des Lichts, der Wahrheit Quelle!
 O segne, segne diese Stelle!
 Laß unsrer Hände Werk gedeihn!
 Laß dein Licht in diesen Hallen
 Fern leuchten, Wahrheit nur erschallen,
 Und Recht und Eintracht herrschend seyn!
 Du willst — und Felsen stehn;
 Du winkst — und sie vergehn!
 All-Erhalter!
 Zu dir empor
 Fleht unser Chor:
 Erhalte Alexanders Werk!

Rußlands Stolz, der Menschheit Zierde,
 Gesalbter, Dem des Menschen Würde,
 Des Menschen Wohlfahrt theuer ist!
 Liven, Ehsten, Kuren, Finnen
 Sehn ahnungsvoll auf Dein Beginnen,
 Entzückt, daß Du ihr Vater bist.

Zu seyn Dein Unterthan,
 Dein Diener, Dein Organ,
 Alexander!
 Füllt jede Brust
 Mit höchster Lust.
 Wir schwören, ewig Dein zu seyn.

Das Finale war: Nun danket alle
 Gott &c. Darauf begab sich die Procession
 auf den Dom. Hier wurden im dritten Saal
 des neuen Bibliothekgebäudes die Chefs der
 Behörden und sämtliche Studierende von den
 Professoren bewirthe, so wie im zweiten Saal
 der Bau = Etat. Abends war die Stadt er-
 leuchtet.

XI.

Auszug eines Schreibens aus
 St. Petersburg.

In der Nacht vom 31. Januar zum 1. Februar
 ist nach der Vorstellung der Fanchon das
 deutsche Theater im Kuschelewischen Hau-
 se mit allen dazu gehörigen nicht unbeträchtli-
 chen Dekorationen und der sämtlichen Gar-

derobe ein Raub der Flammen geworden. Sr. Majestät der Kaiser, der durch seine Gegenwart die Löschenen selbst aufmunterte, haben vorläufig, wie man sagt, dem deutschen Theaterpersonale höchst Ihre gnädigste Unterstützung huldreichst versichern lassen. Noch weiß man nicht mit Gewißheit, wodurch dies Feuer entstanden; einige behaupten, durch Verwahrlosung eines Lichts, das man in der Garderobe auszulöschen vergessen habe. Bis jetzt sind alle Vorstellungen suspendirt, doch glaubt man, da das ehemalige Kaszische italienische Theater leer und ungebraucht dasteht, es werde bis auf weiters den Deutschen eingeräumt werden.

Nordisches Archiv.

Monat März

1806.

I.

Er und Sein Volk.

(Zur Feier der Thronbesteigung Alexanders I. den 12. März.)

Funkelnd von des Morgens Zitterglanze,
Wallt der Bach im leichten Wellentanze,
In des jungen Tages Strahlen froh.
Von der Wonne Taumelkelche fröhlich,
Hüpfen, in des Kaisers Anschau'n selig,
Alexander! Deine Völker so.

Welch' Erwarten hast Du übertroffen!
Doch erlaubst Du uns, noch mehr zu hoffen,

Sagst im Voraus uns Gewährung zu,
 Feind der blutigen Erob'erkriege,
 Rangest nach dem herrlicheren Siege,
 Nach Erob'ung unsrer Liebe Du!

Lauschet noch Verdacht an unsern Thoren,
 Seit Dein Volk, beim frohen Tanz der Horen,
 Blumen Dir in Deine Krone slicht?
 Warst Du nicht oft ungeschminkter Freude
 Stillter Zeuge? Denn im schlichten Kleide
 Dachte sich das Volk den Kaiser nicht.

Knirscht noch Unschuld in behränten Ketten,
 Seit, die Unterdrückten zu erretten,
 Unermüdet Du geschäftig bist?
 Stillest Du nicht ihres Herzens Klopfen,
 Wie die Morgensonne Regentropfen
 Von der Rose duft'gem Busen küßt?

Deffnest Du nicht jeder Wohlfahrt Quellen?
 Nennen Dich einander nicht die Wellen
 Auf dem fesselfreien Ozean?
 Ihres Freundes Thaten zu verbreiten,
 Fällt die Muse rasch in ihre Saiten,
 Und die Wahrheit schmiegt an sie sich an.

Wahrheit? — Sag's den Männern auf den Thronen,
 Sag', o Lied, es kommenden Aeonen,
 Daß ein Erdengott sie hören kann;
 Mühsam sucht, zu finden, wo sie wohnet,
 Sie, gefunden, kaiserlich belohnet,
 Blumen streut auf ihre raube Bahn.

Daß Er, von dem Weihrauch nicht geblendet,
 Den Ihm dankbar sein Jahrhundert spendet,
 Unbestochner Nachwelt Beifall sucht,
 Die den Müßiggängern auf den Thronen
 Minder nicht, wie wüthenden Neronen,
 Und mit gleicher Wahrheitsliebe flucht.

Uns, die bald Sein trefflich Herz verstanden,
 Leitet Er in sanften Blumenbanden,
 Macht uns Folgsamkeit zur süßen Pflicht.
 Daß kein Dorn am Lebensweg uns rize,
 Knickte Er, wie vielen! schon die Spitze,
 Seine Schuld ist's, wenn sie stechen, nicht.

Heil uns, die Sein milder Zeppter schützet!
 Heil Ihm, der, wo Waffenglanz geblühet,
 Nun des Friedens schöne Saaten streut!
 Königen, die nicht nach Volksgunst ringen,
 Bürgen dreimalhunderttausend Klingen
 Nicht für ihres Ruhmes Ewigkeit.

II.

Ausbreitung der Wissenschaften in Ruß-
 land. Von Friedrich Schmidt, Profes-
 sor in Jaroslaw.

Der Inhalt dieses Aufsatzes wurde bei der
 feierlichen Eröffnung der adlich-demidow-

schen Schule höherer Wissenschaften zu Jaroslaw den 29. April 1805 als Einladungsschrift in russischer Sprache von seinem Verfasser dem dortigen Publikum mitgetheilt. Da diese Schrift manches Interessante für den Patrioten Rußlands enthält, so theilen wir selbe in der Uebersetzung, mit Auslassung dessen, was auf die Feier des Eröffnungstages Beziehung hatte, den Lesern des Archiv's mit.

Der Gegenstand, den ich vor mir habe, (sagt Herr Schmidt in jener Schrift) ist zwar viel umfassend, auch mein Talent nicht hinreichend, alle die Edlen, welche sich um die Ausbreitung der Wissenschaften und um die Errichtung öffentlicher Schulen in Rußland verdient gemacht haben, nach Würden zu erheben: allein hingerissen von dem dankbaren Gefühl gegen die Männer, die zum allgemeinen Besten hinwirkten, will ich lieber die Namen derer nennen, die sich als vorzügliche Beförderer der Gelehrsamkeit in den Annalen Rußlands besonders ausgezeichnet haben.

An der Spitze derselben stehen zwei berühmte Männer, die Großfürsten Wladimir und sein Sohn Jaroslaw der Erste.

Wladimir der Große, ein Fürst, der den Russen in jeder Rücksicht auf immer theuer und heilig sein wird, war es, der den Perum ¹⁾ von der Höhe Kiems in den Dnepr stürzen und die Götzen der Slawen vertilgen ließ. Er war es, der aus Griechenland das Christenthum, Priester, Gelehrte und Künstler nach Rußland brachte, und die griechische Gelehrsamkeit auf russischem Boden verpflanzen wollte. — Dieser Fürst war es, der an mehreren Orten öffentliche Schulen anlegte, und auf dessen Geheiß die Söhne der Russen von Griechen unterrichtet und gebildet werden mußten. ²⁾ Wladimir der Große war es,

1) Perum war der Hauptgott bei den Slawen, und zwar der Gott des Donners und Blitzes. Ehe man ihn in den Dnepr geworfen, wurde er zuvor durchgeprügelt. Siehe Geschichte des russischen Reichs von Stritter. St. Petersburg 1800. Th. 1. S. 76. Von den Götzen der Slawen handelt sehr umständlich Tatischew in seiner russischen Geschichte B. 1. Th. 1. S. 2.

2) Ueber die Art des Unterrichts unter Wladimir dem Großen kann man nachlesen: Essai sur la Bibliotheque de l'academie de sciences de St. Petersbourg par Bacmeister — 1776. S. 8. u. f. w.

der den Russen zuerst den Weg zur Tugend, zur Ausbildung und Aufklärung zeigte.

Diesen so schönen Plan Wladimir's, Rußland zu erleuchten, setzte Jaroslaw Wladimirowitsch mit Eifer fort. Dieser Fürst ließ mehrere griechische Bücher in die slawische Sprache übersetzen, errichtete in der damals prächtigen Sophientirche zu Kiew eine kleine Bibliothek, bezahlte aus seiner eignen Kasse die Schullehrer und stiftete zu Nowogorod eine Schule ³⁾, worinnen dreihundert Söhne der Russen Unterricht genossen. Das Lesen und Schreiben der Landessprache, die

3) In den Handschriften der Archive wird die Schule zu Nowogorod immer Jaroslaws Schule genannt. Bemerkenswerth ist auch, daß Jaroslaw den Nowogorodern zuerst geschriebene Gesetze gegeben hat. Die letzte Ausgabe dieser Gesetze ist zu St. Petersburg 1792 unter dem Titel: правда Руская, (Russische Rechte) herausgegeben worden. Diese Ausgabe hat vor der des Professor Schlözers vom Jahre 1767 viele Vorzüge. Denn es befinden sich in derselben, außer der russischen Metaphrase, sehr viele und interessante Anmerkungen. Vielleicht dürfte eine Uebersetzung dieser Ausgabe dem Auslande willkommen seyn.

Religion und die griechische Sprache waren die Gegenstände, die vorzüglich in den damaligen Schulen gelehrt wurden. Ueberhaupt las man damals viel griechische Bücher, und es ist daher kein Wunder, wenn uns die Geschichte erzählt, daß der Großfürst Konstantin Wsewolodowitsch mehr als tausend griechische Bücher besaß, und die Schulbibliothek zu Smolensk fast aus lauter griechischen Büchern bestand. 4)

Aber, o wunderbares Schicksal! unbegreiflich dem Sterblichen! — Eine trübe Wolke näherte sich kurz darauf dem russischen Reiche, verdunkelte alles um sich her, und die Funken der Erleuchtung erlöschten. — Kriegerische Völker von Osten und Westen stürzten haufenweise auf Rußland, wilde Tataren bemächtigten sich des russischen Reichs, und zerstörten Kirchen und Schulen. Die Musen Griechenlands, die nur erst kürzlich ihren Sitz in Rußland aufgeschlagen hatten, wurden bis an die Tiber gejagt — und

4) Von der zahlreichen Bibliothek Konstantins siehe Stritters Geschichte des russischen Reichs. Th. I. S. 610. Исторія Россійскаго Государства.

die Russen verloren sonach ihre schöne Erbschaft — die griechische Gelehrsamkeit. ⁵⁾ Bloss die christliche Religion wagte der Tatar nicht anzutasten. — Allein die tatarische Sprache verdrängte die griechische, und niemand war endlich mehr im Stande, die heiligen Bücher der Evangelisten und Aposteln in der Originalsprache zu lesen. ⁶⁾

Viele Jahrhunderte dauerte dieser klägliche Zustand der Finsterniß. Endlich erschien Zar Johann Basiliwitsch II., und dieser

5) Bloss in den Klöstern erhielt sich noch die Neigung und ein gewisser Eifer, die vaterländische Geschichte und andre merkwürdige Ereignisse aufzuzeichnen. Dies beweisen nicht allein die Fortsetzer des Nestors, nämlich Sylvester, Simeon und Johann, sondern auch Nikon und mehrere Annalisten. Diesen frommen und fleißigen Mönchen hat auch Rußland die so vielen und schönen Materialien zur russischen Geschichte zu verdanken.

6) Levesque sagt, daß zu den Zeiten Johann Basiliwitsch des Zweiten nur drei Männer wären gefunden worden, die etwas Lateinisch verstanden hätten. — Griechisch aber nicht ein einziger. S. Levesque, Histoire de Russie. 1800. T. 3. S. 163.

verschaffte durch neue Kirchenverordnungen ⁷⁾ und durch die Erneuerung der Schulen zu Nowogorod und Pleskow den Russen wieder einige günstige Aussichten zur Belehrung. Damals war es auch, als nächst der lateinischen Sprache zuerst die deutsche — in einigen Schulen gelehrt wurde.

Boris Godunow setzte die Beförderung der Künste und Wissenschaften in Rußland fort; und als kurz darauf das Haus Romanow den russischen Thron bestieg, so wurde der russischen Nation gleichsam die Thüre zum Glanze, zum Ruhme und zur Aufklärung ununterbrochen geöffnet. ⁸⁾ Selbst Privatpersonen fingen schon damals an, sich

7) Die Kirchenverordnungen und Befehle zur Verbesserung der Schulen unter Johann Wasiliwitich II. befinden sich in einem Werke, betitelt: СПОГЛАВЪ Kap. 26ste und 27ste, welches aber nie gedruckt worden ist; die Ursache davon kann man lesen in Peter Alexeew's ЦЕРКОВНЫЙ СЛОВРЬ. St. Petersburg. 1794. Th. 3. S. 122.

8) Wie viel Bücher schon unter den ersten Zaren aus dem Hause Romanow, aus fremden Sprachen in die russische sind übersetzt worden, und wie weit

um die Errichtung öffentlicher Schulen verdient zu machen. Und hier muß ich vor allen andern eines frommen und gelehrten Archimandriten jener Zeit erwähnen. Er ruht jetzt sanft zwischen den Schwibbogen in der großen Kiew'schen Kirche. Allein seine Schule, die er gründete, ist bis jetzt noch eine der besten mit in Rußland für die Fortpflanzung alter Gelehrsamkeit. Russen! ich meine den Metropolit Peter Mogila. Er ist der Stifter der Akademie zu Kiew. 9)

überhaupt die Kultur Rußlands von Kurik an bis auf Peter den Großen gediehen war; — alles dies hat mit großer Genauigkeit gesammelt und beschrieben Prof. Bause an der moskowschen Universität, in seiner Rede: *Oratio de Russia ante hoc seculum non prorsus inculta, nec parum adeo de litteris earumque studiis merita. Mosquæ 1796.*

- 9) Die Akademie zu Kiew ist im Jahre 1613 gestiftet worden. Anfangs wurde sie nur die Kiew-Mogilewsche Schule genannt. — Mogila hat auch einige interessante Bücher geschrieben; man findet sie angezeigt in Nowikow's Опытъ Историческаго словаря о Россійскихъ писателяхъ. (Versuch eines historischen Wörterbuchs von den russischen Schriftstellern.)

Der zweite Regent aus dem Hause Romanow, Alexei Michailowitsch, errichtete zu Moskwa ein Institut, worinnen die slawische, griechische und lateinische Sprache gelehrt wurde, und sein Sohn erster Ehe, Fedor Alexeewitsch, verwandelte dieses Institut in die jetzt so nützliche, slawisch-griechisch-lateinische Akademie zu Moskwa. ¹⁰⁾

Jener Schöpfer der russischen Macht und Größe, Peter der Große, lockte viele Liebhaber der Künste und Wissenschaften aus Britannien und Germanien nach Rußland. Er ist der Stifter des Seefadettenkorps und auch der Urheber der jetzt so glänzenden Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg.

Die Kaiserin Anna gründete das wichtige adliche Landkadettenkorps, und Elisabeth

10) Die harten Statuten, die bei der Stiftung der slawisch-griechisch-lateinischen Akademie zu Moskwa sollten zum Grunde gelegt werden, sind, zum Ruhme Rußlands und des Saren Fedor Alexeewitsch, nicht ausgeführt worden. Levesque meint, der Verfasser dieser Statuten sei der Mönch Sylvester Madweew gewesen. Siehe *Histoire de Russie par Levesque*. 1800. T. 4. S. 128 — 132.

Petrowna, unter der Leitung Johann Schuwalow's, die jetzt so blühende Universität zu Moskwa.

Mit der Thronbesteigung Katharina der Zweiten fängt sich eine ganz neue Epoche in der Geschichte der Verfeinerung und Aufklärung Rußlands an. Diese große Kaiserin erhob die russische Nation nicht allein auf den Gipfel der Macht und Größe, sondern wendete auch alle Mittel an, sie zu erleuchten. Allein zu diesem wohlthätigen Plane fand sie die bisherigen Schulen in den Residenzstädten nicht hinreichend. ¹¹⁾ Sie errichtete daher in allen Gouvernementsstädten durch das ganze Reich, bis an das Ende Sibiriens, Volksschulen, und bereitete dadurch die Nation zu einer allgemeinen Aufklärung, die einst ihr erhabener Enkel ausführen sollte, vor.

11) Eine richtige Notiz von der Verbesserung der Schulen, so wie überhaupt von den Fortschritten der Künste und Wissenschaften unter Katharina II. giebt Storch's Gemähde von St. Petersburg. Nik. Karamsin in seiner Lobrede auf Katharina II. beschreibt mit vieler Beredsamkeit die großen Verdienste dieser unsterblichen Kaiserin um Rußland und um dessen Erleuchtung.

Kaiser Paul der Erste legte den Grund zu der jetzt so aufblühenden Universität in Lief-land, ¹²⁾ stiftete hie und da einige Militär-
schulen, und unser so huldreiche und erhabne Monarch, Alexander der Erste, frönt nach dem Wunsche seiner durch unsterbliche Thaten verewigten Großmutter, Katharina der Großen, das schöne Werk der Nationalaufklärung, und ist sonach die Quelle der wahren Glückseligkeit der russischen Nation.

Nur dann kann sich eine Nation glücklich preisen, wenn die Masse derselben aus lauter tugendhaften und geschickten Bürgern besteht, und wo ein jeder Unterthan, selbst der Landmann, durch die Bildung seines Verstandes und Herzens den Ruhm seines Vaterlandes und die Ehre seines Monarchen bewirkt.

Gesegnet sei der! rufe ich daher mit jedem vom Dankgefühl durchdrungenen Russen aus; gesegnet sei der, welcher sein eignes Privat-

12) Eine Universität in Liefland anzulegen, verordnete schon Kaiser Paul I. in den ersten Jahren seiner Regierung. Allein die völlige Einrichtung und die feierliche Eröffnung erfolgte erst unter dem jetzigen Kaiser Alexander I. Und dies ist nun die gegenwärtige Universität in Dorpat.

interesse vergießt, um das allgemeine Beste seines Vaterlandes und die Ehre seines Monarchen zu befördern! Gesegnet sei Alexander der Erste! denn er ist es, der alle Mittel anbietet, der Millionen darreicht, um die Künste und Wissenschaften in dem großen Rußland allgemein zu verbreiten, und seine Nation zum Ziele der höchsten Vollkommenheit zu bringen. Er ist es, der die Zahl der Universitäten, Gymnasien und Stadtschulen vermehrt und selbst Landschulen anzulegen mit inzigstem Wohlgefallen begünstiget. ¹³⁾

13) Von der Errichtung neuer Lehranstalten zu mehrerer Ausbreitung der Wissenschaften in Rußland ist der Ukas Sr. Kaiserl. Majestät Alexanders des Ersten vom 24sten Januar 1803. das schönste und wichtigste Dokument. Kraft dessen sind in Rußland sechs Universitäten, nämlich zu Moskwa, Willna, Dorpat, Charkow, Kasan, St. Petersburg und in der Folge auch noch zu Niew und Tobolsk. Im Auslande glaubt man zuweilen, daß es in Rußland wenig Schulen giebt — dies ist ungegründet; um daher nur eine kleine Notiz davon zu bekommen, so mag folgendes zur Nachricht dienen. Ausser den Universitäten und Kadettenkorps zu St. Petersburg hat eine jede Eparchie ein Seminarium, worinnen öfters 800 auch 1000 Schüler sind. Eine jede Gouvernementsstadt hat ein Gymnasium

Alle gebildete und wohlgesinnte Menschen verehren diesen Monarchen, der seine Macht nur dazu gebraucht, die Würde des Menschen in seinem unermesslichen Reiche zu erhöhen, und durch die Geistes und Herzenskultur zu verherrlichen.

Diejenigen, denen besonders die Ausführung der Volksbelehrung in Rußland aufge-

oder hohe Schule, auch eine Garnison- oder Soldatenschule; in der Soldatenschule zu Moskau sind allein gegen 3000 Soldatenkinder. Eine jede Kreisstadt hat eine Trivialschule; in einigen Städten giebt es auch Kommerzschulen, und hierzu kommen nun auch noch die neu errichteten Gouvernements- Kriegsschulen und Landes- oder Kirchschulen, ohne noch die vielen Privat-Pensionsanstalten, die es hin und wieder in den Städten giebt, zu rechnen. — In den meisten Schulen bekommt die Jugend nicht allein Unterricht in der Religion, in der Landessprache und in mehreren Wissenschaften, sondern auch im Zeichnen und in einigen ausländischen Sprachen. In mehreren dieser Schulen wird auch die slawische, tatarische, mordwinische Sprache u. a. m. gelehrt. In Irkutsk sogar Japanisch und in Odessa Neu- Griechisch. Die alten Sprachen, als Lateinisch und Griechisch, lehrt man besonders auf Universitäten, in den Schulen höherer Wissenschaften und in den Seminarien.

tragen ist, werden Wohlthäter ihrer Landsleute und des Vaterlandes, indem sie den so heiligen Zweck ihres erhabenen Monarchen, die Volksbelehrung, ¹⁴⁾ mit der größten Thätigkeit ausführen und befördern, und indem sie den so gründlichen und systematischen Unterricht in den Schulen wieder herzustellen

- 14) Der jetzige Minister des öffentlichen Unterrichts, Graf Peter Sawadowsky, und sein verehrungswürdiger Gehülfe, der Geheimrath Michailo von Murawiew, so wie alle Kuratoren der Universitäten, die die obere Schulregierung ausmachen, bestreben sich aufs eifrigste, den allerhöchsten Befehl ihres Monarchen in Ausführung zu bringen. Beweise davon sind unter andern: 1) Die preiswürdigen Statuten bei der Gründung der Universitäten und anderer Schulen. 2) Die neuerrichteten pädagogischen Institute, worinnen die Studenten zu Lehrern vorbereitet und gebildet werden. 3) Die Berufung vieler ausgezeichneten Männer des Auslandes und um die Literatur sich schon auf ausländischen Universitäten verdient gemachter Professoren. 4) Die öffentlichen Vorlesungen bei der moskowischen Universität und auch in mehreren Städten, woran das ganze Publikum Theil nehmen kann. 5) Die öftern Universitäts- und Schulvisitationen. 6) Die Errichtung einer wohleingerichteten und vorsichtigen Censur u. s. w.

sich bemühen, der von jeher der Armee und dem Staate so geschickte Helden und Staatsmänner lieferte — jenen gründlichen Unterricht, sage ich, wodurch der Geist und Charakter des Zöglings zur Liebe gegen seinen Monarchen, gegen sein Vaterland, zur Ordnung, zur Arbeitsamkeit, Festigkeit und zum Heldenthum gebildet wird.

Die Kaiserin Mutter, Maria Fedowna, das Oberhaupt mehrerer wohlthätigen Anstalten in Rußland, giebt ebenfalls die schönsten Beweise ihrer Thätigkeit für die Verbesserung und Errichtung der Lehranstalten. Nur kürzlich hat diese wohlthätige Kaiserin das Fräuleinstift zu St. Petersburg nicht allein vervollkommnet, sondern auch ein neues Fräuleininstitut zu Moskwa anlegen lassen. ¹⁵⁾

15) Da es in Rußland die Gewohnheit ist, daß in die Schulen nur Knaben aber nicht Mädchen gehen: so ist es um desto lobenswürdiger, Lehrinstitute für das weibliche Geschlecht zu errichten. Es befinden sich daher wirklich schon zwei neu angelegte und sehr wohl eingerichtete Lehranstalten für arme Offizierstöchter zu Moskwa.

Der Eifer eines großmüthigen Alexanders für die Anlegung neuer Schulen entflammt selbst seine ganze Nation. Ganze Gouvernements bringen große Summen, zur Anlegung neuer Militärschulen, dar. ¹⁶⁾ Mehrere Privatpersonen stifteten mit großem Aufwande Kommerzschulen, ¹⁷⁾ und unter diesen so großen und mannichfaltigen wohlthätigen Geschenken russischer Patrioten für Schu-

16) Manche Gouvernements brachten zur Anlegung einer Militärschule so auch 100,000 Rubel. — Selbst das Jaroslawische Gouvernement bestimmte dazu eine Summe von 57,000 Rubel.

17) Unter die in Rußland seit kurzem von wohlthätigen Privatpersonen gestifteten Kommerzschulen, gehört besonders auch diejenige, die im Jahre 1804 von dem namhaften Bürger und Kaufmann Phaleew, zu Moskwa, gestiftet wurde. Der von diesem Patrioten dazu bestimmte ansehnliche Fond wurde kurz darauf noch durch 228,878 Rubel vermehrt, welche Summe 448 Personen, theils Kaufleute, theils andre Personen, als einen freiwilligen Beitrag dieser Schule schenkten. Auch im Jahre 1805 hat der Kaufmann Schisgarew, zu Moskwa, dieser Schule eine kleine Bibliothek von ausländischen Büchern, 1000 Rubel an Werth, nebst einem Kapital von 500 Rubeln geschenkt.

len, funkelt als ein unvergänglicher Brillant die Gabe eines sehr seltenen Wohlthäters der Wissenschaften. Ich meine den wirklichen Staatsrath und Ritter Paul Grigorjewitsch Demidow, der den Ruhm seines Namens auf die herrlichste Weise erneuerte.¹⁸⁾ Dieser Edle brachte einen großen Theil seines Reichthums, seiner Landgüter, seine ansehnliche Bibliothek, sein kostbares und vortreffliches Kabinet von Seltenheiten der Natur und Kunst, von Medaillen und Münzen, als ein freiwilliges Opfer dem Vaterlande, zur Beförderung der Wissenschaften, dar.

Welch ein Patriotismus! Russen! welch eine edle That für das Vaterland! Wenn ein Reicher den Armen unterstützt, wenn ein Richter die Unschuld eines Angeklagten rettet, wenn ein Held sein Blut für das Vaterland versprüht und an der Spitze seiner braven Krieger wüthende Feinde von seinem Vaterlande zurücktreibt: so nennt man ihn einen Wohl-

18) Einer von den Anverwandten unsers Wohlthäters, Prokophi Akinphiewitsch Demidow, stiftete die sehr nützliche Kommerzschule in dem Erziehungshause zu Moskwa unter der Kaiserin Katharina II.

thäter — und das mit Recht! Allein seine Wohlthat war Pflicht, und die Wirksamkeit derselben dauert oft nur kurze Zeit. — Aber wenn ein Demidow so ansehnliche Geschenke dem Vaterlande, zur Ausbreitung der Wissenschaften und zur Bildung junger Russen, darbringt: so ist dies ein freiwilliges Opfer, und diese Wohlthat wirkt noch nach seinem Tode; ja, sein gestiftetes Lehrinstitut bietet vielleicht auf immer die schönsten Früchte dem Vaterlande dar.

Selbst unser erhabene Monarch blickte mit Wohlgefallen von seinem Kaiserthron auf den Eifer dieses Edlen für das allgemeine Beste, und schenkte zu der von diesem Patrioten gestifteten Lehranstalt, den einst zur Wohnung des Erzbischoffs bestimmten Pallast zu Jaroslaw. ¹⁹⁾ Und so vereinigte sich denn die

19) Der Pallast des Erzbischoffs zu Jaroslaw, worinnen nun künftig das adlich-demidowsche Athesnäum seyn wird, steht auf einem Berge, an dessen Fuße sich der kleine Fluß Kotorosl in die große Wolga ergießt.

Außer den 3578 Bauern, die der Wohlthäter Demidow als ein Opfer zur Fundation der Jaroslawischen hohen Schule darbrachte, schenkte

Wohlthätigkeit eines großen Monarchen mit der Wohlthätigkeit seines Wohlgesinnten Unterthans, dort, wo die kleine Kotorosl sich mit der gigantischen Wolga vereinigt.

er noch ein Kapital von 300,000 Rubeln, welche seinem Willen gemäß auf folgende Weise vertheilt wurden; nämlich 100,000 Rubel für die hohe Schule zu Jaroslaw, 100,000 Rubel zum Besten der moskowischen Universität, und 100,000 Rubel für die zu Kiew und Tobolks einst zu errichtenden Universitäten. Auch überließ er der Universität zu Moskwa als ein Geschenk sein Naturalienkabinet, seine Münzsammlung und seine Kollektion von Kunstseltenheiten. Ein anderes Beispiel von ausserordentlicher Wohlthätigkeit gab zu gleicher Zeit der wirkliche Geheimerath, Graf Scheremetiew. Er bestimmte nämlich zwei Millionen und fünfmal hundert tausend Rubel zur Anlegung einer Versorgungsanstalt für Arme und Kranke in Moskwa.

III.

Meine Promenade in Moskwa, in den ersten Tagen des Jahres 1806. Ein Schreiben an den Herausgeber.

Nur zwei Jahre hatte ich Moskwa nicht gesehen, und seit dieser Zeit fand ich schon manches anders als ehemals. Da, wo sonst Hütten standen, prangen jetzt große geräumige Häuser. Das Universitätsgebäude hatte sich, durch den Ankauf großer Nebenhäuser, mehr als um die Hälfte erweitert; allein das so schöne Theatergebäude, worin ich, außer dem großen Theater, oft den so prächtigen und geschmackvollen runden Maskeradensaal bewunderte, war jetzt ein Steinhaufen. — Viele von meinen alten Bekannten und Freunden traf ich nicht mehr in ihren Wohnungen; denn sie waren in ihr Vaterland zurückgereist, und wieder andre waren sogar gestorben. — Dies veranlaßte mich nun, meine Promenade an diesem Tage, ohne bestimmten Zweck, fortzusetzen, und dasjenige, was meinen Augen von ohngefähr aufstoßen würde, zu betrachten.

Ich war kaum einige Straßen gefahren, so erblickte ich schon etwas, das meine Augen

fesselte; und dieß war eine bedeckte Rotunde an der Ewerischen Pforte, wo über der Eingangsthüre stand: *Panorama*. Dies vielversprechende Aushängeschild schaute meine Neugierde, und der Eingang in die Rotunde befriedigte sie. Auf einer runden Treppe stieg ich empor, und sahe dann rund um mich herum ein Gemählde, welches Paris darstellte.

Die Darstellung ist ohnstreitig schön und vortrefflich. Anfangs bemerkt zwar das Auge die Schönheiten des Gemähldeß nicht sogleich; allein je länger es dabei verweilt, desto mehrere Gegenstände wird es gewahr, und besonders bei einem hellen Tage.

Der Centralpunkt des ganzen Gemähldeß ist der Pallast der Thuilleries; eine dreifarbigte Fahne weht auf dem Gipfel des Pallastes; und dieß ist auch der Standpunkt, den der Mahler bei der Zeichnung seines Gemähldeß wählte.

Die Thuilleries, das Phantleon und Louvre, das Invalidenhaus, der Parade- und Carroussellplatz, der Quai Voltairs und der Thuilleries, die Seine und Brücke über diesen

Fluß, der so vortreffliche Garten an den Thuilleries, und endlich der Horizont, der sich allmählig hinter der Abtey St. Germain und Val de Grace, hinter der Ecole militaire, auf dem Marsfelde und auf den Wiesen St. Gervais niederläßt, sind besonders die Gegenstände, die das Auge überraschen, und dem Mahler des Gemähltes Ehre machen.

Bei alledem aber ist und bleibt es gewiß, wie auch selbst Prevot, der Besitzer des Gemähltes, behauptete, daß sich Petersburg, Berlin, Dresden, Rom, mehrere Städte Italiens und selbst Moskwa, wo so viel neue Architektur, an den mit Kolonaden gezierten mächtig großen Pallästen angebracht, und wo die Lage oft bizarr, oft aber auch überaus reizend ist — weit besser auf so einem Gemählde ausnehmen würden, als Paris. Denn die ganz gewöhnliche Bauart der Häuser in Paris, und wo überdies noch auf diesem Gemählde die meisten Häuser sich klein und niedrig zeigen, fesseln das Auge sehr wenig. Auch ist einem jeden schon hinlänglich bekannt, daß die Straßen in Paris enge, und auf den Kirchthürmen daselbst nicht so viele stark vergoldete Kuppeln, wie auf den unzähligen Kirchen und Thürmen in St. Petersburg und Moskwa, prangen.

An dem Eingange des Carrousselplatzes stehen vier Pferde von Bronze; dies sind die Pferde, die ehemals den Markusplatz zu Venedig zierten, in den ältesten Zeiten aber zu Corinth waren. — Nicht weit von der Thuilferienbrücke betrachtete ich etwas lange ein nicht allzu großes Haus mit einem kleinen Garten vor dem Hause; dieß ist das Haus, rief mir der Besitzer des Gemähldeß zu, worinnen vor einigen Jahren zu Paris, Nikolai Nikitsch Demidow wohnte; er bezahlte jährlich für die Miethe achttausend Rubel.

Ich verließ nun das Panorama und eilte in das deutsche Theater, wo der dritte Theil vom Donauweibchen gegeben wurde.

Die Deutschen spielen auf einem Privattheater in der deutschen Sloboda, und seit einiger Zeit hat ein Herr von M u r o m z o f f die Direktion übernommen. Das Privattheater ist nicht groß, aber geschmackvoll gebaut. Die Logen des ersten Ranges ruhen auf lauter Statuen, die theils männliche, theils weibliche Figuren vorstellen. Das Parterre und alle Logen waren diesmal sehr voll. Allein das Donauweibchen wurde an diesem Tage nicht sonderlich aufge-

führt; kam es vielleicht daher, daß der dritte Theil nicht so interessant ist als die ersten Theile, oder daß die Hauptsänger diesmal keine Rollen hatten. — Genug, diese Oper fand überhaupt sehr wenig Beifall.

Madame Schröder spielte die Hulda, und dies war auch diejenige, welche die Aufmerksamkeit des Publikums am meisten auf sich zog. Am besten nahm sie sich als sächsisches Milchmädchen, als Tyrolerin und Jägermädchen aus. Ihre kleine Tochter von 7 Jahren spielte die Lilli und wirklich sehr naif.

Herr Dehme machte den Parifari und Herr Lüthgens den Ritter Albrecht. Parifari spielte und sang ziemlich mittelmäßig; allein Herr Lüthgens wurde einigemal applaudirt. Mad. Steinsberg spielte die Bertha und Herr Götz den Ritter Hans von Viberach. Albrechts Waffenknecht, Fuchs, wurde von Herr Wilhelm mit Beifall dargestellt. Im Ganzen genommen aber gefiel die Oper durchaus nicht.

Jedoch ich war zufrieden, nach zehn Jahren wenigstens wieder einmal deutsche Schauspieler und zwar in Moskwa spielen gesehen zu

haben. — Von da begab ich mich nun nach Hause.

Am folgenden Tage besah ich das Demidowsche Museum in einem geräumigen Hause neben dem Universitätsgebäude. Fünf Zimmer und einige große Säle prangen hier mit den so schätzbaren Kollektionen Demidow's, Jablonowsky's, Urusow's, und dem schon ehemaligen Vorrathe von Mineralien und Präparaten bei der Universität.

Der nachdenkende Mann, überrascht durch den Anblick aller der hier zahllos aufgehäuften Seltenheiten, betrachtet diesen Ort mit Recht als einen heiligen Tempel der Natur und Kunst. Denn hier bekommt er anschauliche Kenntnisse von Insekten, Vögeln, Fischen, Geschöpfen und Thieren aller Welttheile — selbst von Dingen, welche die Berge in ihren Eingeweiden verbergen wollten. Hier sieht er den Menschen ganz in seiner Ohnmacht, kurz nach seiner Entstehung, und bemitleidet ihn; — allein er staunt auch hier über die Werke seiner Hände und seines Geistes, wenn er ausgebildet ist. —

Die Zoophiten gehören ohne Zweifel mit unter die Hauptseltenheiten; sie stehen in

dem Zimmer, wo die Bibliothek Demidow's sich befindet. Man wies mir aus dieser Bibliothek einige Manuscripte; ein Chinesisches, welches äußerst rein und auf vortrefflichem Papier geschrieben war; ferner den *Columella*, ein Manuscript, welches ohngefähr in das achte Jahrhundert gehört, und eine lateinische Uebersetzung der heiligen Bücher, welche der *Vulgata* gleich; das Manuscript kann nach meinen Einsichten nicht weiter als in das zwölfte Jahrhundert gesetzt werden; man nennt es, zu Ehren Demidow's, *Codex Demidovianus*.

Außer den künstlich gearbeiteten Figuren von Bernstein, den bizarren Götzenbildern, dem Samojeden in einem Winkel — der halben Mumie, und den Insekten, worunter *Linné* mit eigener Hand die Namen geschrieben hat, zogen auch einige Teller meine Aufmerksamkeit auf sich; unter diesen Tellern sagte man mir, sind zwei, die *Raphael* zu der Zeit bemahlt hat, als er sich in dem Hause eines Tölpfers, wegen der schönen Tochter desselben, aufhielt. —

Das vortreffliche Arrangement des ganzen Museums, die Ordnung, die Reinlichkeit und die sorgfältige Unterhaltung der so kostbaren

Präparate ist das Werk des um dieses Cabinet wirklich verdienstvollen Professors Fischer, der die Aufsicht über das Museum hat, und auch den Katalog des ganzen Museums in vier großen Quartbänden herausgeben wird.

Nach Betrachtung des Museums besuchte ich einige Professoren; die mehresten derselben wohnen in dem großen Universitätsgebäude, die übrigen in den gekauften Häusern neben der Universität. Ich freute mich sehr einige dieser gelehrten Männer persönlich kennen zu lernen.

Der um die griechische Literatur so verdienstvolle Gelehrte, Professor Matthäi, fährt unermüdet fort, alte griechische Manuscripte aufzusuchen, und sie dem Publikum bekannt zu machen. So hat er vor kurzem Fragmentum ineditum Clytemnestrae Tragedie Sophoclis herausgegeben, und bald wird auch der Rufus Ephesius nach einem von ihm in der Augsburgerischen Bibliothek aufgefundenen Manuscripte erscheinen, und zwar weit vollkommner, als er ehemals zu Paris ist herausgegeben worden. Auch hat das gelehrte Publikum viele noch ganz unbekannte griechisch=medizinische Schriften von ihm zu er-

warten. Die Manuscripte davon hat er in einigen Bibliotheken schon entdeckt, und er wird sie mit der Zeit dem Publikum bekannt machen.

Alle diese so schätzbaren Manuscripte sind ehemals vom Berge Athos nach Rußland gebracht worden. Allein kein Mensch konnte sie lesen, vielweniger verstehen; folglich sind sie auch bis jetzt so unbenutzt liegen geblieben, und würden vielleicht auch noch ganze Menschenalter hindurch ruhig und unberührt liegen geblieben seyn — wenn nicht der so fleißige und gelehrte Professor Matthäi von Wittenberg wieder nach Moskwa gekommen wäre.

Durch den Anblick des Demidowschen Museums, und durch die gelehrten Gespräche der Professoren war meine Phantasie mit so viel neuen Ideen und Gedanken angefüllt worden, daß ich nicht im Stande war, sie alle zu verfolgen. Ich hatte Zerstreuung nöthig, und fuhr daher ins russische Theater.

Das russische Theater ist jetzt in dem Paschkowischen Hause, der Universität gegenüber. Eben wurde an diesem Tage *cosa rara* oder Schönheit und Tugend, eine meiner Lieb-

lingsopern, gespielt. — Zwar wurde ich gewahr, daß viele Hauptakteurs, selbst ein Plawiltfikow und eine Santunowa die moskowische Bühne verlassen hatten und nach St. Petersburg gereiset waren; allein demohngeachtet wurde die Oper sehr gut aufgeführt.

Mad. Nassowa machte die Gita meisterhaft und sang vortrefflich. Die Lilla wurde von Mad. Buddenbrok und Isabella von Mad. Barantscheewa gespielt; beide sind gute Sängerinnen. Auch Wolkow zeichnete sich in der Rolle des Lita aus. Die Akteurs waren zwar nicht so reich als ehemals, aber mehr mit Geschmack gekleidet. Denn freilich wird die durch den Brand verlorne reiche Garderobe sobald nicht wieder hergestellt werden können.

Auf die Oper folgte ein kurzes Ballet, wo die geschickten Tänzer und die geschmeidigen Tänzerinnen ihre Künste zeigten. Ich hatte nun meine gelehrten Gedanken ganz verloren, und ging vergnügt aus der Oper in die Maskerade.

Die Maskerade war in dem ehemaligen Soltikowschen Hause auf der Nikitskoy. Alle dahin gehende Straßen standen

voll von Karossen und Schlitten. Zehn Zimmer waren hier mit Menschen gefüllt, allein die Zimmer waren klein, und auch der Saal, wo getantz wurde, war nicht groß.

An dem Eingange des Tanzsaals standen einige Gens d'armes mit Casken und groß wie Riesen. In dem Vorzimmer wurden verschiedene Früchte und Getränke, auch Konfekt, um einen sehr hohen Preis feil geboten.

Karaktermasken waren sehr wenige, desto mehr aber bizarre Masken; die mehrsten Personen trugen venetianische Mäntel. Die gewöhnlichsten Tänze, die getantz wurden, waren Quadrille und Ecossaise.

Die Maskerade war auch das Ende meiner Promenade, und am folgenden Tage fing ich wieder an, mich meinen literarischen Beschäftigungen zu widmen.

Fr. S.....

IV.

Die Gesellschaft Jesu in Rußland.

Das nordische Archiv hat zuletzt im Februar-Heft 1804 von dem Jesuiten-Orden im russischen Reiche Nachricht gegeben. Seit der Zeit hat sich manches geändert, und es ist nothwendig, den Lesern dieser Blätter davon eine kleine Uebersicht zu gewähren.

Einer der thätigsten, talentvollsten Männer der Jesuiten, der selbst unter den aufgeklärtesten Protestanten in Liefland, besonders in Riga, mehrere Verehrer und Freunde zählte, der geistreiche General dieses Ordens, Gabriel Gruber, starb am 26. März 1805 zu St. Petersburg. Wie ausgedehnt sein Wirkungskreis war, und wie thätig er sich für den Orden, besonders unter des Höchstseeligen Kaiser Paul's Regierung, bewies, ist allgemein bekannt. Auf seinem Nachfolger, Thaddäus Brzozowsky, einem geborenen Polen, der den 2. September 1805 zum General des Ordens erwählt wurde, scheint Grubers Geist nicht zu ruhen. Er soll mehrere scholastische Kenntnisse haben, aber das, was so vorzüglich seinen Vorgänger auszeich-

nete, der Mann von Weltkenntniß mit dem Scharfblick des Staatsmannes begabt, mangelt ihm gänzlich.

Noch unter Grubers Leitung hat sich der Orden seit 1804 merklich vermehrt und ausgebreitet. Damals zählte er 262 Mitglieder und etwa fünf bis sechs Kollegien; seit dieser Zeit ist folgender Etat in dem Provinzial-Katalog des Ordens erschienen:

Namen der Städte.	Zahl der Mitglieder.
Kollegium zu Pologk	119.
— — Dünaburg	81.
— — Mohilew	14.
— — Miffislawl	15.
— — Orscha	23.
— — St. Petersburg	24.
— — Witepsk	16.
Residenz zu Riga	5.
— — Astrachan	3.
— — Kasan	6.
Domicilium zu Disna	3.
— — Eschetscherstk	2.
— — Chalitschenskt	2.
— — Putschenskt	2.

	Transp.	315.
Domicilium zu Lozowitschensk	.	2.
— — Kasan	. .	2.
— — Odessa	. .	2.
Missionsanstalt zu Saratow	.	12.

Hauptzahl 333.

Ein im August=Stück von Archenholz Minerva befindliches Fragment eines Schreibens eines französischen Jesuiten=Missionärs an den Ufern der Wolga an seinen Freund in Paris vom 3ten Februar 1805 u. u. giebt ein richtiges Bild von den Missions=Anstalten zu Saratow. Der Verfasser jenes Schreibens ist ein wirklicher Jesuit der russischen Provinz, Franzose von Geburt, und heißt Ferdinand Maitre.

V.

Merkantilsche Nachrichten.

Das nordische Archiv soll von Zeit zu Zeit eine generelle Uebersicht des Ein= und Ausfuhr=

handels in die und aus den verschiedenen Häfen des russischen Reichs, als auch zuweilen des Landtransports, liefern. Solche Angaben können für den patriotischen Kauf- und Geschäftsmann nicht ohne Nutzen seyn. Sie gewähren ihm von dem blühenden Fortgang der Handlung seines Vaterlandes, unter der schützenden Egide Alexanders, die segensreichsten Ansichten. Wir machen mit St. Petersburg den Anfang.

In den zwei letzten schiffbaren Monaten des verwichenen Jahres, im Laufe des Octobers und Novembers, betrug die sämtliche Einfuhr zur See an ausländischen Waaren: 3,133,549 Rubel. Die Ausfuhr an russischen Waaren im Laufe des Octobermonats betrug: 3,010,728 Rubel 99 Kopeken.

In Taganrog sind im Laufe des Jahres 1805 an fremden Münzsorten aus dem Auslande eingeführt worden:

An Golde:	55,324 Dukat.	Werth 217,024 Rub. 50 Kop.
An Silb.	293,389 $\frac{1}{2}$ Alb. Thlr.	— 488,298 — 75 —
	21,391 Piaster.	— 20,656 — 50 —
	1000 Lewok.	— 400 — — —
	400 Dusluk.	— 600 — — —
	500 Defilik.	— 600 — — —

Total: Summe 727,579 Rub. 75 Kop.

Der Handel in Riga im verfloffenen Jahre war außerordentlich segensreich, und würde noch weit ergiebiger gewesen seyn, hätten nicht fürchterliche Stürme in der Ostsee so bedeutende Unglücksfälle hervorgebracht und manche reiche Ladung nach diesem Hafen vernichtet.

Wir geben den Lesern dieser Blätter einen vollständigen General-Verschlag über den ganzen Werth der im 1805ten Jahre in Riga seewärts eingebrachten und aus Riga abgelassenen Waaren:

Benennung der Reiche und Dörter.	Werth der eingebrachten Waaren.		Werth der ausgebrachten Waaren.	
	Rubel.	Kop.	Rubel.	Kop.
England	744200.	7.	5967011.	79.
Frankreich	234720.	50.	216336.	13.
Italien	70292.	—	121878.	64.
Holland	124008.	—	1050489.	73.
Spanien	218192.	—	1050489.	2.
Portugal	66603.	50.	965242.	67.
Lübeck	487376.	58.	865328.	21.
Hamburg	103772.	—	178770.	24.
Rostock	2089.	—	381843.	34.
Bremen	2290.	—	60524.	32.
Schweden	64829.	50.	748539.	69.
Dänemark	370458.	85.	2959567.	74.
Preußen	51065.	92.	773452.	9.
Deutschland	270621.	12 $\frac{3}{4}$.	—	—
Elfsneur	—	—	131738.	48.

Summe | 2,810519. | 4 $\frac{3}{4}$ | 15,471212. | 9.

An baarem Gelde ist eingebracht:

- und zwar 1.) in Golde an Dukaten 41,552 Stück; an Gewicht 8 Pud, 29 Pfund und 20 Solotnik.
 2.) in Silber an Albertsthalern 828,546 Stück; an Gewicht 1411 Pud, 16 Pfund und 76 Solotnik.
 3.) in Fünfern 29,367 Thaler; an Gewicht 90 Pud, 14 Pfund und 72 Solotnik.

An Silber ist eingekommen:

an Silber in Barren 13 Stück; an Gewicht 18 Pud, 36 Pfund und 54 Solotnik.

Landwärts sind eingekommen:

453,586 Dukaten und 397,185 Albertsthaler.

 VI.

Gewinnen die Häfen der Ostsee bei einem Seekriege zwischen England, Spanien und Frankreich?

Diese Frage ist so viel bedeutend, daß man sie zwar nicht ganz entscheidend doch unmaßgeblich mit Ja beantworten kann.

Alle Bedürfnisse, die diese kriegsführenden Mächte aus den Häfen der Ostsee nothwendig beziehen müssen, sind im hohen Grade bedeutend; England, Frankreich, Spanien und Holland sind in einer ziemlich entschiedenen Abhängigkeit von dem Norden Europa's. Hier die Beweise:

Bei dem jetzigen allgemeinen Mangel an Getreide, bei der Entartung der Agrikultur, wo alle Fürsten in Deutschland ihre Ländereien in Pachtungen geben, und reiche Partikuliere die weiland genügsamen Landbesitze nun in wuchernde und schmelzende Pächte umgeschaffen haben, bei dem Luxus in Parks und ungeheuren Gärten, die das Land, zum Getreidebau bestimmt, mit fremdartigen fruchtlosen Stauden bepflanzen, deren pittoreskes Ansehen keinen Hunger stillt — können diese Länder die Kornschätze nicht entbehren, die die unermesslichen Gefilde Litthauens, des ehemaligen Polens, Weißrußlands, Lieflands, Kurlands, Preußens, u. s. w. liefern; nicht den reichen Vorrath Rußlands entbehren, welcher bald den Weg durch die Nawa, bald über Archangel nimmt. Die Summe des nur allein im Jahre 1805 aus dem rigischen Hafen ausgeführten Roggens ist ungeheuer, und be-

trägt 57,217 Last. Der Preis stieg in den letzten Monaten der Schiffahrt von 80 bis 120 Thaler per Last, und wird wahrscheinlich, bei großer Nachfrage, dies Jahr nicht viel unter 80 Thaler fallen.

Schiffsb Baumaterialien sind ferner eins von den Produkten, welche die drei kriegsführenden Mächte, England, Frankreich, Spanien, vorzüglich aus Riga ziehen. Die unerschöpflichen Wälder Polens und Litthauens liefern Hölzer aller Art zum Schiffgebrauch in der vollkommensten Güte, vorzüglich die trefflichsten Mastbäume. Die Summe, für welche bei guten Jahren Masten von hier ausgeführt werden, beträgt mehr als anderthalb Millionen.

Zu den Schiffsb Baumaterialien gehören noch endlich mit gleichem Rechte Hanf, Flachs, Segeltuch, und alles was an Tau- und Segelwerk daraus verfertigt wird. Daß beide erstere nirgends in entschiednerer Güte gefunden werden als in Rußland, und gerade in dessen Provinzen, die die Küste der Ostsee umgeben, ist bekannt. Nun erwäge man, wie viele Schiffe im gegenwärtigen Kriege von den kriegsführenden Mächten entweder verbrannt, in Meeresabgrund versenkt, oder sonst ver-

nichtet worden sind, so ergiebt sich das Resultat von selbst: daß bei einem Seekriege zwischen England, Frankreich und Spanien die Häfen der Ostsee nothwendig gewinnen werden und müssen.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir alle Gesichtsquellen genau beleuchten wollten, und der Raum dieser Blätter würde es kaum gestatten weitläufig zu seyn; auch wollen wir hier nichts Neues sagen: nur das Bekannte, welches von mehreren aus verschiedenem Interesse oft wahr oft falsch beurtheilt wird, sind wir bemüht unter einen Gesichtspunkt zu sammeln.

VII.

Einige Bemerkungen über die Mode und ihren Einfluß auf die Gesundheit.

(Von einem Arzte.)

Was auch die Aerzte und die Diätetik sagen, keine Mode wird durch sie verscheucht; ob das wohl ein so großer Schaden ist als die Aerzte behaupten? Ich glaube, nein! denn was ist wohl veränderlicher, und der Mode mehr un-

terworfen als eben die Arzneikunde, und die von letzterer dominirte Diätetik. Wie kann sie nun von der Mode Achtung erwarten? Sonst sagte man: Wärme schwächt, Kälte stärkt. Ihr, die ihr Ueberfluß an Kräften habt, haltet euch warm, ihr, die ihr Mangel darnach fühlt, setzt euch der Kälte aus, braucht kalte Bäder u. s. w. härtet euren Körper ab, und nicht bloß langes sondern gesundes Leben wird euch werden. — Jetzt heißt es anders. Nehmt euch in Acht vor der Kälte, sie ist allen lebenden Wesen feindlich, nur in der Wärme wächst und gedeiht alles. Und wie lange her ist es denn, daß diese einander so entgegengesetzten Grundsätze herrschen? Sind etwa Jahrhunderte dazwischen verfloßen? Mit nichten! Kaum ein Jahrzehend steht zwischen ihnen. Noch jetzt werden beide Meinungen mit großer Hefigkeit und edlen und unedlen Waffen verfochten. Auf jeder Seite stehen achtenswerthe Aerzte und nichtswürdige Schreier. Wohin soll nun die Mode hören, wenn sie auch wollte? Der eine sagt: Kaffee ist Gift! der andere sagt: nein! trinkt, er ist Panacee &c. &c.

Über den goldnen Spruch: *Medium tenuere beati*, d. h. bleibt immer fein in der

Mitte, so stoßt ihr nirgends an. Er macht uneinige Aerzte und ungewisse Diätetik entbehrlich. Befolgt diesen Spruch und fragt nicht bei jedem Schritte, bei jedem Gerichte: Herr Doktor, ist das gesund? Ihr bekommt doch keine andre Antwort, als nach der Meinung des Arztes. Für die Gesunden ist alles gesund, für den Kranken alles schädlich. Nehmet euch nur vor den Extremen in Acht.

Thut man dies aber auch nur im geringsten? Man höre. Im Winter sind unsere Damen im Zimmer eingeschlossen, wo Thür und Fenster wohl verwahrt sind, die Zimmer warm geheizt und der Fußboden mit einer Decke belegt ist. Um zwölf Uhr kommt ein Sonnenblick; gleich vergißt man den Winter, geht oder fährt spazieren, und zwar mit leichtbedeckten Armen und einem Mouffelinleide, selten höchstens eine wattirte Atlasenveloppe, oder ein großes Shawl. Ist man genug spazieren gewesen, so geht es wieder nach Hause, man speist in warmen Zimmern u. s. w. Gegen Abend besucht man das Schauspiel, friert anfangs in dem leeren Hause, wird zwar endlich durch die Menge der Menschen etwas erwärmt, oder man hat sich auf Klubben und Maskeraden warm getanzt; so wie das Stück

oder der Ball zu Ende ist, setzt man sich beim Warten auf den Wagen im Korridor von neuem der Erkältung und dem empfindlichsten Zuge aus.

Im Sommer ist's noch ärger! Den ganzen Tag hat die unbändigste Hitze dominiert, unsre Damen, die so gern der Tyrannin Mode fröhnen, gehen leicht und kaum nothdürftig gekleidet, Brust und Arme sind entblößt. Gegen Abend stellt sich ein kalter Nordwind ein, dem ungeachtet kann man es nicht über sich gewinnen, beim Spaziergang die entblößten Theile zu bedecken, weil der Shawl oder ein großes Tuch die Graziengestalt entstellen würde; man setzt sich lieber der tödtlichsten Erkältung aus.

Und dann wundert und beklagt man sich über Nervenzufälle und frühzeitig zerrüttete Gesundheit!

VIII.

Apologie des Krieges.

Irgend ein witziger Kopf hat unlängst in einer satyrischen Schrift eine Schutzrede für den gegenwärtigen, Europa und besonders das arme Deutschland, verheerenden Krieg geschrieben, aus der wir dem Leser das Interessanteste im Auszuge geben wollen. Das Thema, über welches er schreibt, ist leider! so ernsthaften Inhalts, daß sich wohl darüber nicht gut spaßen läßt; (denn wie kann man mit Menschenelend noch Scherz treiben wollen?) allein seine Definitionen sind so neu und so wahr zugleich, daß sie wohl verdienen genauer beherzigt zu werden.

Krieg ist der natürliche Zustand des Menschen — sagt der Verfasser — und die Geschichte scheint dieß zu beweisen. Wir lesen von Engeln und Teufeln, die manche Schlachten und zwar mit vieler Tapferkeit geliefert haben, wie wir aus Milton sehen, der sie so treu und schön beschrieben hat. Selbst die Elemente sind manchmal lange unter sich im Kriege; und hätte ein solcher Krieg im dunk-

len Alterthum nicht Statt gehabt, so würden wir nie existirt haben. Auch würde eine dauernde Ruhe auf Erden, das heißt: wenn der Mensch alles, was er wünscht, ohne die geringste Mühe im Ueberflusse fände u. dgl. den Menschen Langeweile machen, und schon eine solche Ordnung der Dinge müßte über kurz oder lang einen Krieg erregen.

Betrachten wir das Thierreich. Löwen, Parther, Tyger, Wölfe, Füchse greifen andre Thiere an und tödten sie, vertilgen sich aber nicht unter einander selbst. Der Mensch allein genießt das Vorrecht, sich in regelmäßige Corps zusammen zu ziehen, um, ohne irgend einige Gewissensbisse, gegenseitiges Blutvergießen unter sich anzurichten.

Auch lassen sich mehrere Gründe anführen, durch welche Menschen gewöhnlich bewogen werden, Kriege zu unternehmen. Hunger ist dazu der erste, und ein sehr starker Grund. Zum Beispiel: es giebt zwei benachbarte Länder, ein reiches und ein armes. Sind nun die Bewohner des letztern zahlreicher, und steht ein kluger, pfiffiger Kopf an ihrer Spitze; so weiß er tausend Ursachen anzugeben, um jene anzugreifen, zu berauben und in eine

Art von Ohnmacht zu versetzen, woraus sie sich nicht sobald zu erholen fähig sind.

Noch andere, eben so mächtige, Gründe, sind Liebe, Rache und Neid. Daraus entspringen Liebes=Kriege, Religions=Kriege, Begierde zum Reichthum und zur Macht, Verfolgungs=Kriege; die Kriege der Gelehrten unter sich selbst, der Moden und Meinungen u. s. w. Wir dürfen nur, um von dieser Wahrheit überzeugt zu werden, einen Blick auf die täglichen Vorfälle auf dem Schauplatze der Welt werfen.

Leidenschaften der Individuen, die an der Spitze eines Ganzen stehen, sind ebenfalls sehr natürliche Ursachen des Krieges. Raub oder Rache, oder beides, ist ihr Hauptzweck; und das Wegnehmen des Eigenthums eines andern ist so angenehm als Rache, die Homer ein göttliches Vergnügen nennt. Fragt man, mit welchem Rechte man eines andern Eigenthum rauben kann? so wissen die Räuber mehr als einen Beweggrund anzugeben, und wenn sie keinen finden können: so erdenken sie einen, gleich dem Wolfe in der Fabel. So ist es im gemeinen Leben. Jedes Individuum will sich dessen, was ihm gefällt, bemächtigen.

Die Weiber wollen sich immer nach der neuesten Mode puzen, immer eine der andern Schönheit herabwürdigen und ihren guten Namen verläumdern. Alle Kaufleute wissen sehr wohl, daß jeder von ihnen die Einfalt des andern so gut als möglich benutzt und in seinem Herzen wünscht, recht viele Mitglieder seines Standes ruinirt zu sehen, um über sie alle empor zu kommen. Junge Leute, die kein Vermögen haben, wünschen immer den Tod ihrer Verwandten, die sie beerben sollen, ungeachtet sie dieselben unausgesetzt mit Ehrfurcht und Liebe behandeln. Und so geht es durch alle Klassen der menschlichen Individuen.

Doch es ist Zeit von dem Guten zu sprechen, was der Krieg mit sich bringt. Zuerst gehen viele Menschen, die eine Pest der Gesellschaft seyn würden, zum Glück für sich und für andere, in den Krieg, mit dem Entschlusse, nie wieder zu kommen. 2.) Mehrere andere kehren wirklich triumphirend zurück, mit nur einem Arme oder einem Beine, oder mit schönen Kennzeichen von Muth auf ihren Gesichtern, d. h. von dem Muth des Feindes, die aber, so lächerlich es auch scheinen mag, übersehen werden, wenn sie das Glück haben, hübsch viel Geld mitzubringen. 3.) Der Krieg

stürzt viele Familien und hebt viele andere; ein sinnreicher Plan, der jeden in Hinsicht auf Reichthum an die Reihe und zur Theilnahme kommen läßt. Eine oder zwei Nationen mögen dadurch zu Grunde gerichtet werden; ihr Ruin wird aber der Grund des Glücks verschiedener andern seyn. 4.) Gäbe es nicht Kriege: so würde man von vielen Personen, die eine Stelle in der Geschichte oder wenigstens in einem Zeitungsblatte finden, nie gehört haben. 5.) Wie viel untröstliche Weiber werden glückliche Wittwen und kommen durch den Wechsel des Krieges in die Lage ein Joch abzuschütteln, das sie ihr ganzes Leben hindurch unglücklich gemacht haben würde. 6.) Der Krieg ist die Quelle großer Einkünfte für Eigenthümer und Verkäufer von Zeitungen, und ein großes Vergnügen für viele Menschen, die, da sie keine eigene Ideen haben, durch die Zeitungen mit Thatsachen und Gedanken versorgt werden, deren erstere zwar meistens eben so falsch, als die letztern abgeschmackt sind, die aber gleich gut dazu taugen, darüber zu rasoniren oder vielmehr zu schwätzen. 7.) Der Krieg liefert Dichtern und Rednern schöne Beschreibungen. Man erinnere sich der schönen Proklamationen, (wie schön, darauf kommt es nicht an) die gewöhnlich ein be-

rühmter General ergehen läßt, in welchen er, um den Soldaten Muth zu machen, ihre Leidenschaften aufzureizen sucht. Er würdiget den Feind herab, vergrößert dessen Verlust und verbirgt möglichst seinen eigenen, so daß er selbst seine Zeitgenossen augenblicklich dadurch täuscht; er reizt ihre Leidenschaften durch Vergrößerung der erlittenen Beschimpfung, und schmeichelt sowohl ihren Geiz als ihrer Eitelkeit, dadurch, daß er denselben Geschenke aus dem geplünderten Eigenthume des Feindes verspricht und sie über alle Truppen in der Welt erhebt. 8.) Gäbe es keinen Krieg: so würde die Geschichte auf nichts zusammenschmelzen, und wir würden der besten Geschichte auf der Welt beraubt werden. 9.) Ueberdies würde die Bühne einen der hervorstechendsten und bedeutendsten Charaktere, den Charakter eines Helden, verloren haben. Und es ist doch immer ein großes Vergnügen, in unsern Haupt- und Staatsaktionen, in unsern Fecht- und Spektakelstücken, die Weltenverwüster von ihren Heldenthaten schwätzen zu hören. 10.) Selbst Predigern giebt er ein Mittel an die Hand, einen Sermon zu halten, der lange in ihren Pult lag; denn bei dergleichen Gelegenheiten können selbst die langweiligsten Dinge gebraucht werden. 11.)

Ueberdies ist es nicht zu leugnen, daß, bei langwierigen Kriegen, wenn sie noch zum Glücke mit Hungersnoth und Pest begleitet sind, viele Tausende ihr Leben verlieren, und folglich muß alles wohlfeiler werden. 12.) Gäbe es keinen Krieg: so könnten die Menschen ihre Kräfte nicht zeigen, es entstünde eine große Einförmigkeit in den Handlungen der Menschen. In Kriegszeiten aber sieht man, wie weit menschliche Leidenschaften gehen können. 13.) Aber das größte Gute, was der Krieg hervorbringt, ist, daß er uns den Genuß der Wohlthaten des Friedens fühlbarer macht, und daher kommt es wahrscheinlich, daß unfre gute Mutter Natur damit so verschwenderisch ist. Die Gewässer würden bald stehend werden und verderben, wenn sie nicht durch Winde in Bewegung erhalten würden. Der Ueberfluß an thierischen Produkten würde die Welt erdrücken, wenn sie nicht ihre Zuflucht zur Pest, Erdbeben oder Krieg nähme, um auf diese Art wiederum ihr Gleichgewicht zu erlangen. Gewiß ist dies die Ursache, warum Uebel keine Uebel sind, wie mehrere ernste Philosophen so klar bewiesen haben, daß sie selbst zuerst davon überzeugt wurden.

Wer kann mit Gewißheit sagen, wie die politische Lage Europens nach zweihundert

Jahren seyn werde? — So lange Menschen von Leidenschaften beherrscht und von Interesse, Gesetzen und Vorurtheilen hin- und hergerissen werden, wird es nach zweihundert Jahren grade so wie jetzt seyn. Die meisten Menschen werden entweder Schurken oder Heuchler, oder beides seyn; — ein eben nicht ehrenvolles Urtheil für das menschliche Geschlecht — und die wenigen Guten werden bloß zu einer Satyre gegen die übrigen Menschen dienen. Was nützt alle Aufklärung? da unsere besten Wünsche nicht erfüllt werden, so lange die Vernunft keine oder nur wenig Macht hat, und so lange noch die Leidenschaften und Gewalt die Herren der Welt sind: so laßt uns mit Geduld den ewigen Gesetzen der Ordnung unterwerfen, wie *Horaz* sagt: *Levius fit patientia quidquid corrigere est nefas*, Geduld erleichtert, was wir nicht verbessern können.

IX.

Berichtigung über den Aufsatz: Etwas über
den Begriff des Wortes Coquet. (S. N.
N. Monat Febr. S. 107.)

So eben lese ich den kleinen Aufsatz im Februar = Hest über das Wort Coquet. Die unrichtige Deutung des Wortes könnte schädlich werden; das allein bewegt mich, etwas darüber zu schreiben.

Im wahren Sinn der französischen Sprache wird coquetterie für schlechtes Gewürz gehalten; ein ehrliches Frauenzimmer coquette nennen, ist dort in gebildeten Ständen kein eigentliches Lob. *Jamais n'épouse une fille coquette*, ist die bekannte Warnungs = Regel, und mit Recht wird der Mann bedauert, der ein kokettes Weib hat. Treu kann sie ihm vielleicht seyn, ist das genug? Eine solche ist nicht bestimmt sittenlos, aber bestimmt leichtsinnig. Koketterie ist so sehr das Bestreben allen zu gefallen, daß die meisten Pflichten drob vergessen werden; sie ist die Gierde andere zu erobern, wodurch Gatte, Kinder, häusliche Verfassung und Achtung

für sich selbst in Vergessenheit gerathen. Durch Koketterie sinken die meisten Frauenzimmer, und dieses Sinken wird niedriger, verächtlicher, als durch Leidenschaft.

Koketterie stellt sich dar zur Schau; wahre Tugend will kein Aufsehen erregen. Koketterie wirkt durch Blicke, Mimik, Attitüden, Worte und auffallenden Puz; ächtes Verdienst erlaubt sich nicht solche Mittel. Koketterie grenzt an Frechheit, nähert sich durch Leichtsinn und Eroberungssucht dem Laster, und ist gefährlich durch Beispiel und Ansteckung.

Frauenzimmer Germaniens! entsagt der Koketterie und der sflavischen Nachahmung aller ausländischen Moden, die eurer Seele, eurem Herzen und Körper schädlich sind.

X.

Schreiben an den Herausgeber.

Mein Herr!

Zu einer Zeit, wo hier so viel für und wider die Aufhebung der Leibeigenschaft

geschrieben und gesprochen wird, glaube ich, wird die Mittheilung der Aeußerungen des Churfürsten von Baden *) über diesen Gegenstand, um so mehr zweckmäßig seyn, da neben den erhabenen Gesinnungen, die sie enthalten, sie auch als eine wahre Berichtigung aller Gesichtspunkte dieser Angelegenheit der Menschheit zu betrachten sind. Ich mache mir also das Vergnügen, aus den Werken, **) wo sie des weiteren mit allen Umständen angeführt stehen, das Nothwendige im Auszuge zum Behufe Ihres nordischen Archivs Ihnen mitzutheilen.

Als der Churfürst, damaliger Markgraf von Baden, durch das Rescript vom 23. Julius 1783 die Leibeigenschaft für die ge-

*) Durchlauchtiger Großvater unserer erhabenen Kaiserin und Nestor unter den Fürsten Europens.

**) Herrn von Drais Beiträge zur Kultur, Geschichte und Statistik von Baden unter Karl Friedrich. Karlsruhe 1796. 8. Ferner: Bemerkungen auf einer Reise durch das südliche Deutschland, den Elsaß und die Schweiz in den Jahren 1798 und 99. v. C. U. D. v. Eggers. Schlözers Staatsanzeigen u. s. w.

sammt den badenschen Lande aufgehoben hatte, *) brachte ihm das ganze Land, durchdrungen von seiner Güte wie von seiner Weisheit, eine feierliche und herzliche Dankagung dar. Einige Stellen aus seiner Antwort, die über jedes Lob erhaben sind, veranlaßten diesen Aufsatz, und werden das oben Gesagte rechtfertigen.

„Daß das Wohl der Regenten mit dem Wohl des Landes innig vereinigt sey, so daß beider Wohl, oder Uebelstand in Eins zusammenfließen, ist bei mir, seitdem ich meiner Bestimmung nachzudenken gewohnt bin, ein fester Satz gewesen. Ich darf also, wenn ich etwas zum Besten des Landes thun kann, dafür keinen Dank erwarten, noch annehmen.

*) Auch verband er damit eine Erleichterung und genauere Bestimmung der Frohnen, so wie er zugleich, ohne einigen Ersatz, verschiedene Gesälle und Einkünfte, die sich darauf bezogen, als: den jährlichen Leibschilling, den Todtsfall, den Abzug u. s. w. erließ. Auch Wiedertäufer und Juden wurden in diesen Nachlaß eingeschlossen. Man kann die Summe, welche dieser jährliche Nachlaß beträgt, gegen 60,000 Gulden angeben. S. Dr. a. s. Beyträge 2c. 2c.

"Was mich selbst vergnügt, mir Beruhigung
 "giebt, mich der Erfüllung meiner Wünsche —
 "ein freies, opulentes, gesittetes, christliches
 "Volk zu regieren — nähert, dafür kann man
 "mir nicht danken. Ich aber habe dem Höch-
 "sten zu danken, der mich die Erfüllung mei-
 "ner Wünsche hoffen läßt. Ich glaube gegen-
 "wärtigen Anlaß benutzen zu können, um ei-
 "nige Reflexionen und Ermahnungen an die
 "Herzen derer zu legen, die ihnen Eingang ge-
 "ben wollen."

"Sehet auf das nahe Verhältniß, in wel-
 "chem der Mensch mit seiner Familie, diese mit
 "dem Wohnort, die Dörfer und Städte mit
 "dem Distrikt, der sie umgiebt, die Aemter *)
 "mit dem ganzen Lande, das Land mit seinem
 "Fürsten, mit denen, die ihm den Staat er-
 "halten helfen, und so wiederum mit Allen
 "stehen. Alles ist nur eine große Familie,

*) Aemter, oder vielmehr Oberämter ist die
 Benennung für die Verwaltungen der verschiede-
 nen Eintheilungen des Landes. Nach meiner
 Kenntniß davon, scheint ihr Wirkungskreis zwi-
 schen den ehemaligen Landvogteien der Schwei-
 zer, und den Oberämtern Schlesiens mitten inne
 zu stehen.

"zu deren Endzweck, zum Wohl des Ganzen
 "auch jedes Glied, so weit seine Kräfte und
 "Verhältnisse reichen, mitwirken muß. Will
 "jemand Antheil an der Freiheit haben, so
 "muß er jeden andern in dem Genusse des
 "Seinigen ungestört lassen, weil die Freiheit
 "in dem gesellschaftlichen Leben nichts anders
 "ist, als der freie Genuß unseres Eigenthums,
 "unter dem Schuß der Gesetze. Es ist also
 "keine Freiheit ohne Gesetze, welche den Bos-
 "haften einschränken, wenn er schaden und
 "also der Freiheit seiner Mitbürger zu nahe
 "treten will. Die Freiheit kann also nur für
 "die guten Menschen seyn; die Bösen können
 "sie nicht genießen, weil Böses thun nicht frei
 "heißen kann. Wenn aber auch die Gesetze
 "den Boshaften nicht erreichen können: so
 "würde er doch, wenn er seine Vernunft ge-
 "brauchen wollte, einsehen, daß er sich selbst
 "schadet, wenn er Zerrüttung in seinen Ver-
 "hältnissen anstiftet. Ein jedes Laster, ein je-
 "des Verbrechen ist Irrthum, ist Thorheit;
 "eine jede Tugend ist Weisheit. Wer Gesetze,
 "Ordnung, Tugend und Religion liebt, und
 "zur Richtschnur nimmt, der ist weise, der ist
 "frei! Denn er wünscht nur, was ihm nie-
 "mand verbieten, hingegen was ihn und ande-
 "re glücklich machen kann. Nichts schränkt

"ihn ein; er fesselt seinen Nächsten mit Banden der Liebe und des Vertrauens: er fühlt seinen Werth, seine Würde als Mensch, als Christ, als Vaterlandsfreund."

Der Fürst zeigt nun, daß in Gewinnung der ersten Naturprodukte und in Vermehrung dieser Production alle Stände interessirt seyen; daß in der weiteren Circulation weder der Ueberfluß, noch der Unwerth der Produkte, sondern die Verbindung von Ueberfluß und hohem Werth den Wohlstand ausmache; daß so wenig der freie Handel der Production gehemmt werden soll, eben so wenig die Freiheit in den Gewerben und in dem Handel der Städtebewohner, durch ausschließende Rechte von Einzelnen, den Andern geraubt werden dürfe.

"Weg mit allem Neid," fährt dann der erhabne Landesvater fort, "weg mit der Selbstheit, die Andern das versagen will, was sie sich selbst für nützlich hält! Menschen aller Klassen im Staat, Freunde, Landsleute, freie deutsche Männer, — ihr, die ihr einen der fruchtbarsten, gelindesten Himmelsstriche Deutschlands be-

"wohnt, *) wo ihr schon vor 700 Jahren von
 "Zählringern, aus deren Blut ich abstamme,
 "von Generation zu Generation geführt wurdet,
 "vereinigt eure Kräfte mit den meinigen, der
 "ich nun bald 37 Jahre **) die Gnade von Gott
 "habe, unter seinem Segen, jedoch nicht ohne
 "Leiden, Schmerz und Betrübniß euch vorzu=
 "stehen — vereinigt euch mit mir zum allge=
 "meinen Wohl! Laßt mich den Trost mit in
 "die Ewigkeit hinnehmen, daß ich ein an=
 " Wohlstand, Sittlichkeit und Tugend wach=
 "sendes Volk zurück gelassen habe!"

Ich könnte hier füglich abbrechen, weil das
 Angeführte zur Gnüge das umfaßt, was

*) Die Fruchtbarkeit des Bodens hat in Deutsch=
 land wenig ihres Gleichen, und nur die, der
 Marschländer Hollsteins kann als Rivalin aufstre=
 ten. Auch giebt es im Badenschen, wie im Holl=
 steinschen, gar nicht selten Bayern, die mehrere
 Sonnen Goldes besitzen, doch ist weniger Luxus
 und mehr unverdorrene Menschheit. Die Bevöl=
 kerung reicht nahe an 4000 auf die Quadrat=
 Meile.

Einsf.

**) Damals, jetzt sind es über 60 Jahre!

Einsf.

ich bei der Entwerfung dieses Auszugs beabsichtigte. Aber ich kann dem schönen Triebe nicht widerstehen, noch eine Stelle am Schlusse anzuführen, die den erhabnen Fürsten im hellsten Lichte seiner landesväterlichen Gefinnungen zeigt.

„Lasset den schon eingeschlichenen Luxus nicht weiter einreißen. Er schadet noch mehr dadurch, daß er die Sitten verderbt, als dadurch, daß er der Habseligkeit wehe thut. Seyd lieber tugendhaft und arm, als lasterhaft und reich. Erzieheth eure Kinder zur Tugend; lehret sie wahrhaft seyn und die Lügen hassen. Gehet ihnen mit guten Beispielen vor. Es ist hohe Pflicht: Gott fordert es von euch. Ihr seyd es euren Kindern, euch selbst, dem Vaterlande schuldig. Sie sind der Seegen eures Hauses, die Stütze eures Alters, die Stärke des Staats, wenn sie Tugend, Religion und Ehre kennen. Eine Lehre des ersten größten Seelenlehrers, der jemals gewesen ist und seyn wird, die laßt uns zur Regel unsers Betragens, unserer Nachahmung dienen: Alles was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen; denn das ist das Gesetz und die Propheten.“

In schönem Enthusiasmus ruft Herr von Eggers *) bei dieser Stelle: Amen! und wer wollte nicht mit vollem Herzen einstimmen: aber auch zugleich wünschen, daß überall, wo die Menschheit leidet, die Grundsätze dieses erhabenen Greises der Leitfaden zu endlicher Beredlung werden möchten?

E...e.

XI.

Am Grabe des unglücklichen E. **)

Verdammt ihn nicht! Gönnt, Menschen, ihm
den Frieden,
Den durch der Opfer größtes er errang!
Ach! nicht im Leben wurde ihm beschieden,
Das Glück, was er so reizend oft besang. —

*) S. 2te. Note.

**) Das N. A. verliert an ihm einen schätzbaren Theilnehmer, der Sirkel seiner Bekannten einen loyalen Freund, Niga das Organ seiner Gefühle bey festlichen Gelegenheiten. Was er sagte, wird kein Tod verschlingen.

Die Hoffnung selbst entschwand dem Les
 Nur Kummer bot die Zukunft ihm hienies
 den — —

Da sprengte er in der Verzweiflung Drang
 Die Bande, die um ihn das Leben schlang.

XII.

U n e r f o r t e n .

Im Jahre 1506 untersuchte man den Zustand
 des französischen Reichs, und fand, daß es
 damals für Getreide so viel bezahlte, als jetzt
 532 Millionen ausmachen würden, und das
 Reich war um die Hälfte kleiner. Man fand
 dabei noch 400 Millionen Schulden, 8760 er-
 mordete Geistliche, 32,950 ermordete Edellen-
 te, 36,300 getödtete Bürger, 656,000 umge-
 kommene Soldaten und 32,200 Fremde; an
 genothzüchtigten Weibspersonen 12,300, an
 Ermordeten 1235, an verbrannten Häusern
 128,250, alles Stück vor Stück nach den
 Kirchspiellisten angegeben. Nun gehe man

hin, vergleiche das neuere Frankreich mit dem alten und untersuche: wie es im Jahre 1806 damit stand? —

Das korsikanische Wappen ist bekanntlich ein Mohrenkopf mit einer weißen Binde vor den Augen. Bonaparte ließ es bei einer gewissen Gelegenheit so mahlen, daß die Binde nicht vor den Augen, sondern um die Stirne saß. Man befragte ihn um die Ursache davon. "Der Nation, hieß es, sind ja die Augen geöffnet."

Ich gebe es Ihnen zu, sagte beim Herausgehen aus einer Oper zu Wien, ein siebzehnjähriges Fräulein zu einer andern Dame, daß unser göttliche Crescentini (ein berühmter Castrat) der erste Sänger der Welt ist. Aber bei allem diesen will doch meine Mama behaupten, daß ihm etwas fehlt; und ich traue dem Urtheil meiner Mama.

XIII.

Neuigkeiten.

St. Petersburg, den 1. März 1806.

Am 31. Januar brannte das hiesige deutsche Theater in der kleinen Million ab, und am 5. Februar erhob unser gütige Monarch die Mitglieder desselben zur Hofgesellschaft, und übergab die Oberdirektion Sr. Exzellenz dem Grafen von Narischkin. In dieser neuen Transformation gab die Gesellschaft am 7ten auf dem Theater des taurischen Palais die Stricknadeln und die niedliche kleine Putzmacherin bei vollem Hause. Dann die Schachmaschine von Beck. Die dritte Vorstellung wurde auf dem kleinen Theater in der Eremitage, und zwar Arresto's Soldaten, gegeben. Die Organe des Gehirns und die Beichte von Kozebue im taurischen Palais. Vor der Fasten im großen steinernen Theater die Räuber von Schiller, und Kozebue's Wirrwarr und Brandsetzung. Die beiden letzten Vorstellungen gaben ein gedrängt volles Haus und der Theaterkasse eine reichliche Einnahme.

Nun bleibt noch übrig, etwas von den theatralischen Erscheinungen des verfloßnen Monats zu sagen. Die Zigeuner von Möller,

von Herrn Arresto umgearbeitet und mit eingelegten Arien, Duetten, einen Canon und Tänzen bespickt, wozu die Musik aus verschiedenen Opern genommen, zum Theil aber neu komponirt war, brachte einige nicht unbedeutende Einnahmen, und war die einzige Vorstellung, die bei der Wiederholung mit besetztem Haus begünstigt wurde. Die Organe des Gehirns unterhielten zwar die Zuschauer, zogen sie aber nie in Menge an sich.

Der Vizekanzler, von Kratter, gefiel unter allen Vorstellungen unstreitig am meisten. Herr Ruditsch verdient als Vizekanzler Würdigung und Dank. Herr Rosenstrauch stellte den Kanzler mit vieler Originalität dar. Die letzte Scene, im fünften Akt, zwischen ihm und den Sekretär (Herrn Berling) wurde mit ausgezeichnete Feinheit von beiden Seiten gegeben. Solantha, von Ziegler, zum Benefice der Madam Müller, gefiel nicht und war auch zu schlecht memorirt; besonders schien es mit Herrn West, als Großmeister, nicht recht fort zu wollen, denn sein Gedächtniß ließ ihn in dieser Rolle ganz im Stich.

Der Unbegreifliche, zum Benefice für Herrn Ruditsch, war wirklich zu unbegreiflich, um etwas darüber sagen zu können.

Das Haus war voll, und dies Stück erlebte noch eine Vorstellung.

Von repetirten Stücken verdienen *Bazard*, *Hamlet*, und *Karl der Zwölfte* Erwähnung. Der erste wurde mit Feuer und Energie gegeben, aber das Publikum blieb kalt, und das Haus war leer bei den übrigen beiden. Im ersten Stück zeigte *Madam Mantovani*, als *Miranda*, im männlichen Kostüm, den Umriß einer schönen weiblichen Bildung, der sich kühn mit einer der schönsten Jünglingsformen messen kann. Ihr ungewohntes Benehmen in dieser Gestalt verdient nicht minder Lob; aber die Darstellung des Charakters selbst möchte bei genauer Würdigung nicht die Probe bestehen. Das gutmüthige Mädchen war überall da; aber die hohe, leidenschaftliche Schwärmerin schien der ersteren gänzlich den Platz geräumt zu haben. Mit einer hübschen Frau muß man freilich nicht allzustreng rechten; doch desto mehr möchte man es mit der Natur, wenn sie einer schönen Gestalt eine gefühlvolle Seele versagt hätte. Die rein-naiven Charaktere und die feinkomischen gelingen überhaupt der *Madame Mantovani* meistens recht gut; aber wenn sie die Linie der Leidenschaft berührt, scheinen alle Pulse ihres Darstellungsvermögens zu

stocken, und der empfindende Zuschauer fühlt die Sehnsucht des Pygmalion. Dies war auch in der Rolle der Sitah der Fall. Herr Ruditsch gab uns den zwölften Karl mit all der Originalität, die wir in diesem Charakter so oft an ihm bewunderten.

Nun zum Schluß noch einige Worte über die letzte Vorstellung vor dem Feuerausbruch, über Fanchon, das Leiermädchen. Es war eine unglückliche Idee, diese Oper aufzuführen, die (abgerechnet daß sie kurz vorher, wiewohl mit andrer Musik, auf dem französischen Theater war gegeben worden) ein akkurates Orchester, akkreditirte Sänger, die wir leider! nicht haben, und den Einklang des feinsten Spiels erfordert. Alles fehlte hier, und obwohl die Schauspieler ihr Möglichstes thaten, blieb der Beifall, auß gelindeste gesagt, unentschieden. Nur Herrn Lindenstein, als Tapezier Martin, gelang es, sich in seiner alten Würdigung zu erhalten.

Noch ist das künftige Arrangement des Theaters nicht getroffen, und man erwartet deshalb die Zurückkunft des Herrn von Narischkin aus Moskau. Bis zum Winter, wo das neue Kronsgedäude vielleicht für die Gesellschaft eingerichtet ist, wird sie abwechselnd auf dem großen und kleinen Theater ihre Vorstellungen geben.

Es werden wahrscheinlich große Reformen vorgehen.

Nordisches Archiv

vom Jahr 1806.

Herausgegeben

von

Johann Christoph Kaffka.

Zweytes Bändchen.

April, May, Juny.

R i g a,

bei dem Herausgeber.

Inhalt des zweyten Bändchens.

A p r i l.

	Seite.
I. Rede, zur Feier der Thronbesteigung Alexander des Ersten, gehalten am 12. März auf der rigischen Bühne von Madame Meyrer. Vom Ernst Lange. : : : : : :	1.
II. Bemerkungen über M. G. W. Snell's, vormaligen Rektors zu Riga, Beschreibung der russischen Provinzen an der Ostsee. : :	4.
III. Johann Keppler. : : : : :	23.
IV. Radotage über die Weiber. : :	28.
V. Wie gefällt die Vernunft? : : : :	31.
VI. Weibliche Bildung und Erziehung. : :	33.
VII. Gastafel der Chineser. : : : :	44.
VIII. Ueber die Ursachen der Theuerung einheimischer Produkte, und die Mittel zur Herabstimmung ihrer Preise. : : : :	47.
IX. Freunde, Freundschaft, paradoxe Worte. :	60.
X. Briefauszüge. : : : : : :	67.
XI. Der Eisgang der Düna. (Für auswärtige Leser.) : : : : : :	74.
XII. Anekdoten. : : : : : :	80.

M a y.

I. Etwas über die Leibeigenschaft in Rußland. Aus einer Handschrift des verstorbenen Staatsraths und Ritters von Stählin. : :	81.
II. Bemerkungen über M. Snell's Beschreibung der russischen Provinzen an der Ostsee. (Fortsetzung.) : : : : : :	97.
III. Der Sund. : : : : : :	113.

IV. Flüchtige Kleinigkeiten.	118.
V. Auch etwas über die nachtheiligen Folgen der hohen Mierthe in Riga.	130.
VI. Die merkwürdigsten russischen Gesandtschaften nach China, von Zar Alexei Michailowitsch an, bis auf Kaiser Alexander I.	134.
VII. Merkantilische Nachrichten.	143.
VIII. Theaterneuigkeiten aus St. Petersburg.	146.
IX. Anekdote.	148.

J u n y.

I. Sitten und Gewohnheiten, häusliche Gebräuche, Bedürfnisse und Erfindungen der Alten.	149.
II. Bemerkungen über M. Snell's Beschreibung der russischen Provinzen an der Ostsee. (Fortsetzung)	165.
III. Ueber die uns bevorstehende, gänzliche Veränderung des Dünastromes, an seinem Ausfluß in die Ostsee. Von F. C. Brose.	183.
IV. Wodurch können dem russischen Staate mehrere arbeitsame Hände für den Ackerbau erhalten werden?	197.
V. Ansicht von St. Petersburg am ersten May und den folgenden Tagen.	206.
VI. Rußlands Handel am schwarzen Meere.	211.
VII. Etwas über die Schädlichkeit und die Decenz beleidigende Sitte der übertriebenen hohen Beinkleidertracht.	214.
VIII. Bemerkungen über die gegenwärtigen Blockaden. Vom Herausgeber der Minerva, Hauptmann von Archenholz.	216.
IX. Der Lebenserhalter beim Schiffbruch.	219.
X. Merkantilische Nachrichten.	221.
XI. Theaterneuigkeiten aus St. Petersburg.	230.
XII. Anzeige.	231.

Nordisches Archiv.

Monat April

1806.

I.

Rede, zur Feier der Thronbesteigung Alexander des Ersten, gehalten am 12. März auf der rigischen Bühne von Madame Meyrer.

Gehüllt, in banges düstres Schweigen, ruhte
Der Genius, der Rußlands Schicksal lenkt,
Die Freude schwieg, und selbst dem kühnsten Muthe
Entfloh der Geist, der ihn zu Thaten drängt.
Da stieg herauf, umkränzet von den Horen
Mit Jugend, Schönheit, in des Lenzes Pracht,

Zum Segnen, zum Beglücken auserkoren,
 So milde, wie die feiernde Natur,
 Der heut'ge Tag auf kaum geahnter Spur —
 Er stieg herauf aus jener Grams-Nacht,
 Und Rußlands Genius lächelte uns wieder.
 In Alexander stieg er zu uns nieder,
 Und jede Thräne, jede Sorge schwand;
 Der Liebe süßes, zauberisches Band
 Umschlang das edle Vaterland,
 Die Freude jubelte, und durch Gesang und Lieder
 Verkündete das bessere Schicksal sich,
 Das mit Entzücken unsre Herzen füllte,
 Das jeden Wunsch, vom Recht geläutert, stillte,
 Das, einzig, glorreich, keinem andern glich. —

Wem schallet nicht des Ausland's Preis entgegen,
 Das, würd'gend unser Loos, mit stillem Neid,
 Ihm huldigend, des Glückes Kranz uns beut?
 Wer hat ihn nicht empfunden all den Segen,
 Wer fühlt nicht jetzt durch Alexander ihn?
 An Kindes Brust — wem lachet nicht entgegen
 Die Zukunft — hell, beglückt und stark durch Ihn!? —

Die Wahrheit sitzt im einfachen Gewande
 Auf Rußlands Thron, beherrscht die Lande,

Mit gleichem, Völkern ehrenvollen Sinn,
 Vom Weichselstrom bis an das Eismeer hin;
 Die Liebe heut mit heimlichen Entzücken
 Den Armen: Hülfe, Trost, Beglücken;
 Gerechtigkeit, entfernt von Tirannei,
 Ruft allen Russen zu: nur ihr seyd frei!
 Der Handel blüht; die Wissenschaften eilen
 Mit jedem Reich' den Rang des Ruhms zu theilen.
 Ein jeder Stand hat Seiner Milde Proben,
 Ein jedes Herz fühlt mächtig sich erhoben
 Den heißen Dank für das, was Ihm gelang,
 Was Er mit hoher Kraft für uns errang,
 Ihm darzubringen — doch! der schwache Mund
 Macht nie den Dank entglühter Herzen kund —
 Nur Schweigen kann's, nur dies Gefühl in unsrer Brust:
 Nicht Rußlands Freud' und Stolz; ist Er allein —
 Doch ewig stolz; wird Rußland auf Ihn seyn,
 Wird ewig Ihm die reinste Liebe weihn! —
 Mein, Alexander — ist der Menschheit Lust!

Ernst Lange.

Bemerkungen über M. C. P. M. Snell's,
vormaligen Rektors zu Riga, Beschrei-
bung der russischen Provinzen
an der Ostsee.

Dieses Buch unter obigem Titel ist hier und in andern Provinzen des Reichs viel gelesen worden. Es erschienen auch im Jahre 1798 zu Göttingen beifolgende Bemerkungen eines unlängst verstorbenen würdigen Veteran's der Stadt Riga; allein die ganze Auflage ging durch einen besondern Zufall verloren, und nur ein einziges Exemplar, das die am Schlusse aus den neuesten kritischen Nachrichten gezogene Rezension veranlaßt hat, blieb übrig. Da diese Bemerkungen ein vorzügliches Interesse für das hiesige Publikum haben, dem das Andenken des nunmehr verewigten Verfassers derselben heilig ist; (die Gründlichkeit dieser Bemerkungen, und die aus solchen hervorleuchtenden besondern Kenntnisse von dem, was Riga betrifft, lassen ihn errathen) so stehen sie gerade in diesem vaterländischen Journal an ihrem Platze. "Man muß auch die Gegenstimme hören, sagt der

Berewigte, wenn sie erschallt. Dabei wird dem höhern Richter, dem Publikum, doch noch immer volle Freiheit bleiben, das gerechte Urtheil zu fällen." — Zur Nachricht für den Leser zeigen wir an, daß die Worte des Herrn Snell's mit Citationszeichen, und die des Bemerkers ohne dieselben gedruckt sind.

Einleitung.

"Im Innern des Reichs (so lauten die "Worte S. 3.) erblickt man häufig die Nach-
"bildung der römischen Staatsverfassung.
"Durch Gouverneurs, welche regelmäßig von
"fünf zu fünf Jahren geschickt werden, siehet
"man die Provinzen regiert; so wie einst bei
"den Römern durch abwechselnde Proconsuln
"und Procuratoren."

Es ist keine Verordnung darüber vorhanden, auch nicht einmal beständige Gewohnheit, daß die Gouverneurs von fünf zu fünf Jahren in die Provinzen geschickt werden, selbige zu regieren. Man hat Beispiele von kürzerer und längerer Dauer der Verwaltung der Gouverneurs.

"Die Kaiserin (Katharina II.) hat sich
"(nach S. 19.) zwölf Millionen Rubel zu

„ihrer Hofhaltung ausbedungen, wovon sie
 „noch so viel erübrigt, um ansehnliche Ge-
 „schenke aus ihrer Kasse machen zu können.“

Von wem hat sich die Kaiserin zwölf
 Millionen zu ihrer Hofhaltung ausbedungen?
 Der Monarch in Rußland hat überhaupt nicht
 nöthig, sich solches auszubedingen. Niemand
 darf sich dawider setzen oder Rechenschaft von
 ihm fordern, wenn er auch noch mehrere Mil-
 lionen dazu verbraucht.

Statthalterschafts-Regierung.

„Zuerst entwarf die Kaiserin (heißt es S.
 „32.) ein neues Gesetzbuch. Doch es ist bis
 „jetzo noch bei dem bloßen Entwurf geblieben.
 „Das Gesetzbuch ist zwar gedruckt und für die
 „deutschen Provinzen ins Deutsche übersetzt
 „worden; aber es hat noch keine Legalität er-
 „halten, und man richtet nicht darnach. —
 „Das Gesetzbuch, wornach gerichtet wird, ist
 „nichts anders, als eine Sammlung von Ukas-
 „sen, welche nach und nach herausgekommen
 „sind u. s. w.“

Wovon hier die Rede ist, das ist kein Ge-
 setzbuch, sondern die bekannte kaiserliche In-
 struktion für die zur Verfertigung des Ent-

wurfs zu einem neuen Gesetzbuche verordnete Kommission. Natürlich wird also auch nicht darnach gerichtet. Die erste Ausgabe von 1766 erschien in russischer und deutscher Sprache. Nachher wurde die Instruktion 1770 in vier Sprachen zugleich, im Russischen, Deutschen, Lateinischen und Französischen herausgegeben.

In Ansehung der ostseeischen Provinzen, von denen der Verfasser doch hauptsächlich handeln will, und die er hier nicht ausnimmt, ist es unrichtig, daß das Gesetzbuch, wornach gerichtet wird, nichts anders sey, als eine Sammlung von Ukasen. Diese Provinzen haben ja ihre eigenen Land- und Stadtgesetze.

“Um den Richtern (S. 33.) die kurz vorher
 “angeführten Schwierigkeiten wegen der Kennt-
 “niß und Anwendung der vielen Ukasen zu er-
 “leichtern, hat die Kaiserin, statt eines allge-
 “meinen Gesetzbuchs, für jede Gattung von
 “Gerichten noch besondere Instruktionen oder
 “Verordnungen ergehen lassen, woraus sie sich
 “Rathß erholen können; nämlich: 1) eine Gou-
 “vernementsordnung; 2.) eine Landesordnung,
 “welche den Adel betrifft; 3.) eine Stadtor-
 “dnung; 4) eine Polizeiordnung.”

Es fällt fast von selbst in die Augen, daß die hier angeführten Verordnungen, die einzige Polizeiordnung, und zwar nur in Aufsehung eines geringen Theils derselben, die vorher bemerkten Schwierigkeiten in Hinsicht auf die Ukasen nicht heben können. Es sind selbige nämlich keine eigentlichen Gesetze, und machen daher die Ukasen auch nicht entbehrlich. — Was hier unter 2.) Landesordnung genannt wird, ist die Adelsordnung.

Nach verschiedenen Bemerkungen über die Verhältnisse, worin nach S. 38 die mehreren öffentlichen Beamten, Korps und Kollegien, auf eine höchst vortheilhafte Weise, nach dem Verfasser, zu einander stehen sollen, setzt er noch folgendes hinzu. "Diejenigen obrigkeitlichen Personen, welche die Krone setzt, werden gewöhnlich alle fünf Jahre gewechselt, oder doch nur auf fünf Jahre in eine Provinz bestellt, worin sie hernach zuweilen wieder auf fünf folgende Jahre bestätigt werden ic."

Ohne sich bei dem erbärmlichen Râsonnement auf dieser Seite aufzuhalten, wird hier nur bemerkt, daß dasjenige, was von den obrigkeitlichen Personen, welche die Krone setzt, gesagt wird, ganz falsch sei. Von der Krone werden gesetzt: der Generalgouverneur, Gouverneur, Vicegouverneur, Kommandant;

die Präsidenten der Gerichtshöfe, der Oberlandgerichte, der Oberrechtspflege, der Gouvernementsmagistrate; die Räte der Statthalterchaftsregierung und die Assessoren der Gerichtshöfe und der Stadtwoigt. Keiner von allen diesen wird aber auf eine gewisse bestimmte Zeit in seinen Posten gesetzt. Vielmehr bleiben die vorgenannten Präsidenten, Räte, Assessoren und der Stadtwoigt lebenslänglich in ihren Posten, wenn nicht einer oder der andre, entweder selbst abgeht, oder aus einem niederen in einen höhern Posten in derselben Provinz versetzt wird.

Von dem zweiten, von dem Verfasser angegebenen Entzweck der Statthalterchaften, nämlich: die Freiheit und das Eigenthum der Unterthanen zu sichern, ist auf den Seiten 39, 40 und 41 die Rede.

Diese Seiten sind mit den größten Unwahrheiten und schwärzesten Verläumdungen angefüllt. Ohne namentliche Anzeige ist es dennoch offenbar, daß der Verfasser hier von den ehemaligen Ritterschafts- und Rathskollegien in Lief- und Ehstland, und ganz besonders von dem vormaligen Rathskollegium der Stadt Riga redet. S. 39. sagt

er: "vorher waren die Unterthanen solchen
 "Personen unterworfen, welche ihre Würde
 "und Gewalt lebenslang behielten. — Am
 "meisten erhoben sich diejenigen Kollegien,
 "welche ihre Existenz von uralten Privilegien
 "herleiteten und vermöge derselben
 "sich selbst wählten u. s. w." und S. 41
 am Schlusse seiner Lasterung: "Jetzt existirt
 "keine Ritter- und Rathskollegien mehr." Dieses mit mehreren andern
 Stellen, wo er theils solche Umstände anführt,
 die schlechterdings nur auf Riga passen, und
 theils Riga mit Namen nennt, zusammenge-
 halten, beweiset deutlich, daß er den ehema-
 ligen Rath der Stadt Riga hier im Sinne
 gehabt hat. Mit Recht könnte man dieses
 verläumderische Geschwätz ganz stillschweigend
 mit der verdienten Verachtung übergehen.
 Weil der Verfasser aber dennoch hin und wie-
 der etwas Wahres — wiewohl durch Un-
 wahrheiten entstellt — angeführt hat; so ist
 es nothwendig, die Wahrheit von der Un-
 wahrheit und Verläumdung zu sichten.

Wahr ist es also, daß der Rath seine ab-
 gegangenen Glieder durch eigene Wahl ersetzte.
 Dazu war er aber durch unstreitige und so oft
 bestätigte Privilegien berechtigt.

Wahr ist es, daß zuweilen Personen aus den Familien ehemaliger oder noch lebender Rathsglieder gewählt worden. Man bemerke aber hiebei, daß das Wahlrecht des Rathes, auf die Personen in der Kanzeley desselben, und auf die Aeltesten der großen Gilde — welche die Bürgerschaft selbst schon zum voraus als tüchtige Subjekte zum obrigkeitlichen Amte ausgewählt hatte — eingeschränkt war. Daß sich unter beiden mehrmals auch Verwandte der Rathsglieder befanden, war nicht allein zufällig, sondern auch nicht unnatürlich. Und bei dem allen bestand doch der größere Theil nicht aus solchen Familianten, wenn man es so nennen will; ja, es sind nicht selten Personen in den Rath gezogen worden, deren Väter erst nach Liefland gekommen waren, oder die sogar für ihre Person selbst sich allererst in Riga niedergelassen haben.

Wahr ist es, daß der Rath auf sein Ansehen gehalten hat. Der Verfasser mag vielleicht selbst eine unangenehme Erfahrung davon gemacht haben; doch nur in einer andern Art, als er es vorstelllet. Es ist möglich, daß er bei erhaltenen — nur zu oft verdienten — Erinnerungen und Vorwürfen wegen Vergehungen in seinem Amte, auf eine unbeschei-

dene Art mit dem Generalgouverneur oder einem Senateur gleichsam habe drohen wollen, und daß ihm eine solche Keckheit, die keine obrigkeitliche Person von ihren Untergebenen dulden darf, nachdrücklich verwiesen worden. Allenfalls mag er auch so etwas Aehnliches von einem Andern gehört haben.

Wahr ist es, daß Gelder aus dem publikem Aerarium nach Petersburg gegangen sind; aber, weder in der unwahr vorgegebenen Absicht, noch auch in solchen höchst ungereimten Summen. Außer dem jährlichen Gehalt des daselbst bestellten Konsulenten, oder der von der Stadt dahin deputirten Personen, mußten nothwendig die zur Betreibung allgemeiner Stadtangelegenheiten in Petersburg erforderlichen Kosten aus dem publikem Aerarium genommen werden, welches auch bis auf den letzten Heller in den Stadtkassenbüchern verzeichnet ist.

Wahr ist es, daß der Bestand des publikem Aerariums ein Geheimniß für das Publikum war. Aber es war kein Geheimniß vom Rathe geschaffen. Die Glieder des Stadtkasserkollegiums waren, durch den von der allerhöchsten Landesherrschaft selbst schon zu schwedischen

Zeiten vorgeschriebenen Eid dazu verpflichtet. Allein seit dreißig Jahren mußte dem Generalgouverneur jährlich Rechnung von der Verwaltung der Stadtkasse abgelegt werden, und diese Rechnung wurde in Gegenwart zweier von dem Generalgouverneur dazu ernannten Kronbeamten, denen alle Bücher, Belege und Quittungen vorgelegt werden mußten, aufgemacht. Was für Geheimnisse, der NB. mit so großen Summen bezahlten Konnexionen in Petersburg wegen des Bestandes der Stadtkasse, konnten hiebei wohl statt finden?

Und überhaupt war die Verwaltung des publicen Aerariums nicht blos in den Händen des Rathes, sondern auch der von der Bürgerschaft dazu erwählten zehn Glieder des Kassenskollegiums, welchen der Rath nur zwei aus seiner Mitte beigefellte. Selbst die Buchhalter bei der Kasse wurden von der Bürgerschaft gewählt, und zu dem Geldkasten hatte nur Einer von den Rathsgliedern, Zwei dagegen aus der Bürgerschaft die Schlüssel. Hier hat der Verfasser also, um mit weniger Unwahrscheinlichkeit verläumden zu können, von allem dem nichts erwähnt.

Weiterhin scheint bei einer guten Stunde sein Gewissen rege geworden zu seyn, indem

er S. 73. sagt: Der Magistrat administrierte die Revenüen der Stadt, jedoch mit Zuziehung einiger Bürger. Doch auch diese Regung wußte er zu unterdrücken, da er gleich hinzusetzt: die (nämlich die Bürger) aber nicht viel zu sagen hatten. Aber warum denn nicht viel? Es waren zum Theil die vornehmsten Personen der Bürgerschaft, nämlich beide Stadt = Aelterleute — die ersten Männer in der Stadt nach dem Rathe — ; zwei aus jeder Aeltestenbank und zwei Bürger aus jeder Gilde. Von diesen hatte jeder seine freie, entscheidende Stimme eben so gut, als die beiden Rathsglieder. Ohne die Mehrheit aller dieser Stimmen, konnte auch die kleinste Ausgabe nicht statt finden.

Wunderbar ist es, wenn man das, was der Verfasser hier gesagt hat, mit seiner Aeußerung, S. 73. zusammenhält. Nachdem er daselbst einige der wichtigsten Stadtausgaben angeführt hat — wobei jedoch wieder manches Unwahre vorkommt — so schließt er damit: Man kann also leicht begreifen, daß die Stadtkasse erschöpft war; und man hat nicht nöthig, die Administratoren deswegen in Verdacht zu

ziehen, als ob sie etwas verun-
 treuet hätten. Aber, als wenn es seinem
 bösen Herzen wehe gethan hätte, den Rath
 von allem widrigen Verdacht so ganz frei ge-
 sprochen zu haben, setzt er bald darauf wieder
 eine Unwahrheit hin, nämlich: daß die
 neuen Administratoren, da sie die
 Stadtkasse in so schlechten Umstän-
 den gefunden, auf eine strenge Un-
 tersuchung der vorigen Rechnungen
 gedrungen hätten. — Bei wem? Das
 sagt der Verfasser nicht; konnte es auch nicht
 sagen. Nothwendig hätte es bei der Regierung
 geschehen seyn müssen; dort wird er aber ver-
 geblich darnach suchen. Die Untersuchung ge-
 schah freilich: allein ohne alle Anregung von
 Riga aus. Der ehemalige Rath hatte schon ei-
 nige Jahre vorher die außerordentlich großen
 Ausgaben, sowohl hier bei der Regierung, als
 auch in Petersburg abzuwenden gesucht, weil
 die Stadt sich dadurch in ansehnliche Schulden
 setzen mußte, und, da sie dessen ungeachtet
 fortdauern mußten, endlich den verfallenen
 Zustand der Stadtkasse umständlich aufgedeckt.
 Bei der einzuführenden neuen Ordnung wurde
 also von Petersburg aus, und zwar auf Be-
 trieb des S. 70 genannten Mannes, die Un-
 tersuchung anbefohlen, und zwar eher noch,

als die neuen Administratoren existirten, angestellt. Sicherlich geschah es in der Vermuthung, oder wenigstens doch mit dem Wunsche, hier etwas zu finden, was der bisherigen Verwaltung zur Last gelegt, und zur Rechtfertigung der einzuführenden neuen Ordnung, am höchsten Orte angebracht werden konnte. Obgleich aber die dazu bestellten Personen, alle Bücher und Schriften bis auf die kleinsten Papiere aus dem Stadtkassen-Komptoir zu sich nahmen, und durch mehrere Personen einige Monate hindurch revidiren ließen; so fanden sie dennoch nichts, auch keinen Schein sogar, der ihnen zu ihrer Absicht hätte dienen können. Die geführten Journale oder Protokolle mußten sie deutlich und umständlich belehren, wozu und wohin, und auf welche Befehle oder Anordnungen die in den Kassebüchern aufgenommenen Ausgaben verwandt worden. Die solchergestalt revidirte und richtig befundene Kasse wurde also den neuen Administratoren, ohne die mindeste Erinnerung wider die ehemalige Verwaltung, übertragen.

Kann man sich demnach wohl noch gröbere und unverschämtere Verläumdungen vorstellen, als diese sind, welche der Verfasser hierüber

anbringt? Ja, von gleichem Schlage ist alles übrige von Selbstsucht, Eigennuß, Gewaltthätigkeit, Bedrückung, Partheilichkeit und Ungerechtigkeit in Prozeßsachen u. s. w. Solche allgemein und ohne namentliche Anführung eines einzigen besondern Falles ausgestoßene Verläumdungen verdienen nichts als die tiefste Verachtung zur Antwort. Dreist kann man sich sowohl auf die hiesige Gouvernementsregierung, unter deren Augen der Rath sein Amt verwaltet hat, als auf die ganze Bürgerschaft berufen, ob von allem dem irgend ein Beispiel anzuführen sey! Noch mehr, man kann das ehrenvolle Zeugniß des ehemaligen Herrn Gouverneurs über die rühmlich geführte obrigkeitliche Amtsverwaltung des vormaligen Rathes vorlegen, welches selbiger, ohne alle Veranlassung des Rathes, aus freiwilliger Bewegung, ausgestellt hat. Wäre der geringste, auch nur scheinbare Grund zu Vorwürfen da gewesen, sicherlich hätte man ihn gern hervorgesucht und zu der vorhin bemerkten Absicht genutzt. — Und wie? Würden dann wohl diejenigen, die durch den Eigennuß, oder durch die Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten des Rathes gelitten hätten, nun geschwiegen haben, nachdem die ehemaligen Glieder des Rathes nicht mehr in der vorigen Verbindung

mit ihnen standen? Oder kann etwa der Verfasser diejenigen Rathsglieder, welche er dieser angeschuldigten Verbrechen gerichtlich überführen zu können glaubt, namentlich angeben? — Kann er einzelne Fälle darüber mit Beweisen anführen — nun, so thue ers. Man fordert ihn öffentlich dazu auf. Thut er es aber nicht, so stehe er auch vor der ganzen Welt als ein boshafter Verläunder und Lasterer da.

“Von den Edelleuten sind (nach Seit 44.)
 “nur diejenigen wahlfähig, welche eigene Gü-
 “ter im Lande besitzen; von den Bürgern nur
 “diejenigen, welche 5000 Rubel, oder mehr,
 im Vermögen haben, u. s. w.“

Daß diejenigen, welche wahlfähig seyn wollen, wirklich 5000 Rubel im Vermögen haben, ist nicht immer der Fall. Sie sollen es zwar haben; da es aber nicht untersucht werden darf, ob sie es auch wirklich haben, so geschieht es sehr oft, daß sie ihr Vermögen so hoch angeben, und der Krone die bestimmte Vermögenssteuer davon entrichten; gesetzt, daß sie auch nur hundert Rubel wirklich besäßen. In wie weit also der Troß, wie es der Verfasser nennt, dadurch vom Wählen oder Gewähltwerden ausgeschlossen werden könne, ergibt sich also von selbst hinlänglich.

Ueber das besondere Kollegium der Procureurs und Anwalte, und den Obliegenheiten dieser Leute, werden Seite 53 Nachrichten mitgetheilt.

Daß die Procureurs die Kommunikation jedes Urtheils vor der Publikation zu verlangen berechtigt seyn; daß die Gerichte sie allemal, ehe sie stimmen, um ihre Meinung fragen sollen; und daß der Gouvernementsprocureur den Richtern eine gesetzmäßige Strafe ansetzen könne, ist unrichtig. Der Verfasser hätte nur das sieben und zwanzigste Hauptstück der Gouvernementsverordnung nachlesen dürfen, um nicht solche Unrichtigkeiten leichtsinnig hinzuschreiben.

„Es wird kaum noch nöthig seyn zu erinnern, daß das römische Recht bei jetziger Verfassung gänzlich abgeschafft sey u. s. w.“
 „S. 57.“

Daß das römische Recht bei jetziger Verfassung gänzlich abgeschafft sey, ist falsch. Noch täglich werden Gesetze aus dem römischen Rechte bei den Gerichtsstühlen in Piefz und Ehstland angeführt. Auch hat der Senat schon vor einigen Jahren ausdrücklich befoh-

len, daß die aus dem römischen Rechte angeführten Gesetzstellen allemal in deutscher Uebersetzung beigelegt werden sollen.

„Alle Bürger, die ein Kapital besitzen, welches sie der Krone versteuern, sind Gildengenossen. — — Es steht jedem frei, so viel oder so wenig Kapital anzugeben, als er will: denn wegen Verheimlichung des Kapitals wird keine Untersuchung angestellt. Nur muß das angegebene Kapital sich nie vermindern, d. h., der Bürger kann zu jeder Zeit aus einer geringeren in eine höhere, aber nicht aus einer höheren in eine geringere Gilde übertreten. S. 62.“

Es ist unrichtig, daß das einmal angegebene Kapital sich nie vermindern, und der Bürger nicht aus einer höhern Klasse in eine geringere übertreten dürfe. Zu geschweigen, daß es schon in sich selbst ungereimt ist, weil Jemand durch Unglück u. s. w. um sein ganzes Vermögen kommen kann. Eben so beweist auch die tägliche Erfahrung das Gegentheil. Sogar aus den Gilden sind manche in die Klasse der Kopfsteuerzahlenden wieder zurückgetreten.

„Die Zünfte wählen sich alle Jahre ein
 „Oberhaupt, welches mit im sechsstimmigen
 „Rathe sitzt. S. 64.“

Das Haupt der Zünfte oder Handwerker
 ist kein Mitglied des sechsstimmigen Stadtraths.

„Kurzsichtige und verkehrte Leute, die al-
 „les schief beurtheilen, weil sie alles in Bezie-
 „hung auf sich betrachten, haben sich zum
 „Theil nicht entblödet, in ihrer Verblendung
 „zu behaupten, die ganze Statthalterschafts-
 „regierung sey bloß in der Absicht erfunden,
 „um den Provinzen an der Ostsee ihre alten
 „Privilegien zu benehmen, und sie mit den
 „übrigen russischen Provinzen in Gleichheit zu
 „setzen u. s. w. S. 68 und 69.“

So elend und albern hat wohl noch keiner
 räsonnirt! Mit Recht könnte man nicht allein
 einen solchen Menschen, sondern auch den,
 der es als Wahrheit nachschreiben kann, mehr
 als kurzsichtig nennen. Wenn aber etwa be-
 hauptet worden, daß durch Einführung der
 neuen Ordnung, versteht sich nämlich in ihrem
 ganzen Umfange, die wichtigsten, durch Kapi-
 tulationen bedungenen und nachher immerfort

bestätigten Vorrechte und alten Verfassungen der ostseeischen Provinzen aufgehoben worden; so hat man nichts als die unleugbarste Wahrheit gesagt.

„Selbst das Gouvernement von Peters-
 „burg hatte schon längst die neue Gestalt an-
 „genommen, als Liefland und Ehstland noch
 „immer ihre alte Verfassung beibehielten und
 „glaubten, sie würden sie immerfort beibe-
 „halten. Endlich kam auch zu ihnen die Both-
 „schaft ziemlich gleichgültig: aber die Lief-
 „der waren herzlich darüber erschrocken u. s.
 „w. S. 69.“

Daß den Ehstländern die Metamor-
 phose eben so wenig gleichgültig gewesen, als
 den Liefländern, beweisen die von ihnen
 sowohl als von diesen dawider gemachten Vor-
 stellungen und angewandten Bemühungen.
 Von S. 69 bis 70 handelt der Verfasser von
 der Geschichte der Einführung der Statthal-
 terschaft in Lief- und Ehstland.

Hier hat sich derselbe unter dem wenigen
 Wahren, wieder sehr viel Falsches von dem,
 was über die Absicht der neuen Ordnung ge-
 dacht und geredet und dawider vorgenommen

worden, aufbinden lassen; oder er selbst hat es schief gehört oder verstanden.

„Die Kaiserin ließ (heißt es S. 71.) an den liefländischen Generalgouverneur schreiben: sie sähe es gern, wenn die Landstände um die Einführung der Statthalterschaft bätten. Anstatt aber darum zu bitten, schickten die Landstände eilig eine Deputation nach Petersburg, welche in der Stille diesem Vorhaben entgegen arbeitete. Doch da sie sahen, daß der Hof darauf bestand, waren sie höflich genug, sich diese Gnade auszubitten.“

Es ist grundfalsch, daß die Landstände Lieflands sich die neue Ordnung als eine Gnade ausgebeten hätten.

(Die Fortsetzung nächstens.)

III.

Johann Keppler.

Zu einer Zeit, wo Frankreichs dankbare Nation bemüht ist, seine Helden, seine Weisen

durch prachtvolle Denkmäler zu verewigen, scheint auch auf Deutschlands Boden eine lange schlummernde Göttinn zu erwachen, und beginnt nun den Enkeln die Weisen der Vorwelt ins Gedächtniß zu rufen. Doch, wie schwer es den verstockten Nachkommen wird, sich an die Verdienste ihrer Vorfahren zu erinnern, zeigt der schwache Lohn, den die Dankbarkeit ihnen zollt. Des großen Luthers Schüler sind in alle Zonen ausgegangen, und erbetteln muß man von Millionen einen Stein, der kommenden Generationen sagt, wo er lebte und wo er starb!

Desto merkwürdiger ist es, daß jetzt, mitten im Sturme politischer Erschütterungen, das alte Tiberia, die Stadt Regensburg, dem berühmten deutschen Astronomen Johann Keppler, Tycho de Brahe's Gefährten und Zeitgenossen, ein Denkmal errichten will, das seiner Verdienste würdig ist.

Hier ein paar Worte von dem längst verstorbenen aber in seinen Werken noch lebenden Astrologen.

Johann Keppler wurde am 27. December 1571 zu Wid im Württembergischen gebohren,

widmete sich den philosophischen Wissenschaften und bezog 1589 die Universität Tübingen. Nach zwei Jahren studirte er mit ganz besonderer Neigung die Mathematik, und hörte den gelehrten Michael Maestlin. Bald schwang er sich vom Schüler zum Lehrer dieser Wissenschaft empor, und man berief ihn in dieser Absicht nach Grätz in Steyermark. Tycho de Brahe hörte von seiner Gelehrsamkeit und ersuchte ihn, als Kaiser Rudolph II. den gelehrtesten Astronomen an seinen Hof beordnete, ebenfalls nach Prag zu kommen. Keppler entschloß sich auch, 1600 mit seiner Familie dorthin zu gehen, um Tycho bei den astronomischen Arbeiten behülflich zu seyn.

Aber seine Reise ward die Quelle eines bosartigen Fiebers, das ihn während 8 Monaten verhinderte Brahe, wie er wünschte, zu unterstützen. Ueberhaupt harmonirte er nicht ganz mit dem geheimnißvollen Mann, der aus einer Art gelehrten Neid manche astronomische Berechnungen vor ihm zu verheimlichen suchte. Man weiß überdieß, daß Brahe äußerst zurückgezogen und mißtrauisch war, weil er aus der Astrologie ein noch größeres Unglück, als ihm schon in seiner Jugend begegnete, vorherzusehen glaubte. Als er noch

in Rostock studirte, hauefe ihm sein Landsmann Poßberg den Vordertheil der Nase weg, den er bekanntlich durch einen silbernen ersetzte. Dieser Umstand ließ ihn mit Schrecken in die Zukunft blicken, und er vermied, wo möglich, allen Umgang, selbst mit seinen vertrau- teren Freunden. Das war dem gefälligen Keppler ein höchst unangenehmer Gedanke, den er aber ihm durchaus nicht ausreden konnte. Glücklicherweise litten darunter nicht ihre astronomischen Beobachtungen, mit denen sie sich sehr emsig beschäftigten. Kaiser Rudolph II. wies ihnen zu diesem Behuf einen seiner prächtigen Gärten an, und ganz Europa genießt noch die Früchte dieses vereinten Fleißes.

Aber schon am 24. Oktober 1601 beweinte Keppler den Tod seines Freundes, und mit diesem Trauertage begann für ihn eine unglückliche Periode von 30 Jahren. Wie Tycho de Brahe ein Opfer übertriebener Delikatesse geworden war, *) erhielt Keppler die Würde

*) Tycho de Brahe war von einem Herrn von Rosenburg zum Mittag eingeladen, und schämte sich vom Tische aufzustehen um ein natürliches Bedürfnis zu befriedigen. Fünf Tage darauf starb er unter den heftigsten Schmerzen.

eines kaiserlichen Mathematikus. Man trug ihm auf des Verstorbenen hinterlassene Werke zu vollenden. Dies that er mit unbeschreiblicher Mühe und gab dabei seine eigenen Arbeiten heraus. Noch unter Kaiser Rudolph II. drückte ihn Mangel und Armuth, so daß er nicht im Stande war die Rudolphinischen Tabellen, die Tycho angefangen hatte, auf kaiserl. Befehl zu beendigen.

Nach dem Tode dieses Regenten sank sein Ansehn immer mehr, nie aber sein Muth und sein Eifer in den astronomischen Observationen. Man zahlte dem würdigen Forscher den schuldigen Sold nicht aus, und kaum konnte er sich die nöthigen Instrumente verschaffen. Wenn ihn das Unglück nicht beugte, dann litt er an den Schwächen seines Körpers.

Die rückständige Pension zu suchen, ging er nach Regensburg, und hier starb er im November 1630. Auf dem protestantischen Kirchhofe zur heiligen Dreifaltigkeit ruht seine Asche. Einfach aber edel ist das Denkmal, was seine Verehrer ihm errichten wollen; ruhig und geräuschlos wie er lebte, soll seine Büste in einem einsamen Dorischen Tempel aufgestellt

werden, umgeben von einem dunkeln schattigten Hahn.

Kepler schuf einen ganz neuen Kalender, brachte das so bestrittene Weltssystem des Kopernikus von der Bewegung der Erde um die Sonne und der übrigen Planeten um die Erde — wieder in Aufnahme, und hinterließ außer den Rudolphinischen Tabellen und einer Dioptrik — eine Menge Schriften, die besonders in Gassendi Vita Tycho de Brahe, und im Vossius de scient. mathematic. aufgezählt sind.

Hag.

IV.

Radotage über die Weiber.

Ueber wenig Dinge hat man so gestritten, als über die Verdienste und den Werth der Weiber.

Im sechszehnten Jahrhundert schrieb S. Gedicus, Prediger in Magdeburg, ein kleines Buch, um zu beweisen, daß die Weiber

gar nicht zum menschlichen Geschlechte gehörten. Ein gewisser Eujas vertheidigte dieselbe Meinung. Im siebzehnten Jahrhundert entstanden bei den Holländern, denen man mehr Gleichgültigkeit in diesem Stücke zutrauen sollte, Streitigkeiten über die Weiber; ein Student stellte die obige Meinung als Theses auf, und nun wurde allenthalben pro und contra gestritten. Dieser sonderbare Streit ging von den Schulen in die Gesellschaften über, und die guten Holländer wußten wirklich nicht, wohin sie das weibliche Geschlecht rechnen sollten, bis ein so galanter als gelehrter Mann, Namens Beverorie, aufstand, und nach dem Zeugnisse der damaligen Geschichtsschreiber, durch sehr gute Beweise darthat, daß die Weiber keineswegs geringer wären als die Männer.

Man weiß, daß Aristoteles, wenn ein Mädchen geboren wurde, dies für einen Irrthum der Natur hielt, wo sie gewissermaßen für den Augenblick unvermögend sey, das vollkommene Geschlecht hervorzubringen. Es hat Aerzte gegeben, die dasselbe behauptet haben. — Ein alter griechischer Dichter, Namens Simonides, ging noch viel weiter; er behauptete, daß die Weiber nach der Ver-

chiedenheit eines Charakters, auch einen verschiedenen Ursprung hätten. Von den Weibern, z. E. welche sich gern puzten, deren es auch zu seiner Zeit schon gab, behauptete er, daß ihre Seele von einem Pferde in sie gekommen sey. Andere sollten von Affen, Füchsen, oder von der Erde und dem Meere abstammen.

Was machte nicht vor zweihundert Jahren ein Buch für einen Lärm in Italien, worin man zu beweisen suchte, daß die Weiber gar keine Seelen hätten. Die italienischen Damen nahmen das neue System auf sehr verschiedene Weise. Einige waren sehr ernstlich betrübt keine Seele zu haben; die andern, die über diesen Mangel ganz getröstet und entschieden waren, sich hinführo nur als Maschinen zu betrachten, nahmen sich dagegen vor, zur Vergeltung ihre Männer ein bißchen toll zu machen. — Auf einem in Burgund gehaltenen Concilio, behauptete ein Bischof von neuem, daß die Weiber gar nicht als Menschen betrachtet werden dürften.

Es ist die Sache der Philosophen uns zu erklären, wie je die Männer auf den tollen Gedanken kommen konnten, die andere ja vielmals bessere Hälfte ihres Selbst zu einem

niedrigeren Range herabwürdigen zu wollen. — Aber vorzüglich interessant und nicht unmöglich würde es seyn, wenn Jemand beweisen wollte, daß die Weiber gerade zu der Zeit, wo man so seltsame Meinungen über sie hegte, eigentlich mehr geachtet wurden, als zu der Zeit, wo man sie als Herrscherinnen behandelt.

M.

V.

Wie gefällt die Vernunft?

Die Moralisten führen die Vernunft ganz nackend ein; sie trauen ihr so hohe Reize zu, daß sie die Kunst bei ihr für ganz überflüssig halten. Die Dichter dagegen meinen, daß nur wenig Schönen die Toilette ganz entbehren können, und puzen daher die etwas rauhe Dame sorgfältig heraus; sie suchen ihre starken und männlichen Züge durch allen Schmuck, den nur die Kunst erfinden kann, zu mildern und gefälliger zu machen. Der Helden- und Tragödiendichter wirft ihr einen von Gold und Diamanten strotzenden Purpurmantel über die Schultern; der lyrische Dichter erhebt den Reichthum und die

Pracht des Puzes durch eine gewisse leichte Unordnung, die ihm, man weiß nicht wie, etwas noch stolzeres und edleres giebt; der Komiker wandelt die Königin in eine artige Zofe um, und wählt zum Anzuge lieber leichte als schwere Stoffe, so wie mehr muntere als prächtige Farben. Auch alle übrigen Zöglinge Apolls leihen von der Einbildungskraft die verschiedensten Gewänder, um der Welt die Vernunft gefällig zu machen; bald ist sie weiß gekleidet mit Blumern im Haare und empfindsam, bald zeigt sie sich im reizendsten wollüstigen Negligee, oft sehen wir sie aufs höchste elegant, Pracht mit Geschmack verbindend, zuweilen dagegen in Trauer und mit fliegenden Haaren.

Wie kommt es denn nun, daß ungeachtet des verschiedensten Puzes, die Vernunft doch so wenig in der großen Welt Eingang findet? Das macht, weil man den rechten Weg noch immer verfehlt. Die Menschen sind meistens Narren, und deswegen ist die Gestalt, unter welcher sie die Vernunft noch am ersten lieben, das Kostüm der Narrheit. Nur wer mit Narrenkappen und Schellen predigt, wird der Vernunft und Wahrheit Anhänger verschaffen.

VI.

Weibliche Bildung und Erziehung.

Eine vor kurzem in Paris erschienene Preisschrift über die Frage: quel est pour les femmes le genre d'éducation le plus propre à faire le bonheur des hommes en société? deren Verfasserin Madame Bernier ist, hat so viel gemeinnütziges, die Ideen derselben sind so neu und richtig, die Wahrheit der Ansichten und das Einleuchtende der Bemerkungen, wie die Simplicität und Würde des Ausdrucks sind so anziehend, daß diese Schrift es wohl verdient, in jedem feinen Zirkel bekannt zu werden, da der Gegenstand für jedes Land Interesse haben muß.

Das Glück des Menschen liegt in seiner häuslichen Verfassung. Von dieser hängt seine Ruhe, sein Gemüthsfrieden ab. Alles von außen her ist nur Zerstreuung oder Widerwärtigkeit; das Weib, welches die Seele und das Haupt des häuslichen Innern ist, hat allein die Macht, es heiter und traulich zu machen, und

das Glück um sich her zu verbreiten, sie ist also keineswegs ein passives Wesen, oder eine Sklavin. Zwar muß ihre Macht sich nicht über die Grenzen ihres Hauses erstrecken, denn es ist unmöglich, daß die Gewalt, die ein Weib über einen andern Mann hat, als über ihren eigenen, rechtmäßig sei, und nicht zweideutig. Ihr innerer Wirkungskreis aber ist so ausgedehnt, und alle Stunden ausfüllend und beschäftigend, als er rühmlich und voll Segen ist; denn es gehört zu einer richtigen Kenntniß des Hauswesens, und zur gehörigen Erfüllung aller Pflichten soviel Ruhe als Seelenstärke, Würde, Pünktlichkeit und Geduld. Alle diese Tugenden sind, wenn sie erst erlangt sind, ineinander so innig verschlungen, und der weiblichen Seele zu befreundet, daß es zur Natur, zur Nothwendigkeit wird, sie auszuüben, und daß ein braves pünktliches Weib ihre Pflichten mit eben der Leichtigkeit erfüllt, ja sie eben so unumgänglich nöthig findet, als die Lebensluft, um Athem zu schöpfen. Daß aber das Weib diese Tugenden, die alle in ihrer Natur liegen, entwickele, bilde, und sich unumstößlich zu eigen mache, ist das Werk der Erziehung, und dieser wird jetzt überall so allgemein eine falsche Richtung gegeben, daß es gar nicht auffallend ist, wenn Verderbniß und

unglückliche Ehen mit jedem Tage allgemeiner werden.

Literarische Bildung, Sprachen, Zeichnen, Malen, Schriftstellerei, Philosophie, Physik, sind alle unnütz für Frauen, sowohl theoretisch als praktisch, und die meisten dieser Wissenschaften sind sogar dem Wesen einer Frau ganz entgegen, und ihr höchst schädlich. Es ist der Frau nicht beschieden, eigenthümlich zu glänzen, denn der Begriff von Weiblichkeit ist verbunden mit Demuth, mit Sittsamkeit und stiller Freude an prunklosem stillem Wirken. Die Schriftstellerey und selbst das Lesen vieler Bücher führt die Frau aus ihrem eigenthümlichen Kreis in eine Sphäre, wo ihr alles fremd und wunderbar ist, und wo sie sich, wenn gleich angezogen, doch niemals einheimisch fühlen wird. Nur dann ist Kenntniß fremder Sprachen einem Weibe nothwendig, wenn sie den Eltern oder dem Manne in ein fremdes Land nachfolgt, und auch dann braucht sie nur soviel davon zu wissen, als sie zur Führung ihres Hauswesens bedarf; welches an Ort und Stelle leicht zu erlangen ist. Was Zeichnen und Malen betrifft, so gestattet schon der Begriff von weiblicher Verschämtheit kein anderes Fach als das der Blumen

und Landschaften, welches keinesweges beschränkt ist, sondern viel Studium erfordert und sehr mannigfaltig ist; auch Miniatur und Köpfe sind ein für eine Frau erlaubtes und angenehmes Studium.

Der Schriftstellerei möchte ich ganz das weibliche Geschlecht absagen sehen; noch hat kein einziges Weib eine produktive Idee aus eigenem Gemüthe dargestellt, die Frauen nehmen bloß welche auf, deshalb kann ihre Bemühung die Literatur um keinen Schritt weiter bringen; doch will ich über diesen Punkt, der einige Einschränkungen gestattet, noch weiter unten einiges sagen.

Was Philosophie betrifft, so ist wohl kein Zweifel, daß noch kein Weib den Begriff davon recht eigentlich und in voller Klarheit aufgefaßt hat. Politik ist ganz verwerflich, ist abschreckend an einem Weibe; und was praktische Wissenschaften betrifft, so ist ihre Bahn dem Weibe rein verschlossen; und die einzige und wahre Wissenschaft für Frauen ist die Gottesfurcht, in welcher die Kenntniß der Moral liegt, und ihrer Pflichten.

Die Privaterziehung in Häusern ist besser und zweckmäßiger als eine öffentliche. Nur

eine Mutter kann wahrhaftig gut erziehen. Das Mädchen, das aus einer Pensionsanstalt in ihr Haus zurückkömmt, dünkt sich dort fremde, und wird dafür gehalten; dadurch fühlt sie sich isolirt, welches eine Empfindung ist, die nothwendig selbstsüchtig machen muß. Wird aber ein Mädchen stets bewacht, vom Auge der Mutter erzogen, und von ihr angehalten zur Ordnung, Sittsamkeit, Fleiß, Geduld, Sanftmuth und Standhaftigkeit, und sieht sie das gute Beispiel guter Lehren, so wird, wie ich schon bemerkte, die gute Natur ihr zur eigentlichen Natur, und sie hat von Glückseligkeit und weiblichem Ruhme keinen andern Begriff, als den der Erfüllung ihrer Pflichten.

Die Unwissenheit, in der man die Frauen über diesen Punkt gelassen hat, und der Mißbrauch, den sie von ihrer Gewalt machen, bringt sie um das unschätzbare Gut, wahrhaft nützlich zu seyn. In Frankreich werden die Frauen herausgehoben aus dem passiven Zustand des Mädchenstandes, und durch die Heyrath auf einmal in das Aktive des bürgerlichen Lebens hineingezogen, und zwar in jeder erdenklichen Rücksicht. Die hiesigen Frauen führen meist die bürgerlichen Geschäfte ihrer

Männer, oft ihre Aemter selbst, und gewöhnlich sind es ihre Intriguen, es ist ihr Einfluß, durch welchen der Faden des Schicksals ihres Mannes gedreht wird. Dieser Sprung von der Abhängigkeit zur Souverainität ist der Mord der Weiblichkeit. Alles, was in ihrem Mädchenstande der Frau als Tadel oder Beweis gesagt wurde, dünkt ihr jetzt eine Unge-
 rechtigkeit, nun sie, wohin sie blickt, alles bereit sieht ihr zu huldigen und zu gehorchen. Das Gift der Lobsprüche, der Schmeichelei, mit seinem verderblichen Hauch, hat denn in ihr alle Demuth ertödtet, sie hält sich für vollkommen und musterhaft, und den Mann, den sie betrachten sollte als den Lenker ihres Schicksals, als ihre Stütze, ihren Rathgeber, ihren einzigen und wahrsten Freund, als das Augenmerk all ihrer Handlungen, sieht sie nur an, wie eine Maschine, die von ihr gelenkt wird, oder wenn er fest und vernünftig ist, wie einen eigensinnigen und grausamen Tyrannet, dessen Gewalt die List entgegengesetzt werden muß. Und so stiftet ein Weib darum nur so viel Unheil, weil man ihren Charakter durch eine brillante thörigte Erziehung entstellt und unnatürlich gemacht hat.

Das Weib ist nichts durch sich selbst, alles durch ihren Mann, und durch ihn allein. Er

nur kann sie heben, sie ehren, sie glücklich machen; sie ist ihm einige Zuneigung schuldig, und ein unbegrenztes Vertrauen. Ihren Tugenden dankt er oft seine eignen, und wenn sie falsch und lasterhaft ist, so ist sie Schuld an seinem Verderben, das aus ihrer Verderbniß entsteht; täglich wichtiger wird in dieser Rücksicht der Einfluß der Frauen auf die Männer. Wie könnte ein unverdorbenener Mann die Grausamkeit haben, ein junges zartes Geschöpf unglücklich zu machen, und sie zu betrüben, deren Herz er ganz erfüllt? Sobald er in der Tugend seines Weibes, und in ihrer Liebe, reinen und ruhigen Genuß findet, wird er nicht nach etwas anderem verlangen, und sich geneigt finden, solche Treue und Hingebung durch gleiche Liebe zu belohnen; und wenn er es nicht erkennt, nicht ganz würdigt, ist denn da das innere Bewußtseyn für nichts zu rechnen? Und ist der Mann nicht zum wenigsten gezwungen, einem vortrefflichen Weibe die Achtung zu erweisen, die ihr, wenn nicht für Liebe gänzlicher Ersatz, doch Entschädigung seyn kann, und der Tugend genügen muß? Ein Ehepaar kann, wenn nicht leidenschaftlich liebend, doch durch die innigste Freundschaft verbunden seyn, und der eigentlichste Charakter der Ehe ist Freundschaft. Alles, was über

sie geschrieben, gedacht und jemals gesagt worden, findet sich am herrlichsten bewährt im Innern einer guten Haushaltung.

Ein Weib muß aber dabei, daß sie nicht die Anmaßungen einer Geliebten macht, immer Liebende seyn; sie darf ihre Schönheit nicht vernachlässigen, doch zeige sie auch der innigsten Vertraulichkeit ihre Reize unter dem Schleier verschämter Sittsamkeit. Diese höchste Zierde des Weibes, die der eigenthümliche Gürtel der Venus ist, der sie mit Anmuth umschimmert, muß alle ihre Schritte begleiten. Eine Frau muß so zart über die öffentliche Meinung denken, als züchtig in ihrem Innern; es ist unumgänglich nothwendig, daß sie selbst das achte, was man Vorurtheil nennt; denn ein Mann bedarf nicht nur eines achtungswerthen Weibes, sondern auch deren Ruf muß unbescholten seyn, rein und makellos wie ihre Seele. Um das Leben ihres Mannes zu erheitern, und auf seine Stunden den Zauber eines angenehmen Umgangs zu verbreiten, bedarf ein Weib einer Art geistigen Bildung, die entfernt ist von aller Gelehrsamkeit. Es muß diese Bildung in reiner Vernunft und gesunder Beurtheilungskraft von solchen Dingen bestehen, die dem menschlichen

Leben nahe liegen; denn in Allem, was Gefühl und Karakter betrifft, giebt es wohl keinen scharffsinnigern Richter als ein tugendhaftes Weib, da in ihrem Gemüth alles, wie in dem reinsten ruhigsten Spiegel, in seiner eigenthümlichen Gestalt widerscheint. Was Talente betrifft, die zur Verschönerung des häuslichen Lebens dienen könnten, so ist die Musik für Frauen eine unendliche und reiche Quelle von Freude, Trost und lieblicher Beschäftigung. Fast jedes Weib hat Anlage zur Musik, in die weibliche Brust hat die Natur die herrlichste Fülle und höchste Reinheit und Anmuth der Töne gelegt, und die Musik ist die die eigentliche Poesie der weiblichen Seele.

Die bildenden Künste sind bloß zur Beschauung für die Frau da, sie bedarf keiner Theorie noch Anleitung, um sie mit Freuden anzusehen; denn wo Unschuld, Frömmigkeit und Reinheit der Seele ist, da blüht auch das wahre Gefühl des Schönen, das stets ein richtiger Leiter ist, und sich niemals täuschen kann.

Eine Frau, die ganz mit ihren Pflichten beschäftigt ist, findet alle ihre Zeit gefüllt; sollten ihr aber noch leere Stunden bleiben, so

kann sie Künstlerin seyn, wenn auch nicht in obenbenannten Fächern, auf die sich das Gebiet der Kunst nicht beschränkt. Die Werke von weiblicher Hand mit der Nadel, mit dem Rocken, Stickerie, Weberei, Stricken, Stroharbeit, Hüte, Körbchen, Blumen, Putz u. a. m. sind unerschöpfliche Quellen von angenehmen und zierlichen Beschäftigungen, die, wenn gleich nicht dauernde, und für Eitelkeit und Ruhm glänzende Kunstwerke, doch wenigstens sehr künstlich und wahrhaft nützlich sind.

Es ist unverkennbar, daß die Natur den Trieb zu dieser Beschäftigung vornehmlich und einzig sogar in die weibliche Brust gelegt hat. Es existirt keine Nation, es hat kein Zeitalter gegeben, wo nicht das Mädchen die Puppe liebte und schmückte, dahingegen der Knabe gleich zu lärmendem und kriegerischem Spielzeug greift, bauen und zerstören will. Es ist also wahrhaft sündlich, den Wink der Gottheit und der Natur so zu verkennen, wie es geschieht, und schon von Alters her geschehen ist, mit jedem Tage aber auf eine Weise zunimmt, die bis zur Ungebühr geht. Wohin man sieht, erblickt man Schriftstellerinnen, Dichterinnen, Kunstkennerinnen, Künstlerinnen, Menschenbeobachterinnen, Denkerinnen,

gefühlvolle und unglückliche Gattinnen und Töchter, gebildete Gemüther, und zarte leidende Wesen, denen allen nichts fehlt, als gesunder Menschenverstand, und deren keine sich in dem Bewußtseyn freuen kann, daß sie in dem herrlichen Kreise gewirkt hätte, den die Natur ihr vorgezeichnet hatte.

Bei alle dem ist nicht zu leugnen, daß es Phänomene in der menschlichen Organisation giebt, wie überhaupt in der Natur. Es hat genialische Weiber gegeben, die gute Dichterrinnen waren, und Schriftstellerinnen und Künstlerinnen, es giebt eine Angelika Kaufmann, und auch in Zukunft werden genialische Frauen erscheinen, deren Ruhm sich zu allem gesellen wird, was jemals als groß und erhaben geglänzt hat. Doch ist diese Genialität keineswegs ein himmlischer Funke in weiblicher Brust, der nur geweckt werden darf, sondern vielmehr etwas Wunderbares und Seltnes, das unmittelbar von oben herab kömmt, und nicht zu erreichen ist, sondern eine Gabe, die, wenn gleich köstlich, doch nicht wünschenswerth ist.

Ein Weib, das in ihrem Wirkungskreise vollkommen gewesen ist, hat Unsterblichkeit,

wie alle, die in der Geschichte leben; denn sie lebt unaufhörlich, und nicht bloß im Schall des Namens, fort, in den beseeligen Folgen ihrer guten Thaten; und wahrlich! diese Quelle des Ruhms und unvergänglicher Dauer ist heiliger, würdiger als jede andre, zumal da der öffentlich gewordene Ruhm uns sowohl in das Andenken des Pöbels bringt, als in das der bessern Menschen; und da jede Publicität ihre zweierlei Ansichten hat, und ihre Neider und Verfolger mit sich bringt; dahingegen der Gedanke an ein gutes und edles Weib, so keusch und fromm wie sie selbst, nur in dankbaren Gemüthern fortlebt, die würdig sind, ihr Denkmal zu tragen.

VII.

Hauptafel der Chineser. *)

Sey tugendhaft; das heißt: beherrsche deine Leidenschaften, zügle deine Begierden, hüte

*) Aus dem Russischen des Hoango Kiang in Kiachta.

dich vor Ausschweifung und zu vieler Würze. Iß langsam, nie bis zur vollen Sättigung, und kaue deine Speise wohl. Frühstücke bei Zeiten; es ist nicht gesund nüchtern auszugehn. Im Herbst und Winter sind ein paar Gläser Kermonin ein treffliches Verwahrungsmittel gegen die ungesunde Luft. Laß es dir Mittags von Herzen schmecken, und halte dich an einfache Gerichte.

Hüte dich vor stark gewürzten oder gesalznen Speisen: Leute, die solche oft zu sich nehmen, sind bleich von Aussehen, tragen Pulsess, und voll verdorbener Säfte. Nimm dein Abendbrod zeitig und sparsam. Die feine Linie zwischen zuviel und zu wenig wird dir die leise Stimme der Natur am sichersten angeben. Lege dich nicht früher als einige Stunden nach dem Essen schlafen. Beginne deine Mahlzeit mit etwas Wasser, und reinige deinen Mund wenn sie vorbei ist. Ich, dein Lehrer, selbst halte mich an Wein, begnüge mich aber gewöhnlich mit einigen Gläsern.

Der wichtigste Rath, den ich dir geben kann, um deinen Leib gesund zu erhalten, ist der: Sey so mäßig als möglich im Gebrauch sinnlicher Vergnügen; denn jede Uebertrei-

bung zehrt unwiederbringlich einen Theil deiner Lebenskräfte auf. Geh nicht zu viel auf einmal; bleib nicht Stundenlang in einer Stellung; liege nicht länger als nöthig ist. Im Winter — halte dich nicht zu warm; im Sommer — nicht zu kalt. Gleich nach deinem Erwachen reibe deine Brust da, wo das Herz liegt, mit der flachen Hand. Hüte dich vor Zugluft wie vor vergifteten Pfeilen. Kommst du aus dem Bade, oder bist du von Arbeit erhitzt, so setze deinen Leib nicht alsbald der Kühle aus. Fallen im Frühling ein paar warme Tage ein, so wirf nicht sogleich deine Winterkleider von dir. Es ist ungesund, sich während einer Erhitzung zu fächeln. *) Wasche deinen Mund mit reinem Wasser, bevor du dich niederlegst, und Sorge, daß deine Fußsohlen warm sind. Wenn du schlafen gehst, so streue alle deine Sorgen und Gedanken in den Wind! Gewöhne dich früh daran, alles, was dir im Leben vorkommt, von der angenehmsten Seite zu betrachten!

*) Etwas zur Beherzigung für unsere Damen.

VIII.

Ueber die Ursachen der Theuerung einheimischer Produkte, und die Mittel zur Herabstimmung ihrer Preise. *)

Die Klage über theure Zeiten ist so alt, daß sie das Ansehen eines Sprüchwortes erhalten hat; am öftersten aber wie ein nichts sagender Gemeinplatz hingeworfen wird. Indesß ist sie wirklich nicht so nichtsbedeutend als man glaubt, und verdient in reife Betrachtung gezogen zu werden. Denn sie ist mehr als eine leere Klage, sie enthält eine ausgemachte Wahrheit.

Die Theuerung der Lebensmittel steigt von Jahr zu Jahr, das ist eine Thatsache, aus der sich andere unangenehme Bemerkungen entwickeln, indem mit ihrer Steigerung auch

*) Diese Gedanken sind Fragmente aus dem patriotischen Gespräche mit einem Freunde. Flüchtlich und ohne Anspruch hingeworfen — wahr und patriotisch — mehr sind sie nicht und wollen sie auch nicht seyn.

zugleich jede andere Sache ihren Preis verändert. In gleichem Maasse, wie die Lebensmittel aber ihren Werth erhöhen, wächst auch der Tagelohn des Arbeitsmannes, des Handwerkers, des Fabrikanten, welche alle um's Brod arbeiten, das sie bei geringem Lohn nicht einmal hinlänglich erwerben können.

Das erste Bedürfniß des Menschen ist seine Nahrung, und alle seine Sorgen und Bemühungen, Anstrengungen und Wünsche drehen sich nur um diesen Mittelpunkt seines Strebens. Nur um ihretwillen verkauft er seine Kräfte, und nur sie bestimmt den Preis, um welchen er sie verkauft. Jedes Handwerk des Menschen vertheuert sich demnach im gleichen Verhältniß, als die Steigerung der Lebensmittel ihm seine Selbsterhaltung erschwert.

Eine allgemeine Theuerung aller Bedürfnisse des Lebens ist so nach die Folge der gestiegenen Lebensmittel — ein Uebel, das der Aufmerksamkeit jedes denkenden Mannes würdig und dessen Abstellung gewiß des schönsten Lobes werth ist. Doch ehe wir an die Heilmittel denken, wollen wir die Ursache des Uebels selbst zu ergründen suchen; vielleicht wird uns dann die Behandlungsart desto leichter. Einst

war es die Lieblingsmaterie der Aerzte, alle Krankheiten aus dem Magen herzuleiten; ist nicht auch dieses Uebel dahin zu zählen? ist nicht die Theurung der Lebensmittel eine Quelle unsäglicher Nahrungswehen, der Ursprung einer allgemeinen Theurung? — Ansteckend ist dies Uebel gewiß, und von allen Magenkrankheiten auf jeden Fall die ärgste.

Doch zur Sache; sonst könnte wohl gar die sthenische oder asthenische Natur der Theurung sich in diese Untersuchung mischen, denn fast gehört es zur Tagesordnung, eine Wissenschaft in die andere aufzulösen. Die Philosophie ward neuerlichst chemisch, warum nicht einmal die Kameralistik medizinisch behandelt? Besser ist indessen doch: eine jede Wissenschaft behalte ihr altes Organ.

Und ist es weniger um Neuheit, als um Wahrheit zu thun; welches sind demnach die Ursachen der immer höher steigenden Theurung einheimischer Lebensmittel in Städten und auf dem Lande?

Die erste Ursache ist die vergrößerte Volksmenge in Städten und auf dem Lande; ein Beweis davon sind die Verzeichnisse aller und

jeder Einwohner, sind die Seelenregister. Man vergleiche die alten mit den neuern. In den Städten wuchs die Menschenzahl am auffallendsten; denn da zogen sich, aus Hoffnung eines glücklichen Erwerbes, viele Menschen hin; ein Beweis sind die zu neuen Städten angewachsenen Vorstädte, die mehr als vollzähligen Handwerksinnungen, die ehemals so schwach besetzt waren. Dazu kam der unter dem Schutze des Friedens blühende Handel, der gleichfalls viele neue Bewohner nach den Städten hinlockte. Genug, die Vergrößerung der Volksmenge in den Städten ist unwidersprechlich wahr. Mit dieser Volksmenge aber wuchs der Markt nicht im Verhältniß. Die Zufuhr blieb die alte, der Bauer führte immer nur seinen kleinen Ueberfluß zu Markte, und dieser Ueberfluß blieb immer der nämliche, weil dem Bauer zum größern Anbau, wegen seiner Eingeschränktheit, weder mehr Raum noch Zeit vergönnt wurde. Auch entstanden um die Städte herum nicht mehr Güter, als ehemals waren, es blieb alles beim Alten. Darum war ehemals Ueberfluß an Dingen, an welchen jetzt Mangel ist. Jetzt ist die Begehrlichkeit größer und das Bedürfniß, und immer noch, weil die Landgüter in ihrer Vervollkommnung gegen die Städte zurückblieben,

und die Landeskultur nicht in gleichem Verhältniß mit dem Handel stieg — immer noch der alte Markt. Ehemals war der Markt größer als das Bedürfniß; folglich das Landesprodukt wohlfeil, nun ist das Bedürfniß größer als der Markt.

Die zweite Ursache ist der ausschweifende Luxus in Essen und Trinken. Unsrer schwelgerischen Gastmähler, deren es fast täglich welche in den Städten giebt, konsumiren durch ihre Kraftbrühen und Leckereien im Verhältniß der kleinen Zahl, die damit gespeiset wird, eine zu große Menge Produkte; sie entblößen den Markt; denn sie liefern dem Gaumen nur Extrakte. Von hundert Menschen bei einfacherer Zubereitung sich ehemals sättigen konnten, davon wird nun bloß ein Extraktchen für etwa zwanzig Personen gemacht. — Schon der tägliche Tisch eines gewöhnlichen Mannes konsumirt in unsern Zeiten mehr als ehemals. Die Kochkunst ist in ihrer Verschwendung gestiegen, sie braucht der Produkte mehr und liefert nur immer noch das alte Resultat — Sättigung! Die Frugalität hat aufgehört. Ehemals war dem Handwerksmanne ein kräftig Stück Rindfleisch hinlänglich, um mehrere Tage sich daran zu erlaben,

nun sucht er nach Geflügel, liebt die Abwechslung und klagt über Magenschwäche. Was wir als Alltagspeisen betrachten, waren ehemals Leckerbissen. Unsre Vorfahren aßen Brühen von Salspeck und Zochumding und statt der Butter, Del, fasteten mehr und ließen sich selbst aufgewärmte Speisen wohl schmecken. Man vergleiche die Gerichte der alten Chroniken, bei feierlichen Gelegenheiten, mit den unsrigen, und ziehe selbst den Vergleich. Die Konsumtion eines Menschen ist durch die höhere Kultur der Kochkunst, in unsern Tagen, gewiß so groß, als ehemals drei brauchten. Das häufige Fasten, welches der gebildete Theil jeder Religion jetzt fast gänzlich verwirft, verringerte das Bedürfniß gleichfalls, so wie das tägliche Schwelgen es vermehrt.

Eine dritte Ursache ist die Verschiffung; schon die Verproviantirung der Schiffer für ihre eigne Mannschaft nimmt uns bei ihrer, laut öffentlichen Anzeigen, in unsern Häfen vermehrten Anzahl, einen großen Theil unsers Mundvorraths vom Markte. Gewöhnlich aber versorgen sie sich über ihr Bedürfniß, um den Ueberschuß manches Artikels, der bei uns

wohlfeil ist, im Auslande, wo wegen noch größerer Volkszahl selbiger noch theurer ist, zu veräußern, welches eine große Lücke in unserm Selbstbedarf macht, wodurch natürlich Theuerung entsteht.

Eine vierte Ursache ist die Theuerung der ausländischen Produkte. Kleider, Spezereien, Galanteriewaaren sind in ihren Preisen gestiegen, der Landmann bedarf ihrer zum Theil, wenigstens der Stahl- und Eisengeräthe und des Salzes, und sucht, um sich selbige anschaffen zu können, seine Produkte auch zu einem höhern Preise loszuschlagen. Alles, was er in der Stadt einkauft, ist theurer geworden, darum steigen auch seine Produkte.

Auch die Branntweinsbrennereien, deren es ehemals weniger gab und nur von kleinem Betrieb, sind jetzt eine Ursache der Theuerung geworden. Sonst führten die Güter den größten Theil ihrer Erndte zu Märkte, nun verbrennen sie alles Korn zu Branntwein. Auch kaufen die Güter viel Korn von den Bauern auf, wodurch der Markt an Zufuhr leidet und jede Kornart theurer wird.

Nicht minder ist der heimliche Vorkauf, der bei der strengsten Aufmerksamkeit der Polizei

nie ganz hintertrieben werden kann, eine Ursache der Theuerung.

In spezieller Rücksicht hat die Theuerung manches Produktes seine besondern Ursachen. Das Fleisch ist theurer, weil heut zu Tage weit mehr Fleisch verzehrt wird, als ehemals, wo man sich mehr mit Gartengewächsen und Feldfrüchten begnügte; — das Federvieh gleichfalls, vorzüglich aber, weil die Zucht desselben nicht mehr allgemeine Liebhaberei ist; man hat nämlich eingesehen, daß es mehr zu erziehen kostet, als es auf dem Markte gilt, und daß es bei dem theuern Korn bei weitem seinen Nutzen übersteigt. Ehe eine Ente zu Markte gebracht werden kann, hat sie wenigstens um die Hälfte mehr, als ihr Werth beträgt, verzehret. Truthühner sind überdies sehr gefährlich zu erziehen und bedürfen gar zu sehr der Pflege und Wartung u. s. w. So hat in jeder Rücksicht die Liebhaberei des Anziehens des Federviehes nachgelassen und es ist theurer geworden. — Fische wurden theurer, wegen ihrer Begehrlichkeit; Butter wegen häufigen Gebrauchs, Eier gleichfalls u. u. bis ins kleinste Detail.

Endlich ist auch der verminderte Werth des Geldes eine Ursache der Theuerung. Das Geld

vermehrt sich von Jahr zu Jahr. Die Produkte aber verzehren sich schnell. Das Geld ist mitunter dem Landmann, der Produkte zum eignen Auskommen hat, entbehrlich; dem aber, der bloß Geld hat, sind die Produkte unentbehrlich. Er muß also bieten und immer höher bieten, um ein Produkt zu erstehen, und so sich gleichsam selbst überbieten.

Dies wären so mit die vorzüglichsten Ursachen der immer höher steigenden Theuerung der einheimischen Lebensmittel in Städten und auf dem Lande; dann die außerordentlichen, als Seuchen, Mißwachs und das Mißrathen einzelner Arten von Lebensmitteln, sind zu auffallend, als daß man sie noch erst auffuchen und ihrer besonders erwähnen mußte. Je mehr nun alle diese Ursachen insgesammt, oder einzeln genommen, um sich gegriffen haben, um desto höher stieg bisher die Theuerung, und je mehr diese Ursachen zusammen, oder einzeln genommen, noch um sich greifen und sich vergrößern werden, um desto höher wird noch die Theuerung einheimischer Lebensmittel steigen, das ist ein richtiger Schluß; und ist seine Wahrheit nicht drohend, seine Drohung nicht beunruhigend?

Mit nichten. Jene gepriesenen wohlfeilen Zeiten der Alten scheinen uns nur wohlfeil zu seyn; die Alten selbst klagten über Theurung. Ueberall finden wir diese Klage, in Chroniken wie in Gebetbüchern. Es ist wahr, sie bestritten ehemals beim Einkauf mit einem Kopelen mehr als wir mit fünf; aber ihnen galt dieser eine auch mehr, als uns der verfünffachte. Das Geld hatte damals einen höhern Werth als jetzt, war feltner und schwerer zu verdienen. Wir dürfen demnach niemals hoffen, bei unserm verminderten Geldwerth, einen Preis nach alten schriftlichen Ueberlieferungen zu machen, das hieße den Landmann ruiniren wollen. Für jenen Preis kann er seine Produkte, mit der Berechnung seines eignen Aufwands, nicht mehr stellen.

Jene wohlfeilen Zeiten wollen wir uns auch nie zurückwünschen, denn nur dann wäre ihre Erlebung möglich, wenn wir wieder auf jenen alten Geldmangel und auf jene kleinere Menschenzahl reduzirt würden. Alles was wir wünschen dürfen, ist eine billige Herabstimmung der Preise.

Diese Herabstimmung aber ließe sich auch um desto leichter bewirken; denn wenn der

Käufer billig denkt, so wird der Handel bald geschlossen, und wenn der Forscher kein Wunder verlangt, die Wahrheit bald gefunden.

Jene Einfachheit der alten Sitten, könnten wir sie zurückzaubern, könnte nur jene frugale Bewirthung der Patriarchen noch genügen; so wäre das untrüglichste Mittel zu wohlfeilen Zeiten gefunden; aber es ist unmöglich das zu hoffen, unweise zu wünschen und thöricht — zu verlangen.

Das beste Mittel zur Herabstimmung der Preise einheimischer Lebensmittel wäre demnach, billige, nach der Ergiebigkeit des Jahres und nach der Beschwerlichkeit der Anfuhr in Rücksicht der Jahreszeit berechnete Markttaxen, wodurch jeder übermäßige Preis verhindert würde und der Einkauf zum Besten des Verkäufers und Käufers auf einen sichern Fuß gesetzt würde. Denn bis dahin war der Marktkauf immer ein Glücksspiel. Oft muß bei häufigem Zusammentreffen der Zufuhr eines Artikels, ein Produkt unter seinem Werth losgeschlagen werden; oft wird dagegen ein, seiner Ergiebigkeit nach in diesem Jahre wohlfeiles Produkt weit über seinen Werth, wegen seines gerade zufälligen Mangels, bezahlt, —

ein Umstand, der dem Käufer, wenn er den Markteinkauf durch Domestiken besorgen läßt, und dem Verkäufer, wenn er selbst nicht gegenwärtig seyn kann, leicht Nachtheil bringt. Durch sichere Markttaxen würde dem abgeholfen werden und das ganze Marktwesen aufhören ein Geschäft des Ungefährs und des Zufalls zu seyn. Der Verkäufer könnte schon im voraus, ohne sich zu trügen, seine Einnahme berechnen, und der Käufer seine Ausgabe, welches beiden von großem Nutzen wäre.

Ausser diesem Hauptmittel zur Herabstimmung der Preise der Lebensmittel würden nun unstreitig die herabgesetzten Preise des Eisens und Salzes viel beitragen, wie auch die Beschränkung der Verschiffung einheimischer Lebensmittel über dem Schiffsbedarf, und die Beschränkung der Branntweinsbrennereien bis zu einem gewissen und bestimmten Fuß.

Die Verhütung der Vorkäuferei wäre aber endlich, bei allen diesen glücklichen Ereignissen, dennoch eine Hauptbedingung; denn sie ist es, welche uns mit Hinterlist jeden Vortheil des Marktpreises aus den Händen reißt, indem sie wohlbedacht auf die Zeit unsers dringendsten Bedarfes rechnet, und dann mit der festesten

Unverschämtheit den höchsten Preis vorschreibt. Mit ihrem Verbot wäre es auch füglich, eine gewisse reizende Unbescheidenheit zu verpönnen, welche nicht selten den Verkäufer, der durch Bot über Bot übermüthig gemacht wird, zur übermäßigen Erhöhung seiner Preise aufmuntert, indem er, durch die scheinbar große Begehrlichkeit getäuscht, seinen Produkten einen übertriebenen Werth zuschreibt. Bei einer sichern und billigen Markttaxe würden indeß alle solche Vorfälle schwinden — wenn nämlich die Ueberschreitung der Markttaxe bei einer nachhaltigen Poen untersagt wäre. Zweckmäßig und leicht für die Ausführbarkeit empfiehlt sich dieses Mittel am meisten durch seine schleunige Hülfe und tritt dabei, nach den Grundsätzen der Billigkeit, weder dem Käufer noch dem Verkäufer zu nahe; sondern schlägt den gerechtesten Weg zu ihrem beiderseitigen Vortheil ein. Eine sichere Rechnung nach der Markttaxe brächte dann keinen Streit mehr, und was das Beste wäre — kein Defizit vom und zum Markte.

Freunde, Freundschaft, paradoxe Worte.

Ich hatte einst den schönen Traum von Freundschaft, von Anhänglichkeit und Treue echter Freunde; ich fühlte einen unbezwingbaren Drang zu Jedem, der sich mir mit den heiligsten Versicherungen dieser gepriesenen Seeligkeiten, und also der Vollkommenheit meiner Ideen von wahrer Freundschaft näherte. Ich hing mit ganzer Seele, mit vollem Vertrauen an Menschen, die sich meine Freunde nannten — aber ich ward getäuscht, hintergangen, schändlich betrogen. O! ich habe traurige Erfahrungen gemacht, traurige Menschen kennen lernen. Wem seine Ruhe lieb ist — sagt irgendwo ein berühmter Schriftsteller — der wäge sich ja nicht an die Menschen; sie werden ihm den letzten Funken Vertrauen an die Menschheit rauben. Liebe, Freundschaft, Treue und Glauben — alles, alles wandelt in ein Nichts zurück, und stellt bloß die Ruine des zerschmetterten Vertrauens dar. Traurige Perspektive! —

Ist es möglich, daß diese schöne Welt solche abscheuliche Ungeheuer tragen kann? —

Ist es möglich, daß gleißnerische Herzen und mit ihren Syrenenlockungen bis an den Abgrund führen, und dann selbst mit dämonischer Freude die verführerische Binde von den getäuschten Augen reißen können? Ist es möglich, daß selbst beste Herzen, durch innige Freundschaft in einem Gefühl verschmolzen, sich nach wenig Tagen oft einander nicht mehr kennen? — O der traurigen Menschen! Und doch nennt ihr euch noch Freunde? Heuchelt in Briefen und Reden, Gefühle und Zusicherungen, die in eurer kalten Brust nie existirten? Weinet wohl gar eine theatralische Thräne, um den unbefangenen Zuschauer damit zu täuschen? — Pfui der Menschen! !

Männer, die als Knaben einig in die Schule gingen, alle muthwilligen Spiele und Freuden der Kindheit theilten; die als Jünglinge den akademischen Hörsaal besuchten, alle Ergößungen Freiheitathmender Jugend vereint genossen — finden sich nach etlichen Jahren der Entfernung auf der Straße eines dritten Orts so kalt, so empfindungslos wieder, als hätte sie ein Erdbeben zusammengeworfen. Man rückt den Hut, erzwingt ein steifes Lächeln, affectirt einen zeitbestimmten Geschäftsdrang, nimmt mit ceremoniöser Gleichgültig-

keit Abschied und scheidet, als hätte jeder sich in der Person geirrt. Begegnen sie sich wieder, so erkünstelt der Eine oder der Andre eine zerstreute Gedankenlosigkeit, einen in sich gekehrten Tiefsinn, wandelt pfeilschnell mit verschränkten Armen, hängendem Kopfe, starr vor sich blickend, an ihm vorbei, um das Grüßen zu vermeiden; oder wenn er ja nicht mehr ausweichen kann, so bückt er sich mit der grimassirtesten Freundlichkeit bis zur Erde, streift eilfertig vorüber, und strebt, unter unaufhaltsamen Komplimenten einer lästigen Konversation, zu entschlüpfen.

Die spätern Freundschaften sind noch schlimmer. Eigennutz, Konvenienz, oder sonstige menschliche Triebe, schließen gemeinhin dergleichen Verbindungen. Da ist denn die ersten Tage ein beständiges Drängen und Treiben, eine Zusicherung von Gefühlen der Liebe und Freundschaft, die eine Ewigkeit verbürgen sollte. Eine Umarmung entnerot die andere, Küsse verschlingen Küsse, Beweise der uneigennützigsten Großmuth und reelsten Billigkeit reihen an neuen Beweisen sich; Winke und Gedanken des einen Freundes sucht der Andere zu errathen und giebt ihnen eine behagliche Deutung. Ein Moment der Trennung

ist für ihre Herzen eine Ewigkeit; jeder Genuß der Freuden dieser Erde ohne den Andern ist widerlich, jedes Glück ohne ihn unschmackhaft; sie beide sind sich Alles; keiner fühlt für sich selbst, nur für den Andern; die Ewigkeit hat ihren Schlangenkreis um die Existenz ihrer Freundschaft gezogen. Wer kennt glücklichere Wesen, als diese Beiden? ! —

Und doch! — wer sollte es glauben? — nur eine kurze Frist, nur ein vorübergehender Traum war der seelige Moment all dieser Herrlichkeiten! — Ein halbes Jahr vielleicht vergeht mit leisen Schritten; das Schicksal läßt in einer üblen Laune dem Einen eine trübe Wolke am Horizont seines Sternenhimmels vorüberziehen, sogleich weicht der Andre im Gewühl der Menge zurück, kennt weder Schwur noch Treue, und ach! — ein anderes Herz schlägt ruhig und kalt jetzt in seiner Brust. Versunken ist das schöne Denkmal der Freundschaft, eingesetzt der Egoism in seine Rechte, Vergessenheit behauptet ihren schwarzen Thron. — Dies ist, wenigstens bei den meisten Menschen, der Fall.

Unter literarischen Freunden, die durch gemeinschaftliches Bemühen für Aufklärung

und Verbreitung wissenschaftlicher Kultur sich einige Celebrität erwerben sollten, sind entstandene Mißhelligkeiten noch trauriger. Wer kennt nicht die Schandsäulen, womit sie sich vor den Augen eines ganzen Publikums öffentlich brandmarken! — Nichts ist ihnen zu heilig, diesen gekränkten Schwächlingen, was sie nicht mit Füßen zu treten, keine Prostitution zu groß, die sie nicht ihrem beleidigt geglaubten Götzen aufzuopfern bemühet wären. Und was bewirken sie dadurch? — Das Publikum lacht über sie und verachtet zugleich die blinden, leidenschaftlichen Schwärzer.

Lessing, Klopstock, Mendelssohn, Jakobi, Wieland und mehrere berühmte Männer wurden wohl auch öfters in Meinungen gelehrter Gegenstände uneins mit ihren Freunden; aber nie wichen sie von den Grenzen des Anständigen und Sittlichen. Man lese nur des Erstern Fragmente des wolfenbüttelschen Ungenannten; welcher Anstand herrscht in ihnen, welches Reichthum von Gelehrsamkeit, welcher ein Schatz von unwiderlegbaren Beweisen liegt nicht darinnen! Schiller und Göthe wurden in unsern Tagen auf mancherlei Art geneckt, dem Letztern warf man sogar vor; er verstehe kein

Deutsch!!! Und was thaten diese Männer? — Sie schwiegen und hatten das besser-
gesinnte Publikum auf ihrer Seite. — So
ehrt das Urtheil der Nation den Ruf verdien-
ter Männer, und unschädlich prallen alle
Pfeile der Scheelsucht und des Neides von ih-
nen ab.

Im Handel und Wandel kann es gar keine
echte Freunde geben, und giebt es ja noch
welche, nun so sind es seltene und sehr ehr-
würdige Ausnahmen. Alle Gefühle sind durch
Länge der Zeit in diesem Stande zur Speku-
lation geworden; Berechnung der mehr oder
weniger Prozente versperren der himmlischen
Tochter Freundschaft den Weg zur gold-
denen Behausung des immer sich drehenden
und wendenden Merkurs, und nur mit Pe-
ru's Staub und Indiens Schätzen beladen,
findet man den Weg zum freundlichen Hos-
pitiu des spekulirenden Millionärs.

Die Gewaltigen dieser Erde kennen schon,
vermöge ihrer Hoheit, die süßen Bande in-
niger Freundschaft nicht. Lessings Fürst in
Emilia Galotti behauptet: "Fürsten haben
keinen Freund, können keine Freunde ha-
ben!" — Und warum? — versetzt Marinelli —

weil sie keinen Freund haben wollen. Die Geschichte liefert uns zwar hie und da das Bild fürstlicher Freunde, aber sie legt uns auch Grausamkeiten vor, bei denen die Menschheit schaudert. Fürsten, die man erwürgt, Söhne des Königs, denen man die Augen aussticht. Brüder, die ihre Brüder vergiften, Oheime, die ihre Neffen hinrichten. Gekrönte Freunde, die meuchelmorden, würgen, niedermeßeln, vergiften, verrathen, Länder wegnehmen, usurpiren, sengen, brennen, verheeren u. s. w. Dies ist nicht übertrieben, sondern buchstäblich wahr.

Ach! wo seyd ihr zu finden, seltene Menschen? Ihr, denen Freundschaft, Treue, Anhänglichkeit und Liebe keine leere Wortspiele sind? — Nur in stillen friedlichen Hütten haben unverdorbene Gefühle ihren Tempel erbaut. Dort, wo Ehrgeiz, Geldsucht, Neid und Grausamkeit, die einzigen Triebkräfte der Menschen, noch immer nicht ihre goldnen Netze um das unbefangene Herz des Friedlichen hergestrickt haben. Dort, wo Händedruck, Blick und freundliches Schweigen mehr sagen als Schwur und Worte. Ja! nur dort wohnen echte Freunde! — Ach! wer auch nur Eine Seele sein nennt auf dem Er-

denrund — rufe ich mit Schiller — wenn der große Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu seyn — wie überglücklich ist der! — Und wer's, so wie ich, nie gekonnt, der stehle weinend sich mit mir aus diesem Bund!

X.

Briefauszüge.

St. Petersburg d. 18. März 1806.

Noch ist in Ansehung des neuen Theaterarrangements der Deutschen nichts verfügt. Herr von Narischkin ist noch immer in Moskau, um den Bau des dortigen neuen russischen Theaters zu organisiren. Wie man sagt, dürften die Herren Hunnius und Haltenhof von dort wieder zurückkommen. Das wären respectable Akquisitionen! — Die vorläufige Verwaltung des deutschen Theaters ist dem Fürsten Schahowskoy übertragen; da dieser der deutschen Sprache nicht mächtig ist, so hat man, bis zur Zurückkunft des Herrn von Narischkin, den ehemaligen Direktor Herrn Arresto als Regisseur beibehalten, der aber

ohne den Befehl des Fürsten nichts unternemen darf. Herrn Miré ist die Wahl überlassen, entweder einen lebenslänglichen Gehalt von 3000 Rubeln mit der Charge eines Unterdirektors beim deutschen Theater anzunehmen, oder die ihm laut Kontrakt in drei Jahren zukommenden 14,700 Rubel zu verlangen. Wie es heißt, so hat Herr Miré um das Letztere angehalten, er will damit nach Deutschland ziehen und sich gänzlich in Ruhe begeben. — Gespielt wird nach den Fasten wahrscheinlich die ersten acht Tage im großen steinernen Theater; dann im kleinen: denn italienische Opern werden wohl fürs erste nicht gegeben, da der erste brave Tenorist Pasqua vor kurzem nach einer viertägigen Krankheit gestorben ist.

Dies ist Alles, was ich Ihnen vor der Hand melden kann. Meine nächsten Nachrichten, hoffe ich, werden etwas frugaler seyn.

Reval d. 16. März 1806.

— — Aufrichtig muß ich es Ihnen bekennen, daß ich selten an einem Orte mehr Vergnügen gefunden habe, als hier. Das

sittliche, feine Betragen der Einwohner, ihre zuvorkommende Bemühung, den Aufenthalt einem Fremden angenehm zu machen, wären schon Reizungen genug, sich hier zu verweilen. Wie weit angenehmer als dies ist es aber, wenn man zugleich Männer findet, die, neben ihren Berufsgeschäften, sich um Wissenschaften bekümmern, und Geschmack und feine Kenntnisse besitzen. Ich könnte Ihnen einige solcher Männer nennen, müßte ich nicht befürchten, ihre Delikatesse zu beleidigen.

Es existirt ein stehendes Theater unter der Komittät einer eigenen Gesellschaft, die die Kosten über sich genommen hat und alle Ausfälle der Theaterkasse deckt. Die meisten Mitglieder sind in ihren Fächern routinirte Leute, die wohl so leicht keine Rolle verderben, wenn auch gleich gerade kein großes exzellirendes Subjekt unter ihnen hervorleuchtet. Ich habe das Vergnügen gehabt, während meines Aufenthalts einen Herrn Lindenstein und Frau vom Petersburger Hoftheater hier einige Gastrollen spielen zu sehen, die beide (er in komischen und sie in unschuldigen, naiven Rollen) sehr brav sind, und deren wohldurchdachten Spiele ich einige vergnügte Abende verdanke. Auch der Auführung von Hand'ns Schö-

pfung wohnte ich hier bei, und soviel ich als Laye zu beurtheilen vermag, war sie ganz untadelhaft. Von den Sängern brauche ich Ihnen nur Herrn Zeibig zu nennen, der Ihnen als ein sehr guter Tenorist bekannt seyn wird. Das Orchester war stark und zum Theil mit Personen vom ersten Range besetzt, die sich als echte Dilletanten um die Wette beeiferten, den Beifall der Zuhörer zu verdienen.

Liebau den 18. März 1806.

— — Ich habe Ihnen zwar bei meiner Abreise Etwas für Ihr Archiv versprochen, doch dieses Etwas empfangen Sie heute nicht. Indessen kann ich's doch nicht über's Herz bringen, da ich mit Ihnen einmal mich unterhalte, von dem hiesigen Theater ganz zu schweigen. Ein gewisser Köppi aus Memel treibt hier sein theatralisches Wesen, und wahrlich es verlohnt sich nicht, etwas von diesem Häuflein zu erwähnen. Nach den Vorstellungen zu schließen, die ich hier sah, (es waren Hyronimus Knicker und die beiden Antons) sind die guten Menschen sehr mittelmäßig. Eine Sängerin, Madam

Eckarius, und ihr Mann sind bereits seit vierzehn Tagen abgegangen. Ich hörte sie in einem Konzerte; sie singt niedlich aber schwach, ist dabei musikalisch, wie es scheint. Ein gewisser Bred e ließ sich in dem nämlichen Konzerte hören, aber dieser Mensch mag wohl wenig Begriffe von Musik haben, denn alle Augenblicke fiel er im Takte zu früh oder zu spät ein. Der brave Bassfänger Herr Hübsch, den unsre Rigaer volle Gerechtigkeit wiederfahren ließen, wird im Knicker den Tobias Filz singen und spielen, und außerdem noch ein Konzert im Theater geben. Ganz Libau freut sich auf diesen Genuß!

Moskau den 12. März 1806.

— — Der nordische Merkur des Probsts Heydecke ist hier von der Kayserl. Censur gänzlich verboten worden, indem, wie man sagt, einige Aufsätze etwas mehr als freimüthig, ja beleidigend für gewisse noch lebende Individuen gewesen seyn sollen. Inzwischen mangelt es hier nicht an einheimischen Journalen von russischen Schriftstellern; nur kein Deutscher hat es noch dem berühmten Johann Richter nachgewagt, eine deutsche Zeitschrift

herauszugeben. Ihr Archiv wird hier stark und gern gelesen, außerdem sind der Freimüthige und die elegante Zeitung an der Tagesordnung. Wissenschaftliche Kultur wird hier allgemein getrieben und befördert und hat seine Beschützer und Anhänger.

Der Oberkammerherr Sr. Majestät des Kaisers, Herr von Narischkin, ist hier, um eine wohlgeordnete und zweckmäßigere Einrichtung bei unserm russischen Theater zu treffen, da diesen Sommer der Anfang mit dem Bau des neuen Theaters gemacht werden soll. Unser huldreicher Monarch soll, wie man sagt, 100,000 Rubel dazu angewiesen, und außerdem der hiesige reiche Adel eine gleiche Summe unter sich zu diesem Behuf zusammen gebracht haben.

Vom deutschen Theater kann ich Ihnen nichts sagen, als daß Herr Steinsberg vor einigen Wochen nach einem kurzen Krankenlager gestorben ist, und wahrscheinlich mehrere Mitglieder zum deutschen Hoftheater nach St. Petersburg engagirt werden.

Riga den 25. März 1806.

Die Aufführung der herrlichen Messe No. 2. von Hayd'n und des nicht minder schönen Hallelujas von Kunzen verdient in diesen Blättern mit gebührender Auszeichnung erwähnt zu werden. Beide Stücke wurden am 24sten März zum Besten der Unterstützungskasse für mittellose Musiker und deren Wittwen und Waisen, auf dem Schwarzenhäupter = Saale mit allgemeinen Beifall exekutirt. Dilletanten und Musiker von Profession, alle wetteiferten, dem musikliebenden Publikum einen genußreichen Abend durch eine pünktliche Ausführung dieser Meisterwerke zu verschaffen. Auch ist es gewiß eine löbliche Einrichtung, nach dem Muster mehrerer großen Städte, aus den jährlich zu gebenden Konzerten einen Unterstützungsfond denen zu verschaffen, welche (wie die Ankündigung sagt) ihr ganzes Leben dem in sich selbst schönen, aber von außen her nur selten belohnten Geschäfte widmen, durch die reizendste der Künste gefühlvollen Seelen Genuß zu gewähren.

Der Eisgang der Düna.

(Für auswärtige Leser.)

Daß die Eisgänge der Düna, besonders um und bei Riga, zuweilen fürchterliche Verwüstungen anrichten, dazu tragen unleugbar die in diesem Fluß sich befindlichen vielen Sandbänke und Untiefen vieles bei. *) Obgleich die Breite der Düna bei Riga über neunhundert Schritte beträgt, und also Raum genug vorhanden wäre, wo sich das Eis bei eintretendem Strom extendiren und somit ruhig seinen Lauf, bis zum Ausfluß derselben in den rigischen Meerbusen, fortsetzen könnte; so geschieht es fast immer, daß sich ungeheure Eismassen zwischen den Sandbänken aufthürmen, den Lauf der Düna hemmen, und so den Bewohnern seiner beiden Ufern unsäglichen Schaden zufügen.

Voriges Jahr war der Eisgang kaum bemerkbar; auch die letzten Tage des Märzmo-

*) Im Jahre 1771. betrug der durch die Ueberschwemmung verursachte Schaden über 200,000 Albertsthaler.

natz dieses Jahres, beim ruhigen, warmen Wetter, versprach man sich einen ähnlichen geräuschlosen Abzug, da noch überdem das Eis dießseits der Stadt unter den Stadtwällen schon am 27. März theils wegschmolz, theils ruhig wegschwamm. Allein gegen den 29. fing das Wasser zusehends an zu wachsen, und am 30. früh um 6 Uhr verkündete das gewöhnliche Signal, ein Kanonenschuß von den Wällen, den Eisgang der Düna. Ich springe eilig aus dem Bette, an's Fenster, (ich wohne nämlich am Walle, und folglich habe ich den ganzen Fluß vor meinen Augen) und sehe wirklich das Eis im vollen Gange, aber — auch fünf Menschen noch auf der schon wankenden Eisdecke wandeln. Drei davon, die dem Ufer am nächsten waren, liefen als ob es hinter ihnen brennte; zwei fielen zusammen, und ich glaubte schon wirklich, daß sie zwischen dem Eise untergegangen wären, als sie, von ihrem ersten Schrecken sich erholend, sich aufrafften und noch glücklich das Ufer erreichten. Eine Minute später — verschlang sie das Eis, und sie waren ohne Rettung verloren.

Man hat auswärts keine Idee davon, mit welcher Gleichgültigkeit hier Menschen ihr Leben, oft um einer geringen Kleinigkeit willen,

wagen, und die schon halb zerfressene, mit Wasser bedeckte und von allen Seiten durchlöcherichte Eisdecke der Duna so ruhig passiren, als gälte es einem Spaziergang. Da, wo manchmal schon offenes Wasser ist und Bote fahren, wandeln drei Schritte davon auf dem morschen Eise dreißig, vierzig Menschen, öfters mit großen Lasten bepackt, oder bringen Wagen, Droschken, Schlitten und Pferde an das gegenseitige Ufer. Fällt hier oder da einmal einer hinein, so ist zwar Hülfe nicht fern und er wird meistens gerettet; allein selbst beim wirklichen Verunglücken eines Menschen (und dieser Fall ist nicht selten) läßt sich der dumme Pöbel dem ungeachtet nicht abhalten, denselben Weg und dieselbe gefahrvolle Stelle, trotz alles Erinnerens, zu passiren, und sollte er auch nur für einen Ferding Tobak benöthiget seyn. *) Die Gefahr und das Beispiel schrecken ihn nicht ab; nicht einmal der Stock des wachsamem Polizeisoldaten vermag etwas über ihn.

Nach dieser kleinen Digression komme ich wieder auf den Eisgang. Bis gegen 11 Uhr

*) Dies ist hier zu Lande fast zum Sprüchwort geworden.

des Morgens überstieg das Wasser das ganze Bollwerk, führte große Eisstücke hart an den Stadtwällen vorbei, und überschwemmte sämtliche Buden an der Schaal- und Sünderpforte. Allein schon Nachmittags gegen 2 Uhr blieb das Eis mit einmal stehn, da unterwärts Magnusholm und der Bolderaa die Decke noch nicht gebrochen war, und folglich die ungeheuren Eismassen sich daselbst fest gesetzt hatten. Den 31. März, gegen 10 Uhr des Morgens, erhob es sich oberwärts von neuem, drängte seine verheerenden, kolossalischen Trümmer gegen die Stadtwälle, zerschmetterte an der Schaal- und Sünderpforte mehrere Buden und das Zollhaus, und machte, nach Verlauf einer halben Stunde, aufs neue Halt.

Traurig und niederschlagend sieht jeder dem neuen Aufbruch entgegen, da wahrscheinlicher Weise, bei den aufgethürmten Bergen von Eismassen, die armen Bewohner von Hasenholm viel leiden werden, indem sie gänzlich von aller Kommunikation abgeschnitten, und der Zerstörung am meisten ausgesetzt sind. Auch für Begesacksholm und überhaupt für die Gegenden am Weidendamm fürchtet man sehr, daß sie stark ins Gedränge kommen möchten, wenn wirklich wie man sagt, an der Stelle, wo das Eis

vor mehreren Jahren durchgebrochen, das Wasser schon eine große Oeffnung gemacht haben sollte.

In dieser traurigen Lage befindet sich bis heute, den 3. April, der Eisgang unsrer Düna noch immer, und wahrscheinlicher Weise kann der den 31. März und 1. April eingetretene Frost von 8 bis 10 Graden, selbst etwas zu diesem Stocken beigetragen haben. Alle Kommunikation ist bis jetzt gehemmt, wohin man sieht, zeigen sich dem Blick aufgethürmte, riesenförmige Wände von Eisstücken, und überschwemmte Gegenden, die den Menschenfreund bis zur Wehmuth herabstimmen.

Inzwischen hat unser Eisgang, seine Bewüstungen abgerechnet, auch manches Unterhaltende. Fast jedes Jahr werden ansehnliche Betten gewonnen und verloren, und dies reizt die interessirenden Theile, fleißig nach den Fortschritten des Eises sich täglich zu erkundigen. Dieser freut sich, wenn, nur noch einige Tage vom Ziele seiner Wette entfernt, das Eis noch immer Konsistenz und er folglich zu gewinnen Hoffnung hat; jener verläßt traurig und muthlos das Bollwerk, wenn die wärmende Sonnenhitze zugleich mit dem Eise seine

schönen Dukaten zerschmilzt. Die ansehnlichsten diesjährigen Wetten gingen meistens dahin: daß das Eis bis zum ersten April stehen würde. — Die Gewinner mögen sich freuen; denn manches Sümchen mag verloren gegangen seyn.

Für Auswärtige merken wir übrigens noch an, daß gewöhnlich unsre Düna in der Mitte oder Ausgangs Novembers, manchmal auch erst im Dezember, zufriert, und im Ausgange März oder im Anfange des Aprils wieder aufgeht. Die Bäume um Riga blühen gewöhnlich im April, manchmal auch erst im May, weil unter dem $56^{\circ} 18'$ nördlicher Breite, worunter Riga liegt, das Klima so verschiedenartig, und manchmal so unfreundlich ist.

N a c h s c h r i f t.

So eben, Nachmittags um 1 Uhr, verkündigte ein neuer Kanonenschuß den abermaligen Ausbruch des Eises; und — Gott sei Dank! — ohne irgend einen merklichen Schaden setzte es diesmal seinen Lauf ungehindert fort. Mochten doch die fernern Berichte aus den obern und untern Gegenden eben so beruhigend seyn.

XII.

A n e k d o t e n.

Als der Herzog von Gloucester auf seiner Reise durch Italien, im Jahre 1772 nach Livorno kam, gab ihm der damalige russische Admiral, Graf Orlof, allda folgende Fete. Er ließ ein völlig ausgerüstetes Kriegsschiff in einiger Entfernung vom Hafen anzünden, und vor den Augen des Prinzen in die Luft fliegen, um selben das Schauspiel von der Verbrennung der türkischen Flotte bei Tschesme zu geben. Der berühmte Mahler Tischbein mußte diese Szene in eine Zeichnung bringen, die der Graf für die kaiserl. Gallerie mit nach Petersburg nahm.

In R wurde ein Findelhaus von den freiwilligen Beiträgen der dortigen reichen Einwohner errichtet. Ein bekannter Anhänger und Freund des schönen Geschlechts, der neben seiner theuren Ehehälfte auch fremder Leute Kinder nicht verschmähte, und von dem man wußte, daß manches Kindlein der Stadt seiner Physiognomie völlig entsprach, sandte an die Vorsteher des Instituts hundert Dukaten unter seines Namens Unterschrift mit folgenden Zeilen: für mich und meine Kinder.

Nordisches Archiv.

Monat May

1806.

I.

Etwas über die Leibeigenschaft in Rußland.

(Ein Bruchstück. *)

Der Bauer hat keinen Antheil an dem Lande, das er bearbeitet. Grund und Boden, so wie der Bauer selbst, gehören entweder zum Eigenthum der Krone oder des Adels; vordem auch der Geistlichkeit, die dafür mit baaren

6

*) Aus einer Handschrift des verstorbenen Staatsraths und Ritters von Stählin.

Einkünften oder Besoldungen versorgt ist. Eine besondere Art von Leibeigenen sind diejenigen, die man ehemals Kolopoi nannte, das Haus- und Hofgesinde eines Eigenthums herrn, Leute, die man nicht wie die Bauern glebae adscripti nennen kann, weil sie zum Landbau nicht gebraucht werden.

In einem Aufstande der Strelizen, der beim Antritt der Regierung Peters des Großen den Thron erschütterte, zerstörten die Aufrührer diejenige Kanzelley, wo damals die Kolopoi mit ihren Pflichten und Verbindlichkeiten eingeschrieben waren; sie hofften, daß diese, wenn ihre Verbindungen zernichtet wären, sich zu ihren Befreiern gesellen und mit denenselben gemeinschaftliche Sache gegen den Adel zu machen, keinen Augenblick anstehen würden. Das Gegentheil erfolgte. Die Kolopoi blieben in ihrer Herren Dienste, hatten auch alle Ursache zu bleiben, weil sie so leicht den Unterhalt, den sie von ihren Herren hatten, auf eine andere Weise nicht würden gefunden haben.

Es waren aber diese Kolopoi nach ihren Ursprunge Leute, die einer vom Adel von dem andern gekauft hatte, die ihm in Kriege als

Gefangene zu Theil worden waren, die sich freiwillig entweder auf gewisse Jahre ihm zu dienen verpflichtet, oder sich auf Zeitlebens, oder mit ihren Nachkommen erblich verschrieben hatten. Aus diesen machte der Herr seine Haus- und Hofbedienten nach ihren verschiedenen Fähigkeiten. Er setzte sie zu Verwaltern über seine Dörfer; er versah mit ihnen alle seine Hausbedienungen; er ließ sie in mancherlei Künsten und Handwerken unterrichten, um bestomehr Dienste von ihnen zu haben; er suchte Unverheirathete zu paaren, und wenn ein Freier eine Leibeigene heirathete, so wurde er dadurch dem Herrn, dem die Frau gehörte, Leibeigen. In der Zahl der Kolopoi bestand die Pracht des Adels.

Durch einen Mißbrauch geschah es, daß zuweilen Arme von Adel sich ihres eigenen Vortheils wegen bei Vornehmen als Kolopoi in Dienste begaben, weil sie dadurch von denen der Krone zu leistenden Kriegsdiensten des Adels frei wurden, welches aber in der Uloschenie des Zaren Alexei Michailowitsch verboten worden. Wie manche Kriegsgefangene mögen nicht polnische Edelleute gewesen seyn. — Man sieht oft unter herrschaftlichen Bedienten solche, die einer

adelichen Abstammung würdig scheinen, die vielleicht von jenen noch späte Nachkömmlinge sind. Wie der Zar im Großen, so hatte ein russischer Fürst seinen Hof im Kleinen. Auch alle vom Adel nannten sich in ihren Unterschriften gegen den Zaren Kolopoi, an dessen Statt Peter der Große den Gebrauch des Wortes Unterthan eingeführt hat.

Mit den Bauern in Rußland hat es eine andere Beschaffenheit. In vielen europäischen Reichen lebte der gemeine Mann in Knechtschaft, als der Bauer in Rußland frei war. In jenen war die Knechtschaft längst aufgehoben, als sie hier nicht aus Zwang, sondern wie es scheint, um besserer Ordnung willen, Wurzel faßte.

Zur Zeit der Regierung des Zaren Iwan Wassiliewitsch waren die Bauern noch an keine gewisse Herren und deren Ländereien gebunden. Da war kein Unterschied unter Kron- und adelichen Bauern; oder eigentlich zu reden, es waren keine adelichen Bauern, nach derjenigen Bedeutung, die wir jetzt mit diesem Worte verbinden. Deswegen aber litte der Adel an Bearbeitung seiner Aecker keinen Mangel. Rußland hat zu allen Zeiten an Kornbau und dem,

was damit verknüpft ist, einen Ueberfluß gehabt; unglückliche Schicksale und Landplagen kommen hier nicht in Betrachtung. Der Bauer hatte kein eigen Land. Bloss der Adel, oder derjenige, dem es der Zar schenkte, war berechtigt, Land zu besitzen. Wollte der Bauer sich ehrlich ernähren, so mußte er von dem Eigenthümer das Land gleichsam in Pacht nehmen. Er bearbeitete die herrschaftlichen Aecker auf gewisse Zeit, auf gewisse Bedingungen. Gemeinlich bekam der Bauer die fünfte oder die zehnte Garbe für seine Arbeit; die übrige Erndte gehörte dem Eigenthümer des Landes. Andere Abgaben von Holz, Heu, der Jagd u. s. w. werden vermuthlich auf gleicher Weise mit beiderseitiger Bewilligung, je nach Beschaffenheit der Umstände, festgesetzt worden seyn. Nach verfloßenem Termine konnte ein jeder Theil dem andern aufkündigen. Der Herr entließ den Bauer, der den Landbau versäumte, und der Bauer konnte, nachdem er den Herrn völlig befriedigt hatte, zu einem andern Herrn übergehen. Auf eben die Weise ist es noch zu unsern Zeiten in Klein-Rußland gebräuchlich. Wenn diese Freiheit nicht gewesen wäre, wie hätte das große Permien durch die Stroganows, ohne daß darüber Klagen entstanden sind, bevölkert

werden können? Wie viel Zeit würde nicht verstrichen seyn, bis Sibirien nur eine nothdürftige Anzahl russischer Einwohner bekommen hätte, die bei jener allgemeinen Freiheit sich häufig anboten und ohne jemand's Nachtheil dahin versetzt wurden?

Man sieht leicht, daß bei dieser Verfassung gewisse Unbequemlichkeiten und Mißbräuche haben entstehen können, die sowohl die hohe Krone als die Eigenthümer adlicher Ländereien betreffen und die freie Verhaufung der Bauern aufzuheben veranlasset haben. Die Krone hat von jedem Unterthan ihre Abgaben zu fordern, welche desto schwerer zu erheben sind, je veränderlicher der Aufenthalt derer ist, die solche erlegen sollen. Persönliche Abgaben waren damals nicht. Der Adel bezahlte von seinen Ländereien, der Landmann von seinem Hause. Die Schwierigkeiten, die aus der öfteren Verhaufung der Bauern und aus der uneingeschränkten Verhaufung bis in die entferntesten Gegenden des Reichs haben entstehen müssen, sind sichtbar. Andererseits möchte mancher Edelmann dem andern seine Bauern abspenstig gemacht und unter größeren Versprechungen zu ihm überzugehen bewogen haben, welches zu vielen Klagen Anlaß gegeben haben kann.

Solchen Uebeln abzuhelfen, verbot der Zar Feodor Iwanowitsch, alles Umherziehen der Bauern im Jahr 1595 auf Anrathen seines ersten Ministers, des nachmaligen Zaren Boris Godunow, und wiederholte dieses Verbot im Jahr 1597, doch vielleicht nicht in der Absicht, daß dadurch die Bauern in Ansehung der Eigenthümer des Landes, das sie baueten, in eine Leibeigenschaft gerathen sollten. Eine so neue Sache würde wohl durch ausdrückliche Befehle verordnet und bestätigt worden seyn.

Boris bestieg den väterlichen Thron und ertheilte im Jahr 1601 den Bauern ihre vorige Freiheit. Es kann seyn, daß seine Gründe nicht so patriotisch als politisch gewesen sind. — Man glaubt, was er als Bojar abgeschafft hatte, das hätte er nicht als Zar wieder einführen sollen. Es erfolgte auch mit dem Ende seiner Regierung eine obwohl nicht gänzliche Veränderung.

Der Zar Basilie Iwanowitsch Schuischoi wollte im Jahr 1607 die Mittelstraße halten. Er gab ein Gesetz, das sowohl dem Adel als den Bauern vortheilhaft seyn und allen Unordnungen und Klagen zuvorkom-

men sollte. Ein in dieser Sache kundiger Mann, der Geheimerath Tatischtschew, hatte davon günstig geurtheilt. Die neue Verordnung konnte aber wegen der Unruhen, die das Reich drückten, nicht zur Ausübung gebracht werden.

Nach solchen Abwechslungen gab endlich der Zar Michaila Feodorowitsch den Ausschlag, und indem er nun im Jahr 1626 eine Revision aller, so wohl Kron- als adlicher Ländereien über ganz Rußland ergehen ließ, so verordnete dieser Monarch, daß hinführo kein Bauer das Land, wo er dazumal ansäßig war, verlassen sollte. Man hat wegen Mangel von Urkunden und Beweisen einige Ursache zu bezweifeln, ob es auch damals auf eine eigentliche Leibeigenschaft und auf unbestimmte Abgaben der Bauern an die Besitzer der Ländereien abgesehen gewesen. Sie folgte aber daraus, denn es läßt sich keine andere Zeit noch Gelegenheit angeben als diese, da die Leibeigenschaft in Rußland ihren Anfang genommen habe. Doch kann es auch seyn, daß jene Verordnung damals nur zu der Leibeigenschaft den Grund gelegt hat, worauf nachgehends weiter und weiter gebauet worden. Zum wenigsten scheint dieses nicht dar-

aus zu fließen, daß der Gutsherr den Bauern von dem Lande, das er bewohnet, das er als sein liebes Vaterland betrachtet, wo er des Umgangs seiner Verwandten genießet, auf ein anderes, weitentlegenes, ihm vielleicht nicht so gesundes, um es urbar zu machen, ohne seine Bewilligung versehen könne; noch weniger, daß er den Bauern ohne Land zu verkaufen, wie noch einige behaupten, das Recht habe. Ob Gesetze vorhanden sind, die die Abgaben der Bauern an den Gutsherrn auf etwas Gewisses festsetzen, oder der Willkühr des Gutsherrn überlassen: dieses ist noch zu untersuchen.

Als Peter der Große die Kopfsteuer einführte, so wurden auch die Haus- und Hofbediente des Adels (Kolopoi) mit unter diese Kopfsteuer begriffen, welches sie zwar ihren Herren nicht verbindlicher machte, als sie schon vorher waren, wodurch sie aber mit den Bauern, vor welchen sie bis dahin einen großen Vorzug gehabt hatten, beinahe in eine Klasse gesetzt wurden. Seit der Zeit hat die Benennung von Kolopoi in Schriften und auch in gemeinen Reden aufgehört, es sey denn, daß man jemand an seine Herkunft erinnern wollte. Es ist dafür der Name Kre-

postnoje eingeführt worden, der sich nicht weniger für die Bauern-schicket.

Rußland behauptet mit Recht den Ruhm, daß die Leibeigenschaft in diesem Reiche weit erträglicher und ungezwungener ist als in Polen und in andern Staaten, wo dieselbe noch statt findet; insonderheit nicht so drückend als in Lief=Est= und Kurland. Eine Vergleichung würde lehrreich seyn, aber mich zu weit führen. Unzählige Bauern werden von den Amtleuten jahrweise mit Pässen versehen und können, so lange sie wollen, in den Städten ihr Gewerbe treiben, wenn sie die ihnen auferlegten Abgaben, die nach eines jeden Vermögen eingerichtet sind, zur bestimmten Zeit abtragen. Darunter sind auch reiche Leute, die unter bürgerlichem Namen Handlung treiben. Kein billiggesinnter Gutsherr wird auf das erworbene Vermögen seines Leibeigenen, auch nach desselben Tode, zum Nachtheil der Erben Anspruch machen. Herrschaftliche Landbauern werden in Unglücksfällen von billigen und vorsichtigen Herren immer unterstützt. Die Kronbauern, worunter auch die ehemaligen bischöflichen und Klosterbauern gehören, die jetzt die Dekonomischen genannt werden, sind kaum als Leibeigne anzusehen. Sie besitzen

ihre Land, als ob es ihnen eigen wäre. Ihre Abgaben an die hohe Krone sind so mäßig, als sie immer seyn können. Diejenigen, die in den Städten Gewerbe treiben wollen, bekommen dazu, von den ihnen vorgesezten Amtleuten, leicht die Erlaubniß.

Man kann es keiner andern Ursache als der Liebe, paradoxe Sätze zu behaupten, zuschreiben, wenn ein Linguet nicht nur in seinem Vaterlande damals, sondern selbst in dem Lande der Freiheit, in England, der Knechtschaft das Wort redet. Er scheint doch wohl einzusehen, daß eine allgemeine Leibeigenschaft, da wo sie abgeschafft ist, herzustellen, weder rathsam noch möglich seyn würde, und läßt sich daher über diesen Punkt nicht ein. Er widerlegt auch die Gründe nicht, mit welchen andere behaupten, daß es in einem Lande, wo die Leibeigenschaft noch statt findet, ja selbst dem Gutsherrn, vortheilhaft sey, dieselbe abzuschaffen. Er schränkt sich darauf ein, daß er die persönliche Sklaverey vertheidigt, die sich doch, nach seinen eigenen Voraussetzungen, nicht auf große Haufen der Menschen erstrecken kann. Man verstattet diese billig in Staaten, wo es die Gesetze erlauben, denen, die es ihren Umständen zu-

träglich finden. Ein Kriegsheld wird seinen Gefangenen gern zum Andenken und Beweise seiner Verdienste beibehalten. Wer einen schönen Neger an den Küsten von Congo oder in Jamaika theuer gekauft hat, behält billig das Recht, ihn in einem europäischen Reiche zur Zierde seines Hauses, wie einen schönen ausländischen Vogel, zu ernähren. Einzelne Sklavereien haben in das Beste des Staats keinen Einfluß. Es können aber die rednerischen Vorstellungen des Herrn Linguet auch unrecht verstanden und angewandt werden. Ein Vertheidiger der allgemeinen Leibeigenschaft kann glauben, etwas darinnen zu finden, was seine Meinung zu bekräftigen dienen soll. Das wird aber den wahren Menschenfreund nicht abhalten, noch immer die Rechte der Menschheit, das Wohl des Staats und den Nutzen aller Glieder, durch seinen Rath, daß die Leibeigenschaft abzuschaffen sey, und durch einen Beweis, daß die Abschaffung, selbst den Besitzern adelicher Güther zum Vortheil gereichen werde, zu vertheidigen.

Hierher schickte sich noch eine vortrefliche Stelle aus eines bewährten Schriftstellers Betrachtungen über die nordischen und insonderheit polnischen Angele-

genheiten. Er beschreibt ein von seinem Besitzer, was die Bauern betrifft, frei erklärtes, aber in desselben Eigenthum gebliebenes, und durch die Freilassung der Bauern sehr verbessertes und an seinen Einkünften vermehrtes Landgut mit folgenden Worten:

„Die natürliche Folge der Sklaverey ist, daß sie den Menschen unempfindlich und träge macht. Man ist nur alsdann thätig und fleißig, wenn man einen Vortheil dabey sieht, es zu seyn.

Die Unterthanen des Grafen Zamoiski, welche an die Knechtschaft gewöhnt waren, konnten frey seyn und doch den Widerwillen gegen die Arbeit beybehalten, der ihnen unter ihren Fesseln anhing. Der Graf, um sie arbeitsam zu machen, indem er sie frey machte, ließ einen für des andern Fleiß haften. Dieses hatte seinen großen Nutzen. Die sämtlichen befreuten Bauern eines Dorfes wurden einer des andern Aufseher, alle hatten ein gleiches Interesse zu verhindern, daß die Bällerei und Trägheit nicht bei ihnen einschleichen konnten. Da ein jeder fürchtete, für den Unfleißigen bezahlen zu müssen, so bot er alles auf, durch sein Beispiel ihn zum Fleiß aufzu

muntern, und wenn es sich befand, daß einer aus der Gemeine sich von seinen Fehlern nicht bessern wollte, so zwang man ihn davon zu gehen und seinen Platz und sein Land einem Fremden einzuräumen, der tugendhafter als er war; allein man nahm keinen auf, ohne sich vorher genau nach seinem Gemüthscharakter seiner Haushaltung und seinen Sitten zu erkundigen. Ein jeder Bauer erhielt so viel Land zum Eigenthum, als er anbauen konnte, und bezahlte dafür seinem Grundherrschaft nichts weiter, als einen jährlichen Zins, der nach dem Werth des Landes, was er besaß, ausgerechnet war. Dieses war aber dem Grafen Zamoiski noch nicht hinlänglich, er wollte auch den Kunstfleiß seiner Unterthanen anspornen. Er setzte zu dem Ende jährliche Preise von Silber aus, die den Bauern vertheilt wurden, welche die feinste Leinwand u. s. w. fabricirt hatten, oder den Bäuerinnen, die das sauberste Garn gesponnen, oder andere nützliche Arbeiten verfertiget hatten. Das Fest des heiligen Josephs war zu der Austheilung dieser Preise bestimmt.

An diesem Tage brachten die Männer und Weiber, so an diese Preise Anspruch machten, die Muster von ihren Arbeiten, und dem, der

es am besten getroffen, ward der Preis zuge-
 theilt; zugleich verkaufte er meistens seine
 Arbeit sehr vortheilhaft. Dadurch reizte er
 die Eigenliebe der Männer und Weiber, und
 wer in diesem Jahre nicht gekrönt worden war,
 der bemühet sich gewiß, es das nächstfolgende
 zu werden. So vermehrte jeder Augenblick,
 der zu nützlichen Geschäften angewandt wurde,
 ihre Reichthümer. Nach dieser Einrichtung
 erkannte man die ehemaligen Bauern des Gra-
 fen Zamoiski fast nicht wieder: ihre Häuser
 sind schöner und bequemer, als die ihrer noch
 nicht befreiten Nachbarn; ihre Kleidung ist
 nicht so plump, ihre Kinder sind besser
 erzogen, sie haben Schulen, in welchen sie le-
 sen und schreiben lernen; sie bezahlen ihre Ab-
 gaben dem Guthsherrn ordentlicher, und er
 braucht nicht mehr, um seine Güter in Preis
 zu bringen, weder einem Verwalter, der ihn
 bestiehlt, noch einen Rechnungsführer, der
 ihn betrügt. Dies Gut, welches ihm vorher
 kaum 15000 Gulden reine Einkünfte getragen
 hatte, bringt ihm jetzt jährlich 50000 Gulden
 ein. Seine Bauern, die ganz vergnügt mit
 ihrem Schicksal sind, seegnen ihn, so oft sie
 seiner gedenken, nennen ihn ihren Vater, und
 er sie seine Kinder. Er hat sich einige Frohn-
 dienste von ihnen vorbehalten, aber sie kommen

seinen Befehlen zuvor, und oft ist die Arbeit schon geschehen, noch ehe er sie befahl; seine Wiesen sind gemäht, sein Holz ist angeführt, noch ehe er sich erinnert, daß dieses nöthig war. Der Graf ist also jetzt reicher und glücklicher; denn wo ist ein Glück, das dem vorzuziehen wäre, wenn man Glückliche machen kann, und eine Macht, die schneller wirkt als die, so man durch die Erfahrung erlangt. —

Der Fürst Czartorisky hat mit dem nämlichen Erfolge das Exempel des Grafen Zamoisky nachgeahmt. Man könnte mehrere dergleichen Nachrichten von frei erklärten Landeuten anführen, wenn nicht die Sache für sich selbst redete. Wie wär' es, wenn ein Gutsherr, der von der abgestellten Leibeigenschaft seinen Schaden befürchtet, fürs erste mit einem kleinen Dorf einen Versuch machen wollte, und den Bauern das Land, welches sie für sich selbst bepflügen, für einen bestimmten Erbzins, ohne weitere Abgaben noch Frohndienste von ihnen zu fordern, als ein beständiges Eigenthum, für so lange, als sie dasselbe wohl bearbeiten, gerichtlich verschreiben ließe? Gewiß, die Erfahrung würde ihn nach Verlauf einiger Jahre zu ähnlichen Versuchen anreizen, und er würde mehrere edelgedenkende Nachfolger finden.

II.

Bemerkungen über M. C. P. M. Snell's,
vormaligen Rektors zu Riga, Beschrei-
bung der russischen Provinzen
an der Ostsee.

(F o r t s e t z u n g.)

"Riga's Einnahme soll sich jährlich auf
"150,000 Dukaten belaufen — Geld genug, um
"eine mächtige Republik vorzustellen. S. 73."

Hier ist die jährliche Einnahme der Stadt
Riga zu übertrieben angegeben. Vor der
neuen Zolleinrichtung hat sie wohl 200,000
Rthlr. betragen. Doch nachdem der Stadt,
für die vorhin genossene Zolleinnahme, eine
bestimmte jährliche Summe zugestanden wor-
den; so beläuft sich die Einnahme nur bis ge-
gen 150,000 Rthlr.

"Das Stadthaupt ist, nach der neuen
"Verfassung, der Mann, der in allen Stadt-
"kollegien, besonders aber im sechsstimmigen
"Rath und im Stadtwaisengericht präsidiert.
"S. 75."

Das Stadthaupt präsidiert nicht in allen Stadtkollegien. So z. B. nicht im Stadtmagistrat, noch in einem Departement desselben.

“Von den Ausgaben der Stadtkasse, welche zu ihren vielen Schulden sollen die Hauptveranlassung gewesen seyn. S. 77. u. s. f.”

Keine von den hier angeführten Ausgaben der Stadt, in so weit sie wahr sind, hing von dem freien Willen oder von der Einwilligung des Rathes ab; indem sie theils vom allerhöchsten Orte selbst anbefohlen waren, theils in der alten Verfassung der Stadt selbst und in alten Verbindlichkeiten u. s. w., theils in eingeführten Gewohnheiten von undenklichen Jahren gegründet sind, und von welchen der Hafenbau und das, was hier unwahr mit aufgezählt wird, ausgenommen, die Stadt auch bis auf den heutigen Tag nicht befreiet ist. Und dennoch hat der vorige Rath bei den vorgefallenen außerordentlich großen Ausgaben es an nichts, was in seinen Kräften war, ermangeln lassen, selbige abzuwenden. Was aber hier S. 78. oben, von ansehnlichen Summen zu Präsenten, und weiter unten von Beiträgen zu den Traktamenten der Generale und Obersten, und von der prächtigen Bewirthung

jedes vornehmen Herren aus Rußland geschwaßt wird — dieß sind bloße Erdichtungen. Nur der Generalgouverneur bekam seit undenklichen Jahren an zwei der größten Kronsfesttagen eine nicht viel bedeutende Besendung an Wein, Spezereien u. s. w. Uebrigens wurde nur in äußerst seltenen Fällen dieser oder jener Vornehme von vorzüglicher Bedeutung von der Stadt bewirthet. Der am Ende dieser Seite erwähnte gewisse Etatsrath kann immerhin bei seinem Namen, Hermann v. Dahl, genannt werden. Die Stadt war in gewisser Maße, um größeren ihr zugeordneten Ausgaben zu entgehen, zu diesem Hauskauf gezwungen, da sie weder hier noch anderwärts die erforderliche Unterstützung, um solches abzuwenden, erhalten konnte.

„Die Götzen, welche Riga's Einwohner vorher anbeteten, nämlich ihre alten Privilegien, sind nun schon vergessen: und sie halten sich mit so viel mehr Vergnügen an die neuen, da nach diesen — — — das Ansehen des Kaufmannsstandes ansehnlich erhöht ist. S. 80.“

Daß die alten Privilegien nun schon vergessen wären, darin irret sich der Verfasser

gewaltig. Der vernünftige und unbefangene Theil der Bürgerschaft, der gewiß nicht klein ist, denkt noch immer daran. Man hört viele sehr richtig darüber urtheilen.

Schade, daß es dem Verfasser nicht gefällig gewesen ist, anzuzeigen, wodurch denn nun das Ansehen des Kaufmannsstandes so ansehnlich erhöht worden! Gewiß doch wohl nicht dadurch, daß jetzt ein jeder, ohne wie es sonst nothwendig erfordert wurde, theils eine gute Erziehung genossen zu haben, theils in den bestimmten Dienst- und Lehrjahren bei einem Kaufmanne zum Fleiß, zur Ordnung, Genauigkeit und Rechtschaffenheit angeführt und gewöhnt worden zu seyn, und die erforderlichen Handlungskenntnisse sich erworben zu haben — kurz: Jeder ohne Kultur und Sitten sich in den Kaufmannsstand hineinschieben kann, sobald er nur ein dazu bestimmtes Vermögen besitzt, oder, welches noch ärger ist, sich nur gewissenlos anlügt und selbige gehörig versteuert.

In der Note S. 80. bemerkt der Verfasser, er habe von der Revolution der Stadt Riga im Jahre 1787 eine detaillirte Nachricht dem Herrn Hofrath Schlözer mitgetheilt, der

sie in das vier und vierzigste Stück seiner Staatsanzeigen eingerückt hat.

Diese in die Schlözerischen Staatsanzeigen eingerückte Nachricht des Verfassers, welche der Herr Hofr. Schlözer mit einer unerwarteten, nicht ohne Voreiligkeit niedergeschriebenen Anmerkung auf dem Umschlage anzuzeigen für gut gefunden, wird man nach der Beschaffenheit der gegenwärtigen Schrift leicht beurtheilen können.

„Bey dem allen sitzen viele Freunde der alten Verfassung in ihren stillen Winkeln, und sagen seufzend mit beklemmter Brust: *O nobis præteritos referat si Jupiter annos!*“
 „S. 80 und 81.“

Das *O nobis præteritos u. s. w.* möchte sehr wahr seyn, wenn es bloß auf die ehemalige Verfassung und die künftigen Folgen der gegenwärtigen fürs Allgemeine zielen sollte. Nach des Verfassers hämischen Art aber zu verstehen, ist wahrlich nichts Unwahrerer, als dieses. Er komme her und überzeuge sich lebendig davon, wie ruhig und zufrieden diese Freunde der alten Verfassung, wohl zu verstehen für ihre Personen, leben, und wie sie bei

all der Veränderung noch immer die Achtung und Liebe ihrer Mitbürger im vollen Maaße genießen.

“Die Polizei muß (wie S. 81. behauptet wird) von allen Gerichten Befehle annehmen, und solche sogleich ohne weitere Untersuchung vollziehen.“

Es ist falsch, daß die Polizei von allen Gerichten Befehle annehmen muß. Dieß geschieht nur von dem Generalgouverneur, Gouverneur, der Gouvernementsregierung und den Gerichtshöfen.

Daß ferner die Polizei in dem S. 83. angegebenen Fall den Schaden ersetzen müßte, ist eben so unrichtig, als es schon an sich selbst ungerecht seyn würde. Es existirt endlich auch keine eigne Verordnung darüber.

“Am meisten hat die Polizei mit bösen Schuldnern zu thun. Gegen diese sind die Gesetze sehr scharf. Jeder Gläubiger hat das Recht, seinen Schuldner, wo er ihn auf der Gasse findet, und wo nur eine militärische Wache zugegen ist, arretiren zu lassen. S. 85.“

Nicht jeder Gläubiger hat das Recht, seinen Schuldner auf der Gasse oder wo er ihn trifft, arretiren zu lassen. Nur von denen gilt es, die nicht angefessen oder der Flucht verdächtig sind, oder die sich dem Gerichte freventlich entziehen, oder versteckt halten.

„Der Präsident des Collegiums der
 „allgemeinen Fürsorge in Riga war
 „von 1784 bis 1790, da er als Generalgou-
 „verneur nach Archangel versetzt worden,
 „der damalige Gouverneur, General Bekle-
 „schoff. — — Er spricht — — englisch —
 „besitzt eine gründliche Gelehrsamkeit in vielen
 „Wissenschaften u. s. w. S. 88.“

Der Gouverneur Bekleschow wurde nicht nach Archangel, sondern nach Kurland und Drel als Generalgouverneur versetzt. Der englischen Sprache war er nicht mächtig. Auch würde er selbst aufrichtig genug seyn, den Verfasser einer übertriebenen Schmeichelei zu beschuldigen, wenn dieser von ihm sagt, daß er eine gründliche Gelehrsamkeit in vielen Wissenschaften besäße, obgleich unläugbar ist, daß er ein Mann von feinem und gewandtem Verstande, schnellem Begriffe und richtiger Beurtheilungskraft ist, und viele Kenntnisse be-

sigt. — — Mit Unrecht beschuldigt der Verfasser übrigens diesen Mann einer veränderlichen Laune. Er veränderte seine Gesinnungen so wenig, als sein Betragen gegen irgend jemand anders, als wenn einer es darnach machte.

„Für die Defloration bekommt eine Jungfer nicht mehr als einen Rubel, und wegen der Ernährung und Erziehung eines unehelichen Kindes ist in den Gesetzen nichts gewisses festgesetzt, sondern diese ist dem Gewissen und guten Willen des Vaters überlassen.“
 „S. 95.“

Die Deflorirte erhält nichts, sondern dem Gerichte muß ein halber Rubel, nicht Ein Rubel, erlegt werden. — In den russischen Provinzen an der Ostsee wird der uneheliche Vater, wenn er nur etwas im Vermögen hat, angehalten, wenigstens für die ersten Jahre das Nöthige zum Unterhalt des Kindes herzugeben.

„Nachrichten von der berühmten Gesetzkommission und den Deputirten dazu aus Liefland u. s. w. S. 98 und 99.“

Neben dem Baron von Ungern Sternberg waren auch der Landrath Baron von Löwenwolden, und der ehemalige Generalfeldzeugmeister von Villebois, und von den Landsäßen der Major von Bluhm zur Gesetzkommission deputirt. — Nicht bei Entlassung der Gesetzkommission — denn sie ist nicht eigentlich entlassen worden, aber doch mit allerhöchster Einwilligung nach und nach auseinander gegangen, — sondern gleich bei Eröffnung derselben wurden die Medaillen ausgetheilt.

Geographische Eintheilung von Lief- und Ehstland.

„In ganz Lief- und Ehstland sieht man keine Dörfer, sondern einzelne adeliche Höfe — — Ablager (adeliche Hofhäuser) u. s. w. S. 101.“

Es giebt allerdings Dörfer in Lief- und Ehstland, obgleich sie sehr selten sind; in Ehstland findet man mehrere. — Ablager nennt man gewöhnlich, wenn ein Unbesitzlicher auf eines andern Gute, entweder in einem Hause mit dem Eigenthümer des Gutes, oder in einem besondern Hause wohnt. Hier hat der Verfasser

vermuthlich Hoflage nennen wollen, welches man eigentlich ein Bey- oder Nebengut nennen könnte, und worunter man ungefähr dasjenige versteht, was in Deutschland Vorwerk genannt wird.

„Lemsal hat zwar, nach dem Prozeß mit dem Magistrat von Riga, seine eigene Stadtverfassung, aber keinen Fußbreit Land und keine Revenuen u. s. w. S. 105.“

Lemsal nutzt noch immer gewisse Ländereien, unter derselben Bedingung wie in den ältern Zeiten. — Uebrigens hat der rigische Rath die Einwohner von Lemsal nie als Unterthanen, wohl aber als seine Bürger behandelt, und zwar mit Recht. Das Städtchen Lemsal, oder, wie es der Zeit genannt wurde, Hakelwerk, wurde zugleich mit und nebst der Starostei Lemsal der Stadt Riga von dem schwedischen König Gustav Adolph geschenkt. — Nach S. 109. ist der Etatsrath Baron von Campenhausen als Gouverneur von Liefland angeführt, da er doch damals nur noch Vizegouverneur war.

„Vollständige Nachrichten über den gegenwärtigen Besitzstand der Lief. Güter u. s. w.“

„Von der Berechnung der Größe der Güter in Liefland nach Haken. S. 114.“

Einen Haken Landes in der Art zu bestimmen, daß es ein Platz sei, worauf sich zehn Bauerfamilien ernähren können, ist in Liefland ganz unbekannt. Ueberhaupt ist alles, was hier davon gesagt wird, ein unverdautes Gewäsch. Wer kann sich unter andern wohl als möglich vorstellen, daß ein Gutsbesitzer fünf Haken Landes auf Einen reduzieren könnte, wenn auch das ganze Landmesserkorps beschäftigt wäre, die Größe und den wahren Ertrag des Gutes auszuforschen! Hätte der Verfasser die den Revisoren vorgeschriebenen Regeln gelesen, so würde er so ungereimt nicht haben urtheilen können.

„Die Stadt Riga besitzt (nach S. 116) folgende Patrimonialgüter: Dykul, Lemsal, Ladenhof, Kirchholm, Rolpenholm, Präbstingsholm und Barkowiß, welche zusammen vier und sechzig Haken ausmachen, nebst denen der Stadtgränze einverleibten eigentlich sogenannten Patrimonialgütern, Katlekal-

“len, Pinkenhof, Holmhof und Bickern, welche zusammen wohl 16 Quadratmeilen im Umfang haben und sehr einträglich sind.“

Nur das gehört den Patrimonialgütern von Riga, was in dem Bezirk der Stadt liegt, welcher schon ihren ersten Bürgern, als Mit-eroberer des Landes, wohlverdient zugetheilt wurde. Die darin liegenden Güter sind: Jungfernhof oder Blumenthal, Dlai, Beberbeck, Pinkenhof und Holmhof. Daß diese Güter wohl sechzehn Quadratmeilen im Umfange haben sollten, ist unrichtig ausgedruckt, weil sich der Umfang nicht nach Quadratmeilen bestimmen läßt. Aber auch sechzehn Meilen für den Umfang der Patrimonialgüter ist viel zu hoch angegeben. Hat der Verfasser den Umfang des ganzen Stadtbezirkes gemeint, so paßt es nicht auf die Patrimonialgüter; indem nicht diese allein den ganzen Stadtbezirk ausfüllen, sondern außer selbigen noch sehr viele Grundstücke und Ländereien darin belegen sind, welche theils der Krone theils Privatpersonen gehören.

Die andern außerhalb des Stadtbezirkes belegenen Stadtgüter hat die Stadt, theils von den Landesherrschaften, ihrer gelegentli-

chen Verdienste wegen, geschenkt bekommen, theils aus allgemeinen Stadtmitteln angekauft. Unter diesen hier genannten ist noch das Gut Wilkenhof vergessen. Sie betragen zusammen $78\frac{1}{2}$ Haken.

“Die Pastoratsgüter sind frei von allen Abgaben, Lieferungen an die Krone und Einquartirungen, aber nicht frei vom Straßen- und Brückenbau, welcher durch das ganze Land auf die Güter repartiret ist. S. 117.”

Alle Pastoratsgüter, die eigne Bauern haben, werden völlig, wie alle andere Güter im Lande behandelt. Sie sind von keinerlei Abgabe, außer von den sogenannten Rosstdienstgeldern, befreiet, und müssen auch Einquartirung tragen.

“Der Adel in Lief- und Ehstland hat die Branntweinsbrennerey, die Bierbrauerey und die Krügerey, welches in andern Provinzen Regalien sind. Die Krone hat bisher hierin den Adel nicht eingeschränkt: aber doch vorläufig bedroht, ihnen diese Privilegien abzunehmen, wofern sie nicht unterließen, mit Branntwein einen Schleichhandel in die übrigen russischen Pro-

"vinzen zu treiben. Da es also leicht gesche-
 "hen kann, daß irgend ein einzelner Edelmann
 "dieses Verbot aufs neue übertritt, und die
 "Krone auf eine solche Gelegenheit, die Pri-
 "vilegien einzuziehen, nur zu lauern scheint;
 "so ist es sehr wahrscheinlich, daß der Adel die
 "Vorthelle der Branntweinsbrennerey und
 "Bierschenkerey nächstens verlieren werde.
 "S. 138 und 139."

Von einer solchen Bedrohung weiß in Lief-
 und Ehstland Niemand. Auch wäre es eine
 nie zu erwartende Ungerechtigkeit, den gan-
 zen Adel wegen des Vergehens eines Ein-
 zelnem strafen zu wollen. Und welcher Zug
 des Charakters verräth sich hier durch die
 Aeußerung, daß die Krone nur auf eine solche
 Gelegenheit zu lauern scheine!

"Die Ritterschaft konnte sonst auf ihren
 "Landtagen Gesetze geben, die ohne Bes-
 "stätigung des Gouvernements gültig waren.
 "Das hat nun auch aufgehört. S. 140."

Die Ritterschaft hat nie eigentliche Gesetze
 auf ihren Landtagen machen können, wohl
 aber gewisse zur Landespolizei gehörige Anord-

nungen, welche jedoch auch der Prüfung der Landesregierung unterworfen waren.

„Die Realabgaben von den Gütern sind auf dem alten Fuß geblieben. — An Proviant, nämlich Korn, Haber und Heu, mußte jedes Gut, nach Maaßgabe seiner Größe, etwas gewisses an die Kaiserlichen Magazine liefern, welche unter der Aufsicht einer Proviantkommission stehen. Die ländliche Ritterschaft hielt um Erlassung des Heuproviantes an, weil dieser in den übrigen russischen Provinzen auch nicht gewöhnlich sei; und die Kaiserin war so gnädig, ihnen diese Abgabe zu erlassen. S. 141.“

Was an Korn u. s. w. der Krone geliefert werden muß, wird nach gewissen für beständig bestimmten mäßigen Preisen bezahlt, wobei aber größtentheils nicht geringer Verlust ist. — Das bestimmte Quantum Heu muß noch immer an die Krone geliefert werden.

„Ländliche Verfassung in Lief- und Ehstland.“

„Wann in Petersburg die Kälte auf 18 Grad stehet — — so sind auf den Gassen in

"der Stadt viele Defen geheizt, woran sich die
"gemeinen Leute wärmen können. S. 143."

Geheizte Defen auf den Gassen in Peters-
burg hat gewiß Niemand, außer dem Verfasser,
gesehen. Holzstöße werden an vielen
Stellen angezündet.

"Ein Courier ist im Stande bei guter
"Schlittenbahn in 24 Stunden von Riga nach
"Petersburg zu reisen, welches eine Strecke
"von 576 Werst oder 86 Meilen ist. Gewöhn-
"lich machen die Couriers den Weg im Win-
"ter in 36, und im Sommer in 48 Stun-
"den. S. 144."

Noch nie hat ein Courier, bei der besten
Schlittenbahn, den Weg von Riga bis Pe-
tersburg in 24 Stunden oder im Sommer in
48 Stunden gemacht; obgleich Petersburg
nicht 576, sondern 552 Werst von Riga ent-
fernt ist. — Astrachan ist von Riga nicht 700,
sondern, wenn man auch den Weg über Pe-
tersburg nimmt, nur 404 Meilen oder 2694
Werst entfernt.

"Im März wird das Eis auf den Flüssen
"rauh und unsicher, und im Anfang des
"Aprils bricht es. S. 146.

Nicht alle Jahre steht das Eis in der Düna bis in den April; wenigstens eben so oft bricht es schon im März.

(Die Fortsetzung nächstens.)

III.

Der Sund.

Nachrichten vom Auslande haben uns schon lange vorher verkündet: Preussen würde zugleich mit der Besiznahme Hanovers das Einbringen aller englischen Waaren in seine Staaten verbieten u. u. und die öffentlichen Zeitungen haben diese Nachricht vor kurzem officiel bestätigt. Jetzt heißt es: Preussen sei wilens, in Verbindung mit den Franzosen, den Sund zu besetzen, und dem Einlaufen aller englischen Schiffe von der Nordsee in die Ostsee mit gewaffneter Hand sich zu widersetzen. Ein öffentliches Blatt (der Moniteur) drückt sich über diese Sperre gegen England folgendermaßen aus:

„Es ist einmal Zeit, daß der englischen Macht der entscheidende Stoß beigebracht

"werde, der ihren Fabrik- und aufgehäuften
 "Koloniewaaren allen Zugang auf den Conti-
 "nent so lange versperrt, bis England zu den
 "Grundsätzen seiner aufgeklärtesten Staats-
 "männer zurückkehrt. So lange, und bis da-
 "hin, mögen die Engländer immer auf allen
 "Seen herumsegeln; ihre Schiffe wird man
 "mit Unwillen von allen Häfen zurückweisen.
 "Ihre Waaren werden sich fruchtlos in ihren
 "Niederlagen aufhäufen, und vom Sunde bis
 "zu den Dardanellen müssen die Früchte brit-
 "tischer Industrie auf keiner Küste ans Land
 "gebracht werden können u. s. w.

Dieser Plan, wenn er in Erfüllung gehen
 sollte, ist der furchtbarste, der je gegen eine
 imponirende Macht entworfen werden konnte.
 Daß es übrigens den ehrgeizigen Absichten der
 Franzosen nicht gelingen soll, ihre weitaus-
 greifenden Pläne bis in unsre Ostsee zu exten-
 diren, dafür bürgt die Entschlossenheit und
 Kraft unsers Souverains. Er kennt die
 Macht und das Gewicht seines Staats, sein
 Wille ist ernst, sein Wirken schnell und kräftig.
 Auch Schwedens König würde keinen müßigen
 Zuschauer dabei abgeben. Er hat den Geist
 seines Vaters geerbt. Und England selbst,
 das siegreiche England zur See, das noch

überall und auf allen Punkten seinen furchtbaren Gegner und dessen Verbündeten besiegte, würde gewiß mit einer respectablen Flotte den Sund reinigen und diesen Plan zu vereiteln wissen, um sich einen Punkt der Kommunikation mit der Ostsee zu verschaffen.

Um für die Folge, wenn sich ja in dieser Gegend vielleicht Auftritte ereignen dürften, manchen Unkundigen den Sund näher kennen zu lernen Gelegenheit zu geben, lassen wir hier eine kurze Beschreibung des Sunds und der umliegenden Gegenden erfolgen.

Der Sund ist dem Norden, was dem Süden die Meerenge von Gibraltar ist, und Helsingör und Helsingborg sind auch Säulen des Herkules. So lange irgend eine Macht nicht in Besitz von ganz Seeland und der Küste von Schonen sich befindet, kann an eine Sperre des Sundes gar nicht gedacht werden.

Diese schmale Meerenge, welche auch Daresund genannt wird, verbindet die Ostsee mit der Nordsee, indem sie mit der letzten durch das Eschaggerack in Verbindung steht.

Sie ist, wo sie am schmalsten ist, dreiviertel Meilen breit, und die Sandbänke auf den

Küsten von Seeland, so wie die Scheeren *) an den Küsten von Schonen (Schweden) verengen die Fahrt hier so sehr, daß tieffahrende Kriegsschiffe nur eins hinter dem andern hier vorbei segeln können. **) Deshalb haben die Dänen hier auch einen Zoll angelegt, der, da sie die Meerenge ganz beherrschen, ihnen, ob schon gering an sich, sehr einträglich durch die Menge der Schiffe wird, die jährlich den Sund passiren. ***)

Vorausgesetzt, daß sich eine fremde Macht (und würde sich Dänemark zum Ruin seiner selbst wohl das Gefallen lassen?) der obenbe-

*) Die Scheeren sind Klippen, welche unter dem Wasser verborgen ziemlich hoch heraufragen und nicht zugeben, daß man an der schwedischen Küste mit Kriegsschiffen fahre oder lande.

**) Nur mit einzelnen Schiffen wagte es die englische Flotte unter Hyde Parker und Nelson, nachdem sie den Sund forcirt hatte, die Meeresenge zu passiren, und sammelte sich erst bei der Insel Huen und Hween.

***) Durch den Sund, wenn man die hin und her gehenden Schiffe zusammenrechnet, passiren in manchen Jahren 12 bis 13,000 Schiffe.

nannten beiden Küsten wirklich bemächtigt hätte, (was ist heut zu Tage der schlaunen Politik unmöglich?!) so ist freilich diese Meerenge so beschaffen, daß wenn die Festungen Kronenburg, Helsingör und die Batterien, die man bei Helsingör aufwerfen müßte, durch einige an den Küsten stationirte Linienschiffe oder Scheerenböte unterstützt würden, durchaus kein Kriegsschiff hindurch kömmt.

Nachher öffnet sich, besonders bei Kopenhagen, der Sund mehr, wo eine russische Flotte gewiß nicht unwirksam sich stationiren könnte.

Seeland ist eine der größten unter den dänischen Inseln; sie ist 16 bis 17 Meilen lang, und 13 bis 14 Meilen breit.

Die Insel Amak hängt mit Kopenhagen, und folglich mit Seeland, vermittelst zweier Brücken zusammen, ist eine und eine halbe Meile lang und eine gute halbe Meile breit.

Saltholm, eine kleine, nicht sehr weit von Amak gelegene, dänische Insel.

Die schwedische Insel Huen (oder Been) von 8160 Schritten im Umfange. Sie ist

durch den berühmten Astronomen Tycho de Brahe bekannt geworden, dem sie vom dänischen König Friedrich II. auf Lebenslang geschenkt wurde.

Dies wären sonach die wichtigsten Gegenden und Inseln, die den Sund dominiren, und die doch alle erst besetzt seyn müßten, ehe man an die wirkliche Sperre denken kann.

Wie es aber mit den preussischen Häfen in Zukunft aussehen dürfte — darüber ist noch vor der Hand ein Schleyer gebreitet. — Eine Küste von Memel bis an die Peene und über Ostfriesland hin, und kein einziges preussisches Kriegsschiff in See — man muß gestehen, es ist eine merkwürdige Erscheinung!

IV.

Flüchtige Kleinigkeiten.

Wer nicht irgend ein Spiel versteht, (das heißt ein Kartenspiel) ist heut zu Tage in Gesellschaften ein unbrauchbarer Man. Was

bleibt ihm übrig, wenn er z. B. keine oder nur unvollkommne Begriffe davon hat, seine Kasse zu den hohen Spielen nicht zureicht, und sein Geist an diesem Zeit ertödtenden Wesen keinen Geschmack findet? — Lektüre, weiter nichts. So ein Antagonist des Spiels gab neulich einem passionirten Spieler, da von der Bedeutung einiger Ausdrücke im Kartenspiel die Rede war, folgende Erklärung darüber. Hombre ist spanisch und bedeutet einen Mann, nämlich die spielende Person. Bête ist derjenige, den die andern düpirt haben. Es ist von einer spanischen Phrase hergenommen, nach welcher, einen zum unvernünftigen Thier machen, wie einen Esel behandeln, so viel heißt, als sich über ihn aufhalten. Bête und Esel sind also Synonymen. Codille ist spanisch, und bedeutet einen Schupß, den man nämlich dem Esel giebt. Spadille kommt vom spanischen Espadilla, kurzer Degen. Das alte englische Wort Whist bedeutet still, verschwiegen. Wäre es demnach nicht gut, wenn man weniger beim Spiel spräche? — Mancher Streit würde dadurch vermieden.

Soldaten sind bloße Maschinen, die sich nach dem Takte der Trommel oder dem Schall des Kommandoworts bewegen, vorwärts gehen oder Halt machen, sich todtschießen lassen oder siegen. So bald der Soldat die Flucht ergreift, hört er auf Maschine zu seyn; das heißt: er handelt instinktartig.

Ein Schauspieler, der ohne das geringste Gefühl seine Rolle wie ein Papagoy daher plappert, einen Arm wie die Pfeife eines Theetopfs vorstreckt, und den andern wie den Handgriff desselben umkrümmt, was ist solch ein Schauspieler anders als eine Maschine, wie der von ihm vorgestellte Theetopf.

Ein Prediger, der nichts vom Christenthum glaubt, ganz Deist ist, stellt sich auf die Kanzel, und liest ohne Wärme und Nachdruck etwas über das Christenthum ab, was andre Leute geschrieben haben: ist der ganze Mensch nicht eine Maschine?

Schriftsteller, die keine eigenen Ideen haben und nachbeten, was andre vor ihnen schon längst gesagt haben; Rezensenten, die dafür bezahlt sind, daß sie monatlich Ein- oder ein Paar mal über gewisse Autoren und ihre Werke

brav schimpfen, sind sie was anders als Maschinen?

Ein Fürst, der seine Minister und Günstlinge regieren läßt, nicht selbst sieht, nicht selbst hört, nicht selbst handelt, und in dessen Händen die Zügel des Regiments schwanken: ist solch ein Fürst nicht eine Maschine?

Wenn die Frau das Regiment führt, und der Mann nach ihrer Pfeife tanzt, ist er nicht weniger als eine Maschine?

Der Graf A. und die Comtesse B. können sich einander nicht leiden, dem ungeachtet haben beide ungefähr gleich viel Geld; ihre Papa's und Mama's verheirathen sie also, um ihre Leiber zu vereinigen, und einen Erben des gesammten Vermögens hervorzubringen. Sind sie nicht elende Maschinen, die Beiden?

Der Egoismus ist die Liebe zu sich selbst, die zugleich alle Liebe gegen andre ausschließt; sie unterscheidet sich hierdurch von der Selbstliebe, die uns befiehlt, uns zwar mehr als andre zu lieben, aber nicht uns allein zu lie-

ben. Alle Menschen haben Selbstliebe, sehr viele Eigenliebe.

Der Patriotismus ist von der Vaterlands-
 liebe sehr verschieden, jener ist eine Tugend
 diese ein Geschenk der Natur. Der Patrio-
 tismus ist selten, weil er uneigennützig ist;
 es ist eine eifrige Begierde, zum Glück und
 Wohl seiner Landsleute zu wirken, und ihre
 Ruhe und ihren Frieden zu schützen. Die Va-
 terlandsliebe ist der Hang eines jeden Men-
 schen zu seinem väterlichen Heerd; sie ist ge-
 gründet in unserm Eigenthumsrechten, in un-
 serm Glück und unserm Wohlstande. Der
 Ort, wo unsre Vorfahren gehauset haben, wo
 die Hütten unsrer Freunde stehen, die Plätze,
 wo wir unsre Kindheit verspielt, und die Ge-
 genden, die uns an die Freuden unsrer Ju-
 gend erinnern, bringen die Vaterlandsliebe
 hervor.

Es klingt paradox, und ist doch kein Haar-
 breit von der Wahrheit entfernt: je weniger
 man ist, je mehr muß man aus sich selbst ma-
 chen. Die Welt ist nun einmal so; der Dok-
 tor zu Fuß kommt nicht fort, wenn sein Mit-

buhler fährt. Junge Leute, um sich wichtig zu machen, gehen öfters in ihren Ausgaben über die Grenzen ihrer Einnahme, und ruiniren Eltern und Vormünder. Angehende Krämer miethen für theures Geld einen Laden, der mit Zierlichkeit und Geschmack aufgezinst wird, und über dessen Thüre der Name und Handel des Einsizers, mit Gold und bunter Malerei geziert, auf einer Tafel ausgestellt werden. Herr und Madam haben des Morgens mit ihrer Toilette, und Nachmittags mit Besuch geben und nehmen so viel zu thun, daß sie ihre Brodgeschäfte Miethlingen anvertrauen müssen, bloß um Figur zu machen — und in wenig Jahren oder Monden machen sie Figur in den öffentlichen Wochenblättern. Herr N. will gern für einen witzigen Kopf, ja gar für einen Gelehrten gehalten seyn, und weiß nicht, wie er es anfangen soll, um dahin zu gelangen; er wird daher Mitarbeiter an einer gelehrten Zeitung und schimpft über alles, was ihm in den Weg tritt. Dadurch erhält sein Name Celebrität.

Worte gelten heut zu Tage mehr als Verstand. Es giebt zwar naseweise Leute, welche behaupten, daß Worte einen Sinn haben müssen. Wir sind ihrer Meinung nicht; denn

man muß in unsern Zeiten an der Realität jeder Sache zweifeln. Worte machen den Gelehrten aus; Verstand glaubt jeder zu haben. Was sagt der Prediger von der Kanzel? Worte! Was schreibt der Jurist in die Akten? Worte! Was setzt der Arzt in die Recepte? Worte, und die kaum! Was ist die Philosophie? Wortklauberei! Was sagen sich die Kaufleute auf der Börse? Worte! Wodurch befiehlt man? durch Worte! Wem gehorcht man? Worten! — Worte sind also die Einfassung aller Kenntnisse, das Hülfsmittel zu allen Ehrenstellen, in ihnen liegt alle unsre Thätigkeit, Leben und Tod eingeschlossen.

Ich habe mir oft den Kopf damit zerbrochen, womit man wohl das menschliche Gemüth vergleichen könnte, und fand endlich nach langem Sinnen nichts ähnlicheres, als eine — Windmühle. Das Mahlen ist die Uebung der Seelenkräfte, das Mehl bedeutet das, was diese hervorbringen; die Klapper stellt die Zunge vor, die ganze Maschine steht still, bis der Wind weht; so unthätig ist der menschliche Geist, bis die Leidenschaft in ihn hineinpeift. Die Windmühle, welche der Sturm

von dem hohen Berge ins niedre Thal wirft, stellt den regen Mann vor, den stürmische Leidenschaften schütteln, und seine Luftschlöffer gleichen Wolken vor dem Winde. Der Dummkopf, dessen Worte über seine Ideen wegtanzen, oder vielmehr anzeigen, daß er überall keine Ideen hat, paßt auch in das Gleichniß. Nie rauscht und klappert die Mühle mehr, als wenn kein Korn darauf ist. Die bösen Verleumder, die mit geschäftiger Behendigkeit durch jede Scene wirbeln, um den Frieden zu zerstören, und die Herzen ihrer Bekannten in Staub zu zermahlen, werden durch die Mühle angezeigt, die der Nordwind stark herumdreht. Der Mißvergnügte, Störrische und Dumpfsinnige sind der Mühle gleich, die von dem verderblichen Ostwinde umhergetrieben wird, der alles, was ihm vorkommt, wegbläst, indem der Westwind, wohlthätig und temperirt, mit Gesundheit und guten Düften geschwängert, den Geist des Edelmuths und der Menschlichkeit anweht.

Manches übersähe man gern, wenn die Menschen nur selbst sich nicht so vieles übersähen. Seltsame Meinungen behaupten, hal-

ten einige sogar für artig; allem widersprechen, alles besser wissen, für gelehrt; eine wichtige Miene annehmen, thun, als wenn uns alle Geheimnisse der Staatsbegebenheiten besser als denen, die sie leiten und führen, bekannt wären, für scharfsinnig und weitaussehend. Es macht wenigstens, daß man bemerkt wird, und wie viele lassen sich nicht gerne auslachen, wenn sie nur bei sich selbst überzeugt sind, man wisse, daß sie da sind. — Niemand macht sich mehr dieser Sünde schuldig, als alte Leute. Sie suchen das vorige Jahrhundert in dem jetzigen, und finden es nirgends. Daher ihre Klage gegen die Verkehrtheit unsrer Tage, und oft haben sie recht. Aber auch junge Leute, und dies ist der Ton der neusten Zeiten, sind nicht ganz frei von diesem Vorwurf. Oft, wenn es besser gethan wäre zu schweigen, wirft sich so ein unberufner Demosthenes zum Verfechter einer Sache auf, und beweist durch seine Impertinenz und einen Schwall von Worten, daß er — nichts wisse. Es ist oft lächerlich aber auch ärgerlich zugleich, das Raisonnement dieser modernen Witzlinge anzuhören. Dieser will nichts weniger als ein Pitt seyn, indem er seine politischen Pläne mit einem Riesenzirkel abmißt. Jener dünkt sich ein zweiter Alexander und Cäsar, erobert mit

seiner Zunge Provinzen, spricht Tod über Hunderttausende, scherzt mit der Unmöglichkeit und will Wunder thun, die Blut kosten. O ihre Ehoren! Seht ihr denn nicht, daß ihr nur ein Gegenstand des Gelächters seyd.

Ueber die Frage: ob die Damen lesen oder nicht lesen sollen? ist bisher vieles für und wider geschrieben worden. "Nein, sie sollen nicht lesen, sondern kochen und stricken;" sagt der Eine. "Mädchen und Weiber müssen lesen, damit sie weise werden; nur das Lesen unsrer heutigen Romane ist jungen, unerfahrenen Herzen schädlicher, als Gift;" — spricht der Zweite. Nun, und dafür kann ja wohl der vorsichtige Ehemann, der besorgte Vater oder die tugendhafte Hausmutter sorgen. Aus unsern Leseinstituten spaziert so manches Duodezbandchen a la Lucinde in die Hände der schönen Kinder; sind Eltern, Vormünder, Ehemänner nur etwas wachsam: was hindert sie dergleichen Lektüre aus ihren Häusern zu bannen. Es ist unglaublich und doch wahr: unter zehn Frauenzimmern sind nicht zwei, die an Geister- und Hexengeschichten, an Rinaldo Rinaldini und Konsorten, an

Räuber- und Mördergeschichten, an ewigen Wertheriaden u. d. gl. nicht Behagen fänden. Ein Buch, worinnen gerader, gesunder Menschenverstand herrscht, oder wohl gar Lebensweisheit, im Romanengewande gehüllt, gelehrt wird, so ein Buch wirft man in den Winkel, weil es Gähnen macht. Aber ein Journal der Moden, eine Aesthetik der Toilette, so was lassen sie allenfalls noch gelten, das findet man auf ihren Tischen, darüber können auch die meisten am besten schwätzen. Inzwischen wäre es ungerecht, wenn man allgemein behaupten wollte: Frauenzimmer beschäftigten sich nicht auch mit nützlicher, ihrem Geschlechte angemessener Lektüre. Dies beweisen die vielen Schriften, die wir aus Frauenzimmerhänden über das Kochen, Braten, Nähen, Sticken, Stricken, Kräuseln, Waschen, Trocknen u. s. w. erhalten haben; alles ist in ein System gebracht, und alle diese Systeme stehen in jedem wohlversorgten Buchladen in nicht sparsamer Quantität jedermann zu Dienste.

Zum bon ton der heutigen Welt gehören Brillen. Mit der Brille sitzt der Gelehrte und der Kaufmann am Studier- und Schreibepulte; mit der Brille tritt der Virtuose auf. Unter dieser Bewaffnung zeigt sich der Jüngling von gutem Ton im Konzertsaal, wie in dem Schauspiel, zu Fuß und zu Roß, im Schlitten wie im Wagen. Ohne Brille kann jetzt keine Gesellschaft besucht werden. Spanien und England haben hierin ihre Eigenthümlichkeit verlohren. Was dort die Mode ohne Bedürfniß gebeut, das befolgt die heutige Welt aus dem nämlichen Grunde. Die Brille, ach! die Brille ist unsre treueste Begleiterin! — Zwar behaupten einige: wenn sie gleich der Mode wegen diese Werkzeuge trügen, so geschähe es auch beiher, daß das Auge dadurch täglich mehr gestärkt werde u. dgl. Nun denn! so werden ins künftige Greise vor den Jünglingen durch den Nichtgebrauch der Brille sich unterscheiden, welche man sonst für von ihnen unzertrennlich ansah.

M

Auch etwas über die nachtheiligen Folgen
der hohen Miethen in Riga.

Ein Patriot hat im ersten Stück der *Fama* diesen Gegenstand zwar ausführlich berührt aber nicht ganz erschöpft. Das, was ihm vielleicht ent schlüpfte, oder worüber er sich nicht näher auslassen wollte, erlaube man einem Zweiten, dem das Wohl seiner Vaterstadt nicht minder am Herzen liegt, hier in ein paar Zeilen zu detailliren.

Hauptsächlich und größtentheils liegt die Ursache der gegenwärtigen Theuerung der Miethen wohl darinnen, daß mehrere Hauseigener den verkehrten Grundsatz haben, ihre ehemaligen Parterrewohnungen in lauter Buden zu verwandeln. Die Miether solcher Buden, wenn sie sich noch obendrein in einer gangbaren Straße befinden, bezahlen freilich dreidoppelt das Quantum, was der Vermiether für diese Gelegenheit als simple Wohnung bekommen hätte; aber der letztere berechnet nur den augenblicklichen Gewinn, der ihm aus der hohen Miethen entsteht, bringt aber nicht den

Schaden dabei in Anschlag, der ihm über kurz oder lang durch die gewaltsame Sprengung von alten Mauern, die aus ihren bestimmten Fugen und Lagen mit Gewalt gerissen werden, in seinem ganzen Gebäude werden muß. Ein solches altes, dem Einsturz beinahe drohendes Gebäude wurde nicht Einmal, nein! Zweimal binnen anderthalb Jahren in seinen Grundfesten erschüttert, um nur zwei offene Flügelthüren zu zwei nach der Straße führenden Seiten anbringen zu können. Natürlich erhöhte sich auch die Miethen nach dieser gewaltsamen Prozedur.

Auch sind durch die Vermehrung der Handlung treibenden Gewerbe, die öffentliche Buden brauchen, die Budenmiethen ungeheuer erhöht worden. Vor der Karlsporte stehen nun die meisten russischen Buden, worinnen ehemals mit russischen Waarenerzeugnissen gehandelt wurde, verödet; alles hat sich nach der Stadt gezogen, dort Buden gegen ungeheure Summen, die andre schon lange Jahre Einsitzenden nicht aufzubringen vermochten, gemiethet, und so diese verdrängt. Was sich noch von unserm alten Stamme in seinen Buden erhalten hat, sind entweder Selbsteigner der Häuser, oder solche, die sich eine frei-

willige Erhöhung der Miethen bei ihren ausgebreiteten soliden Geschäften und des Lokale wegen, wohin ansehnliche Käufer nun schon einmal gewöhnt sind, gefallen lassen mußten. Die übrigen, und diese Zahl ist gewiß nicht klein, legten den ganzen Kramhandel nieder.

Noch vermehrt ein anderer nicht minder wichtiger Umstand das Emportreiben der Budenmiethen. Einem jungen Sausewind z. B. gefällt das Dienen nicht länger, es fällt ihm ein, sich selbst zu etabliren. Er richtet also vor allem sein Augenmerk auf ein vortheilhaftes Lokale. Findet er ein solches, nun so wird auch kein Geld geschont, um jeden Mitbewerber zu verdrängen; man bietet und überbietet, und das so lange, bis man endlich selbst überboten wird.

Wie viel junge Leute sich in Riga binnen ein paar Jahren etablirt haben, und sich gegenwärtig noch etabliren, geht über allen Begriff. Wie lange aber dies Treiben und Drängen wohl dauern kann? — das steht noch zu erwarten. Wahrlich! wenn nicht von den Neuern Einer dem Andern selbst am Ende abkauft, so müssen ihre Waaren schlechterdings

zu Ladenhütern werden, oder unter dem Preise weggehen.

Die überhäufte Menge unsrer sogenannten Kurrentschicken vertheuern gleichfalls die Miethen. Für ein Plätzchen von vier Ellen Länge und zwei Ellen Breite ins Gevierte bezahlt mancher 140 Rthlr. Miethen. Und der ganze Kram beträgt bei manchem oft kaum 20 Rthlr. Werth. Einige Pfunde Zucker und Kaffee, Pfeffer, Tobakspfeifen, Päckchentobak, Lichter, Seife und dergl. sind die Bestandtheile ihres Waarenlagers. Ein Hauseigenthümer versicherte mich, er wisse gar nicht, woher und aus was sein Kurrentschick die Miethen zöge und wovon er lebe. Freilich fressen die Leute Zwiebeln, trinken Quas — aber die Miethen will doch auch verdient seyn.

Noch andre unnöthig-vermehrte Etablissemens vertheuern ebenfalls die Miethen. Vormals hatten wir Eine gute Buchhandlung und sie war so wohl assortirt, daß man nie umsonst nach einem Buche fragen durfte; jetzt haben wir deren Fünfe, und doch kann man oft Jahrelang manche Werke nicht haben. Ehemals existirte Ein Lesesinstitut, jetzt haben wir deren ein Duzend, und die sind größtentheils

mit faden Romanen angefüllt. Geldwechsler trieben ehemals bloß vor der Schalspforte ihr Negoz, und jetzt haben die meisten gerade in den gangbarsten Straßen Buden, lauren auf die Vorübergehenden, und haben so überhand genommen, daß auch da bald dem Unwesen gesteuert werden muß.

Alle diese Menschen vertheuern die Mietzen, verengen die Straßen, und sind im Allgemeinen mehr lästig als nützlich. Wenn das noch so ein paar Jahre fortgeht, so werden die meisten Häuser Buden und ihre Einsitzer Krämer und Geldwechsler seyn. Welchen Ausgang das aber nehmen wird, läßt sich leicht vorher berechnen.

VI.

Die merkwürdigsten russischen Gesandtschaften nach China, von Zar Alexei Michailowitsch an bis auf Kaiser Alexander I.

Nachdem Rußland durch die Besitznahme Sibiriens seine Gränzen bis an die chinesische

Mongolen ausgebehnt hatte, entstand dadurch in der Folge eine Handelsverbindung mit China, die ungefähr in den Zeitraum von 1598 fällt.

Die Russen waren die ersten, die, als ein Handlungstreibendes und industriöses Volk, die Bekanntschaft mit den Chinesern machten. Sie brachten Zobel, Biber, Seesötern, schwarze Füchse, Lämmerfelle, Zuchten, Korbuane und Saffiane, Tuch, Kamelot, Kalmanf, gedruckte und weiße Leinwand und mehrere russische Erzeugnisse. Dafür tauschten sie ein: Seide und Seidenwaaren, Baumwolle und Baumwollenwaaren, besonders die berühmte Kitaika, Thee, Rhabarber, Porzellan und mehrere chinesische Produkte.

Einige Jahre bestand dieser Markt ohne sonderliche Einmischung beyder Regierungen, als endlich der Zar Alexei Michailowitsch den Entschluß faßte, durch Abfertigung einer feyerlichen Gesandtschaft nach China in eine nähere Handelsverbindung mit diesem Reiche zu treten. Der Abgesandte, dem dieser merkwürdige Auftrag geworden war, hieß Baikow. Mit einem kleinen Gefolge reiste er den 26. Juni 1654 von Tobolsk ab,

und kam nach einer höchst beschwerlichen Reise, nachdem er die altaischen Gebirge überstiegen, und die Sandwüste Gobi durchzogen hatte, den 12. Januar 1656 in der ersten chinesischen Stadt, Kufekoton, an, die aber noch außerhalb der großen Mauer liegt.

Als er endlich diese erreicht hatte, mußte er in der Stadt Dschanchjakiupu so lange harren, bis auf den Bericht des chinesischen Befehlshabers aus Peking die Ordre einlief: daß der russische Abgesandte nicht nur mit allen Nothwendigkeiten versehen, sondern auch durch zwey Mandarinen nach Hofe begleitet werden sollte. So langte Baikow endlich den 3. März zu Peking an, nachdem er von Tobolsk aus über ein Jahr und acht Monate auf der Reise zugebracht hatte.

Die eigentliche Absicht dieser ersten Gesandtschaft ward nicht erreicht. Die Kaiserl. Beamten ließen den Baikow die mitgebrachten Geschenke abfordern, welche er auch nach einiger Weigerung herausgab; das Zarische Schreiben aber wollte er schlechterdings selbst in die Hände des Kaisers übergeben. Da ihm dies nach einem vorgeblichen Gebrauch der Chineser, daß fremde Abgesandte sich der Per-

son des Kaisers nicht nähern dürfen, verweigert wurde, so gab man dem Baikow die Geschenke wieder zurück. Alles was er durch seine Bemühungen erhalten konnte, war ein Antwortschreiben des Kaisers an den Zar Alexei Michailowitsch. Unverrichteter Sachen mußte er seine Rückreise antreten, und kam nach einer Abwesenheit von 3 Jahren, einem Monat und vier Tagen den 31. Juli 1657 wieder in Tobolsk an.

Endlich nach einem Zeitraum von 35 Jahren, wo der Verkehr zwischen den Russen und Chinesern ununterbrochen Bestand hatte, und mittelst ansehnlicher Karavanan russische Produkte nach China befördert wurden, entging dem Schöpferauge Peters des Großen, auch dieser Gegenstand nicht. Er sah' ein, wie vortheilhaft die Errichtung einer näheren Handlungsverbindung mit China seinem Reiche seyn würde, und fertigte daher im Jahr 1692 eine Gesandtschaft nach Peking ab, an deren Spitze der bekannte Reisebeschreiber V s b r a n d stand.

Glücklicher als Baikow's Sendung, erreichten die russischen Bevollmächtigten ihren Zweck bei dem chinesischen Gesandtschaftskolle-

gium. Es wurde ihnen nicht nur allein erlaubt, daß wie bisher die russischen und sibirischen Kaufleute ihren Privathandel betreiben durften, sondern auch für Rechnung der Krone konnten Karavanen mit russischen und andern europäischen Waaren von Zeit zu Zeit dahin abgehen. Noch mehr, die chinesische Regierung gab sogar ihre Einwilligung, daß die Russen eine eigene Kirche und einen Gesandtenhof zu Peking erbauen durften, welcher letztere zugleich zur Beherbergung der Karavanen diente.

Mehrere Beschwerden von Seiten der Chineser unterbrach auf einige Zeit den so blühenden Karavanenhandel, und man drohte sogar von Peking aus, allen Handel mit Rußland aufzuheben. Dieses bewog Peter den Großen, eine außerordentliche Gesandtschaft, an dessen Spitze der Gardikapitain I s m a i l o w stand, im Jahr 1719 nach China zu senden. Allein der Gesandte konnte von seinen vielumfassenden Aufträgen kaum die gleichgültigsten zur Erfüllung bringen, und die Anwesenheit eines beständig residirenden Konsuls in Peking, welcher Punkt in des Gesandten Instruktion besonders ausbedungen wurde, war der mißtrauischen Politik der Chineser äußerst ver-

dächtig. Ja sie trieben es, wahrscheinlich auf Veranlassung einer gewissen europäischen Handlungstreibenden Macht, gar so weit, alle russische Kaufleute im Jahr 1722 aus ganz China zu vertreiben, und sogar den Karavanen die Reise nach Peking zu untersagen.

In dieser Krisis unterhielt die ränkevolle Politik der Chineser den russisch-chinesischen Handel bis zum Tode Peter des Großen. Gleich nach ihrem Regierungsantritt schickte Katharina I. im Jahr 1726 eine feierliche Gesandtschaft nach Peking, zur Beilegung der Streitigkeiten und zur Berichtigung der Gränzen, an deren Spitze der illyrische Graf und Geheimerath, Sawa Wladislawitsch Nagusinski, stand. Diesem scharfsichtigen Negotiateur gelang es endlich, mit den dazu ernannten chinesischen Staatsbeamten die wichtigsten Verträge zu schließen, welche noch heut zu Tage die Basis des sämmtlichen Verkehrs zwischen beiden Völkern sind. Zum russischen Privathandel mit China wurden zwei Gränzplätze, Kjachta und Zuruchajtu, bestimmt, wo die Kaufleute der beiderseitigen Reiche ungestört zusammen kommen durften, um ihre Waaren gegeneinander auszutauschen; aber es ward zugleich den Russen auf immer

untersagt, über diese Gränzplätze weiter in das chinesische Gebiet zu reisen, um dadurch allen Klagen in Zukunft vorzubeugen. Der Krone allein blieb das Recht, alle drey Jahre eine russische Karavane, deren Gefolge aber nicht mehr als 200 Personen stark seyn durfte, nach Peking zu senden.

Der russische Privathandel nach Kjächta hatte den gewünschten Erfolg; nicht so der Karavanenhandel der Krone nach Peking, dem die verschmitzte Politik der Chineser allerley Hindernisse in den Weg zu legen wußte. Unter den nachfolgenden Regierungen als: Peters II. der Kaiserin Anna und Elisabeth, fertigte die Krone, um doch eine Vergünstigung nicht unbenutzt zu lassen, zwar einige male Karavane nach Peking ab; allein der Vortheil davon entsprach nur selten der Erwartung, und so kam nach und nach der größte Theil des chinesischen Handels in die Hände der Privataufleute.

Katharina die Zweite befahl mittelst eines Ukas vom 31. Juli 1762, daß künftig gar keine Karavane mehr nach China gehen sollten, und überließ folglich den ganzen chinesischen Handel bloß der Privatindustrie. Diesem Befehl zufolge schossen mehrere rei-

che Kaufleute Kapitalien zusammen, um russische Waaren gegen Erlegung des tarifmäßigen Zolles nach Peking zu senden. Da dies zwar dem Generaltrakt zuwider und folglich nur der Krone, Karavananen in das Innere des Reichs zu senden, erlaubt war, so schickte die Kaiserin einen Bothschafter nach China, um diese Abänderung zu bewirken. Wahrscheinlich hatten die Bemühungen des Gesandten keinen Erfolg; denn es ist seitdem nie eine Karavane nach Peking abgegangen. Bloß einzelne Kaufleute und Reisende wurden, nach eingeholter Erlaubniß von der chinesischen Regierung, über die Gränze und so nach der Hauptstadt des Reichs gelassen.

Die neuesten Ereignisse der von Sr. jetztregierenden Kaiserl. Majestät Alexanders I., unter Anführung des Grafen von Golowkin, im Jahr 1805 nach China beförderten Gesandtschaft sind allgemein bekannt. Nicht nur allein daß man die Gesandtschaft selbst in Njächta eine Zeitlang aufhielt und ihrer Reise mancherlei Hindernisse in den Weg legte, mußte der Herr Ambassadeur sogar den größten Theil seiner Reisegesellschaft wieder zurücksenden. Da nun auch diese Hindernisse beseitiget waren, so meldet uns nun die St. Petersburgische Zeitung, No. 29 vom 10. April d. J.

ganz unerwartet: "Nach den so großen
 "Freundschaftsbezeigungen, welche die Chineser
 "zum Empfang unserer Ambassade zu er-
 "kennen gegeben, haben wir hier mit Verwun-
 "derung gehört, daß nach der Ankunft dersel-
 "ben in U r g a die dortigen Gränzbefehlshä-
 "ber, W a n n und A m b a n n, den sonstigen
 "Gebrauchen zuwider, dem Ambassadeur Gra-
 "fen von Golowkin Anträge gemacht haben,
 "die mit der Würde seiner Funktion nicht ver-
 "einbar sind und denen er nachzukommen ab-
 "geschlagen hat. Man erwartet in Njächta
 "die Zurückkunft des Ambassadeurs, Grafen
 "Jurji Alexandrowitsch Golowkin aus U r g a,
 "wenn mit der Antwort aus Peking gezögert
 "werden oder sie nicht befriedigend ausfallen
 "sollte." *)

Gewinnsucht, Eifersucht gegen Rußland,
 die in manchen Kabinetten seit einiger Zeit so
 feindselig erwacht, scheinen die wohlthätigen
 Absichten Alexanders zu untergraben, und der
 Erfolg wird es lehren: daß die ränkevolle Po-
 litik der Chineser ein aufrichtiges Handelsver-
 hältniß mit Rußland stets zu verhindern su-
 chen wird.

*) Graf Golowkin ist bereits nach Irkutsk zurückge-
 kommen.

VII.

Merkantilische Nachrichten.

Riga. Seit den 10. April, wo die ersten Schiffe in unserm Hafen Anker warfen, hat die diesjährige Schiffahrt bereits begonnen. Wenn die neuesten Begebenheiten, als: das englische Embargo auf alle preussischen Schiffe, die bedrohte Sperre des Sundes von Seiten Frankreichs und Preussens, die Blokade der Elbe, der Trave, der Weser, der Ems nicht Einfluß auf unsern Exportationshandel haben — und dies ist beinahe zu befürchten — so dürfte die Nachfrage nach russischen Ausfuhrprodukten, als: Hanf, Flachs, Roggen, Weizen, Holzwaaren &c. &c. ausnehmend groß seyn. Die Bestellungen vom Auslande sind bedeutend, und schon haben sich bis Ende Aprils über 579 Schiffe aller Nationen eingefunden, die verschiedenen Artikel der Ausfuhr einzunehmen und weiter zu führen. Auch begünstigte diesmal das hohe Wasser der Düna das ungehinderte Fortkommen der Strusen aus den entferntesten, diesem Flusse nahe liegenden, Provinzen Rußlands, so daß wir seit dem 19. April bereits über 988 solcher mit Hanf,

Flachs, Roggen, Weizen 2c. 2c. beladenen Fahrzeuge zählen. Wie gesagt: die Ausichten sind reizend, wenn keine Hindernisse dazwischen kommen.

St. Petersburg. Zur mehreren Aufmunterung und Erweiterung des Handels und des russischen Waaren = Erzeugnisses, haben Se. Kaiserl. Majestät nach dem Beispiele des in St. Petersburg befindlichen Wechsel = und Waaren = Disconto = Comptoirs, dergleichen Disconto = Comptoirs auch in der Stadt Moskwa, und bei den Häfen zu Archangel, Odessa, Taganrog und Feodosia zu eröffnen, auch selbigen dazu besondere Kapitale zu geben und ihnen größere Vortheile als sonst einzuräumen geruht. Ein eigenes Reglement für die Comptoirs und die Stats, aus 80 Punkten bestehend, bestimmt die Verpflichtungen und die Bedingungen dieses neuen Etablissements.

Odessa. Privatbriefe von daher melden, daß die Ausfuhr des Getreides und aller nur möglichen Viktualien auf neutralen Schiffen nach Livorno, Neapel, Genua, Barcellona, Triest, Venedig, Ragusa, und vorzüglich nach den Häfen des adriatischen Meeres, in den russischen Häfen am schwarzen Meere

strenge verboten sei. Darunter leidet aber keinesweges die Lebhaftigkeit unsers Handels. Ansehnliche Ladungen mit Getreide, Butter, Talg, Salz, u. s. w. gehen nach Messina, Cephalonien, Corfu, Malta, Zante, Chesme, und andere Häfen mehr. Italien, das durch frühere Kriege und vorjährigen Mißwachs seine Kornböden ausgeleert, und keine Vorräthe von Lebensmitteln zurück behalten hatte, zog noch voriges Jahr das meiste Getreide aus russischen Häfen am schwarzen Meere. Jetzt sind durch die Blokade von russischen und englischen Schiffen die meisten seiner Häfen gesperrt, und eine Hungersnoth, wenn noch obendrein große Armeen sich da häufen sollten, ist das unvermeidliche Schicksal Italiens. Aus diesem Grunde werden mehrere Schiffe, welche in unserm Hafen bereits in Fracht genommen wurden, nicht wieder dahin zurückkehren.

Liebau. Unsere Schiffahrt hat zwar zeitig genug begonnen; allein die Zufuhr war, ungeachtet der guten Schlittenbahn, nur mittelmäsig, und es sind bis jetzt noch wenig Schiffe befrachtet worden. Nach Roggen ist hier wie überall die stärkste Nachfrage.

Theaterneuigkeiten aus St. Petersburg.

Das deutsche Theater wurde den 3ten Ofterfeiertag mit Achmet und Zenide eröffnet. Das Ballet abgerechnet machte es nicht viel Glück und wurde nicht wieder gegeben. Von neu einstudirten Sachen ist nichts weiter gegeben worden als: Vergehen durch Betrug von Arresto, welches gänzlich mißfallen hat. Hokus Pokus ging übrigens recht gut, bis auf die Rolle des Pferdehändlers; der Schauspieler wollte einen italienischen Buffon imitiren, allein seine Faden und utrirten Späßchen verunglückten alle, und sein elender Gesang vertrieb das Publikum vor dem Ende der Oper schon aus dem Schauspielhause. Es ist übrigens eine uralte Musik, die gar nichts gefälliges fürs Ohr hat. Eine eingelegte Polonoise, gesungen von Madame Raffka, war recht niedlich. Das meiste Glück machte das kleine Lustspiel von Herrn von Kozzebue, genannt die gefährliche Nachbarschaft. — Herr Lindenstein als Schneider Fips unterstützte es mit seinem bekannten komischen Spiel, und es gewann dadurch un-

endlich. Das Donauweibchen, erster Theil, wurde wiederum aufgewärmt und mit neuer Garderobe nach Berliner Costüm, wie es auf dem Zettel stand, aufgeführt; allein das allgemeine Urtheil des Publikums war: daß diese Oper zu Mirés Zeiten sei besser gegeben worden. — Von alt einstudirten und wiederholten Stücken macht die Beichte das meiste Glück. Madame Müller und Herr Gebhard excelliren vorzüglich in diesem Stücke.

Das deutsche Theater wird wenig besucht — die Ursache ist wahrscheinlich, daß das Publikum mit alter Speise regalirt wird, und daß eine gute Oper gänzlich fehlt. — Herrn Arresto's Schuld ist es nicht, denn er läßt es sich sauer genug werden, und kömmt, so zu sagen, nicht von den Brettern — spielt alles zusammen (was gut ist).

Herr Ruditsch, ein Liebling des Publikums, kömmt gar nicht zum Spielen. Ich lobe mir in dieser Rücksicht Herrn Arresto's Scharffinn: denn eine Rolle von Herrn Ruditsch könnte leicht die Frucht seiner Monate langen sauer gewordenen Arbeit mit einmal vernichten. — Wir sehen der Benefiz-Vorstellung der Madame Dahlberg mit Ver-

gnügen entgegen, welche in einigen Tagen seyn soll. Die Wahl des Stücks ist uns zwar unbewußt, dennoch wünschen wir, daß an diesem Tage der braven Künstlerin ein zahlreiches Opfer dargebracht werde.

IX.

A n e k d o t e .

Katharina die Zweite hatte eine Schachtel von Ebenholz gedrechselt und schickte sie an Voltaire. Der Weise von Ferney wußte diese Gnade nicht besser zu erwidern, als daß er sich von seiner Nichte Lektion im Strumpffstricken geben ließ. Nach Verlauf von einigen Monaten brachte er ein Paar weiße seidene Strümpfe, das Werk seiner eigenen Hände, zu Stande und überschickte sie der Kaiserin mit galanten Versen des Inhalts: Er habe von ihr eine Mannsarbeit, von einer Frau gemacht, empfangen, und bitte Katharinen eine Weibarbeit, von einer Mannshand gemacht, anzunehmen.

Nordisches Archiv.

Monat Juny

1806.

I.

Sitten und Gewohnheiten, häusliche Gebräuche, Bedürfnisse und Erfindungen der Alten.

Unsere Voreltern aßen Eicheln und die Früchte des Feldes; Brodt war die Erfindung der Griechen, und kam von ihnen auf die Römer. Die Handmühlen waren lange das einzige Mittel, Mehl aus den Aehren zu quetschen, bis endlich die Thorheit des ersten Kreuzzugs im eilften Jahrhundert unter andern Verbesse-

rungen auch die Windmühlen den Sarazenen ablernte und nachmachte. Eine rundgeschnittene Scheibe Brod vertrat viele Jahrhunderte bei Gastereien die Stelle eines Tellers; nach dem Essen wurde dieser Brodteller unter die Armen vertheilt.

Der braune Kohl wurde von den Egyptiern angebetet. Die Römer brachten ihn zu uns. Die Pfirsichen sendete uns Persien. Die Pflaumen kamen mit den Kreuzbrüdern aus Syrien.

Die Austern kannten schon die Römer als Leckerbissen, und Ausonius feierte ihr Lob in seinen Gesängen; aber von diesem Dichter an verloren sie auf einmal ihr Ansehen und blieben verrufen bis in das siebenzehnte Jahrhundert, wo sie erst wieder Mode wurden.

Der Sallat war in den ältesten Zeiten schon gebräuchlich, aber unsere Vorfahren rechneten unter ihre Sallate, die beim Braten herumgegeben wurden, auch eine Schüssel mit gekochten und mit Petersilie, Essig, Pfeffer und Zimmet zugerichteten Füßen, Lebern, Köpfen 2c. 2c. vom Geflügel.

Das Wort Torte rührt aus dem Französischen her, und bedeutete Anfangs nur ein gemeines rundes Brod, aber in der Folge bezeichnete man das feinere Backwerk in dieser Gestalt mit demselben Namen.

In gesegneten Weinländern that man vor Alters den Wein nicht bloß auf Fässer, man füllte auch gut ausgemauerte Eisternen damit an, aus denen Kannen und Flaschen vollgeschöpft wurden.

Der Rossoli ist eine Erfindung der Italiener; sein Name kommt von der Pflanze Rosolis (Sonnenthau) her, die, nebst andern Kräutern, darunter gethan wurde.

Der Kaffee ist den Deutschen so lange noch nicht bekannt, denn unsre Vorfahren aßen Biersuppe und wurden dabei alt. Man hat viel für und wider seine Schädlichkeit behauptet. Trotz dessen hat er sich bis auf unsre Zeiten erhalten und zieht Millionen aus Europa.

Schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert war es Sitte, die Gäste zwei und zwei, ein Frauenzimmer und eine Mannsperson nämlich, zusammen zu setzen, und für jedes

Paar eine gemeinschaftliche Schüssel auftragen zu lassen.

Das Frühstück erfolgte zu allen Zeiten nach dem Aufstehen; das Mittagessen um die Mitte des Tages; das Goûté oder Vesperbrod während des Nachmittags, und das Nachtessen gegen den Abend. Im vierzehnten Jahrhundert war die Zeit des Mittagstisches bei feinen Bürgerleuten um zehn Uhr, ein oder zwei Jahrhunderte darauf um elf Uhr; im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert wurde noch in den besten Häusern um zwölf Uhr gespeiset. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts aß die gute Gesellschaft um ein Uhr und der Bürger um zwölf Uhr; in der Mitte desselben war drei Uhr die späteste Zeit der Mittagstafel; jetzt nähern wir uns schon vier und fünf Uhr. Das Abendessen hat sich immer nach dem Mittagessen gerichtet; sonst war neun Uhr die späteste Zeit, jetzt setzt man sich an vielen Orten erst um Mitternacht zu Tische.

Bei den Römern war das Gesundheitsstrinken bei Tische ein religiöser Cultus; bei den ersten Christen eine Art von Weihtrunk für die Heiligen und Todten. Erst in neuern Zeiten

ist das Gesundheitstrinken, als unbequem und lästig, abgeschafft worden, doch hat sich an einigen Orten diese Gewohnheit noch erhalten, und man trinkt da nicht allein auf das Wohl der Anwesenden Gäste, sondern auch ihrer werthen Angehörigen, Bettern, Mähmen, Frau Basen u. s. w. so daß ein Fremder, wenn er den Wohlstand nicht beleidigen will, sich wenigstens vor der Tafel nach der ganzen Blutsfreundschaft erkundigen muß, um eine ordentliche Gesundheit mit Anstand ausbringen zu können.

Schon in den ältesten Zeiten pflegte man vor Tische oder zu Anfang der Mahlzeit Wein zu trinken, um den Magen zu stärken, jetzt vertritt die Stelle der Brantwein (ein Schälchen); aus eben der Absicht aß man auch Eier. Karls des Großen Tafel bestand an den gewöhnlichen Tagen aus vier Gerichten; jetzt hört man von vier Gängen, jeden zu so viel, auch noch mehreren Schüsseln berechnet.

Vor Altere aß man an bloßen hölzernen Tischen, ohne Tischtuch; man pflegte sie wohl zu glätten; hierauf folgten lederne Decken, und endlich unsere leinene und baumwollene Tischtücher. Man nahm einen Zipfel vom

Tischtuche und reinigte sich den Mund und die Finger daran; die Servietten wurden erst unter Karl V. bei Privatpersonen gemein. Zu Rheims in Frankreich versfertigte man die ersten, womit diese Stadt bei Karls Durchreise demselben ein Geschenk von dergleichen Tafelzeug machte, das auf tausend Gulden geschätzt wurde.

Die Messer und Löffel sind aus dem entferntesten Alterthum. Die Gabeln wurden später bekannt. Man brachte entweder die Bissen mit den Fingern oder mit der Messerspitze in den Mund. Die ersten Teller waren von Holz, dann von glassurter und gebrannter Erde, und endlich von Bley und allerhand andern Metallen. Jetzt hat man Tischgeschirre von Gold und Silber.

Die Alten kannten das Glas. Siebrauchten es Anfangs bloß zu Kirchenfenstern, dann in Fenstern prächtiger Gebäude, bis endlich sein Gebrauch so allgemein wurde, als er nun ist. In Italien und dem mittäglichen Frankreich findet man statt der Scheiben Fenster von geöltem Papier.

Von unsern Pflanzen in Deutschland, die jetzt allgemein bekannt und uns zu unentbehr-

lichen Bedürfnissen geworden sind, waren unsern Vorfahren vor nicht völlig 2000 Jahren noch äußerst wenig bekannt. Tacitus meint sogar, daß der deutsche Boden unfähig sey, irgend einen Obstbaum zu tragen. Alles war in den nördlichen Gegenden mit Eichenbäumen und in den mittäglichen mit Fichten und Tannen bedeckt. Das erste Obst scheint die Kirsche in Deutschland gewesen zu seyn. Erst unter dem Lukullus sollen Kirschbäume von dem Pontus Euxinus nach Italien gebracht worden seyn, von wo sie sich in einer Reihe von noch nicht zweihundert Jahren bis an den Rhein, ja sogar über das Meer bis nach Britannien verbreitet haben.

Von Getreidearten waren den alten Deutschen nur der Hafer und die Gerste bekannt; aus dem ersten machten sie einen Mus zum Essen, und aus der letzten brauten sie Bier.

Der Roggen und Weizen sind in der kleinen Tartarey und in Sibirien zu Hause, wo sie jetzt noch wild wachsen. Den Buchweizen haben zuerst die Kreuzfahrer nach Italien gebracht, und von da hat er sich bis nach Deutschland und so weiter verbreitet.

Von Küchenkräutern gab es zu Tacitus Zeiten eine Art wildwachsender Pastinaken, die dadurch berühmt geworden sind, daß der Kaiser Tiberius, der sie in Deutschland kennen gelernt hatte, sich alle Jahre eine Sendung davon nach Rom kommen ließ. Auch gab es wilden Spargel, von dem eben dieser Tiberius im Scherz sagte: es wachse in Deutschland ein Kraut, das fast Spargel wäre. Außerdem gab es Kettige, von denen Plinius sagt, daß sie so groß, als ein kleines Kind wären.

Seit der Zeit haben wir nun aus Kreta Kresse, aus Cypern Blumenkohl, aus Italien Körbel, aus Portugall und Spanien Dille, (Anthyllis) aus den Kanarien-Inseln Fenchel, aus Egypten Anies und Petersilie, aus dem Morgenlande Knoblauch, aus Sibirien Schnittlauch, aus Ostindien Schminkebohnen, aus Astrachan Kürbisse, aus Frankreich Linsen, aus China Thee und wohlschmeckende Kettige, aus Asien bessern Spargel, aus Amerika Tabak, die wohlthätigen Erdäpfel und allerlei andre Früchte erhalten, die uns die Erhaltung des Lebens erleichtern und angenehm machen.

Selbst unsere gemeinsten Blumen sind Fremdlinge, ungeachtet wir sie jetzt in allen

Gärten und zum Theil wild wachsen sehen. Der Jasmin stammt aus Ostindien, der spanische Hollunder (*Syringa vulgaris* L.) aus der Levante und Persien, die Tulpe aus Kappadocien, die Levkoje, Narcisse und Nelke aus Spanien und Italien, die Lilie aus Syrien, die Tuberose aus Java und Ceylon, die Aster aus China u. s. w.

Den Tabak haben wir der Entdeckung von Amerika zu verdanken. Er hat überall in der Oekonomie eine erstaunliche Revolution bewirkt. Wo vorher Korn wuchs, fing man nun an Tabak zu bauen. Hieraus entstand in manchem Lande Kornmangel, wo sonst Ueberfluß war.

Der Branntwein ist bei weitem nicht so lange als das Bier im Gebrauche. Dies Getränk, das den Naturforschern ein neues Untersuchungsmittel der Eigenschaften vieler Körper angeboten und die heilsamsten Arzneimitel geliefert hat, hat gewiß auch, so lange es bekannt ist, unsäglichen Schaden gestiftet. Der verführerische Name des Lebenswassers, (*Aqua vitæ*) vereint mit seinem Wohlgeschmacke, hat den übermäßigen Genuß desselben so reizend gemacht, daß er als ein langsames Gift die

Gesundheit vieler tausend Menschen aufgerieben, ihren Wachsthum vermindert, ihre edelsten Kräfte verzehrt und ihr Leben abgekürzt hat. Das eigentliche Alter der Erfindung ist noch nicht ausgemittelt. Schon im Jahr 851 hatten die Chineser einen aus Reis verfertigten Wein, (Arrak) den sie statt des wirklichen Weins tranken. Zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts muß der Branntwein indessen in Deutschland sehr wenig bekannt gewesen seyn; denn in einem Buche 1483 gedruckt, finden wir ihn als ein Arzeneymittel gegen beinahe alle Krankheiten angepriesen; unter andern heißt es: "Wer alle Morgen trinkt ein halben Löffel voll geprenntes Weins, der wird nimmermer krank;" ferner: "wer nit hört, der tref (trief) ein tröpflein in die Dren, so wird er wiederumb gehörend." Die letzte Silbe Wein rühret entweder daher, weil man dieses Getränk zuerst aus Wein und Weinhefen bereitete, oder weil man ehemals auch alle starke Getränke einen Wein genannt hatte.

Vor dreihundert Jahren war es Sitte, sich bei dem Essen mit beiden Ellbogen auf den Tisch zu legen. Erasmus warnet daher in seinem Sittenbüchlein, diese Gewohnheit der Höflinge nachzuahmen. Derselbe giebt im

nämlichen Werkchen die Lehre: sich bei der Reinigung der Nase nicht der Finger zu bedienen, sondern die Nase fein säuberlich an den Armel zu wischen.

Der Handkuß war in den ältesten Zeiten Religionsgebrauch; man grüßte Sonne, Mond und Sterne, indem man seine Hand küßte. Von den Griechen ging dieser Gebrauch zu den Römern über. Plinius erwähnt seiner, wenn er den Handkuß unter den Kaisern, zu einem sehr wesentlichen und unentbehrlichen Stück des Ceremoniels rechnet. Man trifft ihn überall an; Cortez fand ihn sogar in Mexiko, und bei den Marokkanern küssen die Frauen den Männern die Hände. An den meisten Höfen ist noch in unsern Tagen der Handkuß ein Punkt der Etikette. Unter Männern hat seine Gewohnheit abgenommen, und nur dem schönen Geschlechte gebührt noch allein diese Huldigung.

Der Gebrauch des Haarpuders, der aber heut zu Tage seinen ganzen Kredit verloren hat, steigt nicht über das sechszehnte Jahrhundert hinaus. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts puderten sich nur noch die Komödianten und zwar bloß, wenn sie auf der

Schaubühne waren. Sobald das Schauspiel vorbei war, klopften sie sorgfältig den Puder wieder aus den Haaren, und verwahrten ihn bis zur kommenden Vorstellung.

Wie es vor Alters bei fürstlichen Banketten zugeht, mag uns folgende Anekdote aus einer alten Chronik belehren. Als im Jahre 1524 der Herzog zu Sachsen, Georg, seine Tochter an Joachim, Markgrafen und hernach Churfürsten zu Brandenburg, vermählte, so ging es am Abend vor der Hochzeit gar weidlich einher. Man traktirte mit Aepfelmuß, schwarzem Gänsegekröse, und in der Speiseküche setzte es Wurst mit Graupen.

Noch zu einem Beyspiel, wie sehr unsre Lebensart von der vor einigen Jahrhunderten verschieden ist, mag der Auszug eines Briefes, der durch ihr unglückliches Schicksal so bekannt gewordenen Anna von Boulen, Gemahlin des englischen Königs Heinrich des Achten, dienen, den sie an eine ihrer Freundinnen schrieb: "Wie ich noch auf dem Lande war, konnte ich doch zum Frühstück ein Pfund Speck und zwei Kannen Bier genießen; seitdem ich aber am Hofe bin, esse ich kaum ein halbes Pfund. Kaum kann ich vor zehn Uhr Abends zu Bette

„kommen, und des Morgens ist es mir beinahe
 „unmöglich vor sechs Uhr aufzustehen.“

Heinrich der Vierte besaß nur eine einzige Kutsche. Sully bat den König, sie ihm auf den Nachmittag zu leihen. Der König versprach es ihm auch, da er aber nachher erfuhr, daß die Königin Willens sey auszufahren, mußte er sich bei Sully entschuldigen, sein Versprechen nicht halten zu können.

Im Jahr 1658 waren in Paris 320 Kutschen, und jetzt sind gegen 30,000.

Vor 1650 kannte man in Europa kein Kaffeehaus, und jetzt trifft man in jedem Städtchen ein Duzend an; in Paris allein sind über sechshundert.

Heinrich der Achte, König von England, baute 1485 das erste große Kriegsschiff, der große Heinrich (Great Harry) genannt, worauf er 14,000 Pfund verwandte. — Wie hoch mag wohl heut zu Tage ein Linienschiff von 130 Kanonen zu stehen kommen?

Den Baugeschmack unsrer Vorfahren können wir recht auffallend und in seiner völligen

Bizarrerie aus den Giebeln, Vorsprüngen, Nerkern und aus den Gemahlten Fenstern ihrer großen Gebäude abnehmen. Man sehe dagegen die modernen Gebäude in Berlin, St. Petersburg, Neapel, Rom u. s. w. Welch ein Abstand von jenen Zeiten!

Wie vor hundert Jahren das Stubengeräthe eines der vornehmsten Häuser der Stadt Riga aussah, soll uns ein Aktenstück, wie solches 1701 den 29. April inventirt wurde, erzählen.

Die Familie bewohnte eine Stube und eine Schlafkammer, und außerdem noch ein Zimmer, so zu Gesellschaften, Feierlichkeiten etc. bestimmt gewesen zu seyn scheint, und das Staatszimmer war.

In der Stube war ein großer Spiegel mit schwarzen Rahmen, sieben große Schildereien, zwei kleine dergleichen, fünf messingne Lichterarme, zehn Stühle mit grünen Tripp bezogen, drei kleinere dito, ein eichner Tisch, an beiden Enden auszuziehen, worüber eine schwarz lackene Decke; der Ofen hatte messingne Füße.

In der Schlafkammer hiengen sechs große und sieben kleine Schildereien, eine Bettstätte

mit schwarzen Gardinen von Luxsone mit Ra-
meelharnen Franzen besetzt, ein großes Schaff
mit 4 Thüren, 2 kleine dito, ein Spiegel mit
schwarzen Rahmen, 2 holländische Blumen-
töpfe, messingne Ofenfüße, ein ovaler Tisch
mit schwarzen Laaken bedeckt, und ein großer
eichner Kasten mit eichenen Füßen.

In der neuen Stube (das war also das
Staatszimmer) ein großer Spiegel mit schwar-
zen Rahmen, sechs weißkupferne getriebne
Lichtplatten, acht roth trippne Stühle, ein las-
kirter Tisch, die vier Fenstern hatten gelb taf-
tene Gardinen, zwei mit goldenen Leder be-
schlagene Lehnstühle und messingne Ofenfüße.

Vor 360 Jahren wußte man nichts von ste-
henden Armeen. Wenn ein Krieg ausbrach,
warb man erst Soldaten, und verabschiedete
sie nach Endigung desselben wieder. Die neu-
ere Politik zeigt uns beständige Kriegsschaar-
ren von 5 bis 600,000 Mann. Wie viel ar-
beitsame Hände werden nicht dadurch dem Land-
bau entzogen! Auch fordert die Weise Krieg zu
führen, jetzt einen Aufwand, der sich bei den
in den meisten Ländern schon in Friedenszeiten
hochgespannten Auflagen, so geschwind, als

das dringende Bedürfniß der Zeitläufte heischt, durch Auflagen nicht aufbringen läßt. Die natürlichen Folgen sind ein großes Deficit in der Staatskasse, und um dieses zu decken, Staatsschulden.

Die ganze Welt spielt, und jeder bedarf eines Kalenders; aber vielleicht wissen nur wenige, wer die ersten Karten und den ersten Kalender erfand. Die erstern wurden gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts zu Nürnberg von Deutschen gefertigt, den letztern gab Johann Regiomontanus (Johann Müller) aus Königsberg im Jahr 1476 zum Erstenmal auf dreißig Jahre gleichfalls zu Nürnberg heraus. Ein solcher Kalender wurde mit zwölf Kremnitzer Dukaten bezahlt, so angenehm war dieses Geschenk seinen Zeitgenossen.

M.

(Wird gelegentlich fortgesetzt.)

II.

Bemerkungen über M. C. P. M. Snell's,
vormaligen Rektors zu Riga, Beschrei-
bung der russischen Provinzen
an der Ostsee.

(F o r t s e z u n g .)

Von dem russischen Ostseehandel
überhaupt.

„Vermöge der neuen Stadtordnung müssen
„alle Fremdlinge, welche in Rußland wohnen,
„folglich auch die Engländer, sich in die Bür-
„gerklassen einschreiben lassen, bürgerliche Ab-
„gaben an die Städte, und Vermögensteuer
„an die Krone bezahlen. S. 199.“

Es ist falsch, daß alle in Rußland wohnen-
de Fremde sich in die Bürgerklassen einschrei-
ben, bürgerliche Abgaben an die Städte und
Vermögensteuer an die Krone geben müß-
sen. Sie sind von allen dem befreiet wie vor-
hin; so lange nämlich sich nicht jemand frei-
willig als wirklicher Bürger einschreiben las-
sen und bürgerliche Geschäfte, Handel und
Gewerbe treiben will.

„Im Jahre 1784 erlitt die Affekuranzkom-
 „pagnie in Riga so vielen Schaden, daß ihr
 „ganzes Kapital darauf ging, und die Inte-
 „ressenten noch vierzig Prozent zuzahlen muß-
 „ten, um ihre Versicherungen gut zu ma-
 „chen. S. 210.“

Unrichtig ist es, daß die Affekuranzkom-
 pagnie in Riga ihr ganzes Kapital sollte ver-
 loren haben, und die Interessenten noch vier-
 zig Prozent zuzahlen müssen. Die Interessent-
 en verloren nur zwanzig Prozent von ihrem
 eingelegten Kapital.

Handel der Stadt Riga.

„Riga ist schon ums Jahr 1260 in den
 „hanseatischen Bund aufgenommen worden.
 „S. 220.“

Wo mag es der Verfasser doch gefunden
 haben, daß die Stadt Riga schon um's Jahr
 1260 in den hanseatischen Bund aufgenommen
 worden? Bis hieher hat noch Niemand das
 Jahr ihrer Aufnahme mit Zuverlässigkeit an-
 geben können. Nur so viel ist gewiß, daß sie
 seit 1284 mit dazu gehört habe.

Wer wird und kann das glauben, daß die Stadt Riga je im Stande gewesen sey, 20,000 Mann eigne Truppen ins Feld zu stellen?

Daß Riga anfänglich eine Kolonie der Bremer gewesen seyn sollte, ist im eigentlichen Verstande ganz falsch; aber auch nicht einmal in so weit ist es, daß diese Kolonie die größte Anzahl der Einwohner und Bürger von Riga ausgemacht habe, mit einiger Zuverlässigkeit zu behaupten. Wisbi, und so manche Städte Deutschlands haben gewiß eben so viele dazu hergegeben.

Riga unterwarf sich der polnischen Oberherrschaft eigentlich erst 1581 nicht 1562.

„Die bei Riga vorbeiströmende Düna war ehemals tiefer als jezo. Die größten Schiffe konnten auf dem Strom bis nach Uexkul fahren, welches drei Meilen über Riga liegt.“
S. 221.

Von welcher ehemaligen Zeit auch hier die Rede seyn mag, so hat doch nie eins von heutigen, mittelmäßigen, geschweige dann von den größten Schiffen bis nach Uexkul, welches zwischen vier bis fünf Meilen oberhalb Riga liegt, hinauf fahren können.

"Die Kaiserin hat schon lange darauf ge-
 "dacht, einen Hafen für allerley Schiffe, be-
 "sonders für Kriegsschiffe, bei Riga anzule-
 "gen. Sie hat schon seit dem Anfange ihrer
 "Regierung daran bauen lassen. Auf dem
 "Damm sollten Häuser gebaut und Kanonen
 "gepflanzt werden. Und endlich sollten dicht
 "an diesem Hafen auf der Küste eine neue
 "Stadt gebaut werden. S. 222."

Nicht in den ersten achtzehn Regierungsjahren der Kaiserin, noch weniger also seit dem Anfange ihrer Regierung ist an Erbauung eines Kriegshafens bei Riga gedacht worden. Ja, selbst zu der Zeit, wie der Hafen für die Handelschiffe anzulegen befohlen wurde, war von keinem Kriegshafen die Rede. Und die daselbst zu erbauende neue Stadt ist vollends ein Märchen, welches der Verfasser, seiner Leichtgläubigkeit nach, ungeachtet aller Unwahrscheinlichkeit, für baare Wahrheit angenommen hat.

"Ein gedrucktes Verzeichniß der rigischen
 "Kaufleute vom Jahre 1785 giebt die Zahl der
 "Kommissionairs auf 66 an. Und diese 66
 "Männer sind es, welche jährlich für fünf
 "Millionen holländische Thaler, in guten Jah-

"ren auch für sechs Millionen, Waaren ex-
 "portiren. Sie sind es einzig, die fremdes
 "Geld in das Land ziehen. Von ihnen muß
 "die ganze Stadt, und viele tausend Mens-
 "schen auf dem umliegenden Lande leben, u.
 "f. w. S. 224."

So wahr es ist, daß durch die den aus-
 wärtigen Handel treibenden Kaufleute frem-
 des Geld ins Land gebracht wird und von sel-
 bigem viele tausend Menschen auf dem umlie-
 genden Lande leben; eben so wahr ist es auch,
 daß jene ohne diese das fremde Geld nicht ins
 Land ziehen könnten und jene auch von diesen
 leben. Was soll also eine solche einseitige
 Prahlerey? Die darauf folgende Berechnung,
 was die Stadt dabei profitirt, ist ziemlich win-
 dig, die Niemand auf des Verfassers Wort
 annehmen wird.

"Als Peter der Erste die Stadt Riga in
 "Besitz genommen hatte, verlangte er, sie
 "sollten ein hölzernes Hanfmagazin außer der
 "Stadt anlegen, u. f. w. S. 236."

Es ist falsch, daß der Kaiser, Peter der
 Erste, die Erbauung eines hölzernen Hanf-
 magazins außer der Stadt verlangt habe. Es

Ist daran nie, bis auf die Zeit vor zwanzig Jahren, gedacht worden.

Was die Stadt zu den hölzernen Magazinen hergeben mußte, betrug nicht 80,000, sondern nur 36,000 Rthlr.

"Ich kann die Ursache nicht angeben, warum die Petersburger Münze lieber die holländischen Thaler, als das Silber aus den russischen Bergwerken, zu Rubeln präget."
"S. 239."

Wer hat es denn dem Verfasser gesagt, daß die Krone das Silber aus den Bergwerken nicht zu Rubeln prägen lasse? Dies geschieht allerdings; aber es reicht nicht zu.

Eine sonderbare Neuigkeit erzählt der Verfasser hier übrigens noch, daß die rigische Kaufmannschaft jährlich eine Million Rthlr. in den sieben vereinigten Provinzen prägen lasse. Bekanntlich wechselt sie selbige dort ein.

"Von der Berechnung bei der Bezahlung des Zolls, S. 240. ziemlich umständlich."

Da der Zoll in andern russischen Häfen in Banko=Assignationen bezahlt wird, und

diese nach und nach bis zu 200 Kopfen und darunter gegen einen Rthlr. Alb. herunter gegangen sind; so ist auch der Verlust so viel ansehnlicher.

„Das russische Geld ist im Handel und Wandel nicht gewöhnlich, sondern es ist nur eine Waare, die man von den Wechslern kauft, wenn man sie braucht. S. 241.“

Das russische Geld wird in Riga allerdings, sowohl im Handel mit Russen als auch in andern Gewerben und Ausgaben gebraucht.

Eine ganz neue Entdeckung ist es, daß das Albertsgeld, oder der Albertsthaler seine Benennung von einem alten rigischen Bischof Albert habe, der es nie eingeführt hat. Bis dahin hat man allgemein den östereichischen Erzherzog Albert, welcher zugleich Herr der spanischen Niederlande war, für den gehalten, der den Albertsthälern den Namen gegeben hat. Zu den Zeiten des rigischen Bischofs Albert wußte man noch gar nichts von Albertsthälern.

„Außer den deutschen Kaufleuten, die sich mit dem Umsatz der Münzsorten abgeben,

„stehen noch zwei und zwanzig Russen mit ihren Wechselstischen in einer Reihe vor der Schalspforte. — Hier sieht man das Geld in großen Haufen aufgestapelt; ein Bild des innern Reichthums u. s. w. S. 243.“

Die aufgestapelten Geldhaufen bei den russischen Geldwechslern, die etwa 10, bis 20,000 Rubel betragen mögen, würden doch nur ein jämmerliches Bild des innern Reichthums abgeben.

Wie würde der Verfasser es wohl mit Grund behaupten, wie er doch hier thut, und erklären wollen, daß Petersburg, in Absicht auf den Handel, eine Kolonie von Riga sey? Das ist doch wahrlich zu viel Ehre für Riga!

Polnischer Duna-Handel.

„Polen muß, weil es seit der Theilung von 1772 keine eigenen Seeplätze hat, zum Umsatz seiner Waaren die benachbarten Seestädte suchen u. s. w. S. 245.“

Was für Seeplätze hat denn Polen bei der Theilung von 1772 verloren? oder welche

hat es vordem gehabt? Auch Danzig kann man wohl nicht einmal als eine eigene polnische Seestadt ansehen.

„Wenn in Riga ein Pole seinen Leibeigenen todtschläge, so würde er zwar auch nicht ungestraft davon kommen. Gleichwohl würde man in solchem Falle dem Polen nicht ans Leben kommen; und wenn er es nicht gar zu grob gemacht hätte, so würde man, um den Handel nicht zu stören, lieber die Sache zu unterdrücken, als öffentlich bekannt zu machen suchen. S. 248.“

Dhne zu untersuchen, wie es zugehe, wenn man's mit dem Todtschlage nicht zu grob mache; so verdient der Verfasser gewiß keinen Dank für das Kompliment, daß er der eigennützigen Politik der rigischen Obrigkeit auf Kosten der Gerechtigkeit macht. So wenig man vorhin dergleichen grobe Verbrechen, von wem sie auch begangen worden, ungestraft gelassen hat, eben so wenig würde es auch nun geschehen.

„Die Waldungen in Polen werden auf eine unbarmherzige Art niedergehauen. Der Fürst Radzivil allein hat seit zehn Jahren

"aus seinen Waldungen alljährig für 30,000
 "Dukaten Holz an die Holländer verkauft. S.
 "251."

So sehr es übertrieben ist, daß der Fürst
 Radzivil seit 10 Jahren jährlich für 30,000
 Dukaten Holz aus seinen Waldungen nach
 Riga geführt habe; eben so unrichtig ist es,
 daß er solches an die Holländer verkauft habe.
 Er, so wie jeder Fremde, muß seine Waare
 an rigische Bürger verkaufen. So ist es auch
 wirklich geschehen, und die rigischen Bürger
 haben es nicht allein an die Kommissionaire
 der Holländer, sondern auch der Engländer,
 Franzosen, Spanier u. s. w. verkauft.

"Aus Riga ist seit dem Jahr 1785 alles
 "Getreide nach Petersburg verschifft worden.
 "S. 253."

Seit dem Jahre 1785, also bis 1793, da
 der Verfasser sein Buch schrieb — wäre alles
 Getreide aus Riga nach Petersburg verschifft
 worden! Das Wahre davon ist, daß in den
 Jahren 1785, 1786 und 1787, eine ziemliche
 Quantität Roggen und Roggenmehl, bei wei-
 tem nicht aller Roggen, noch weniger alles
 Getreide — von Riga aus nach Petersburg
 gegangen ist.

"Die Konstitution vom dritten Mai 1791
 "war eine Folge des vielen in Polen eingeflos=
 "senen Geldes: dieses Staatsgeheimniß hat
 "meines Wissens noch niemand aufgedeckt.
 "S. 253."

Der Verfasser thut recht stolz mit seinem
 Staatsgeheimniß. Er hat Recht, wenn er
 seinen Stolz darin setzt, daß nur er es ent=
 deckt hat. Darum wird ihn schwerlich Jem=
 and beneiden; aber auch sicherlich dieses Ge=
 heimniß dafür nicht annehmen, wofür er es
 ausgiebt.

"In den Jahren 1782 und 1783 sind über
 "1200 Schiffe nach Riga gekommen; welche
 "Anzahl aber, nach geschehenem Frieden, sich
 "fast um die Hälfte verminderte. S. 260."

Nur in dem einzigen Jahre 1783 kamen
 über 1200 Schiffe an. 1782 nur gegen taus=
 send. Auch fiel die Anzahl derselben nicht
 gleich so sehr ab.

"Aus Litthauen kommen im Herbst auch
 "viele Bauernwagen, welche Leinsaat und Ge=
 "treide führen: daran haben die Bauern ge=
 "meiniglich keinen Antheil. Auch dasjenige,

"was aus Kurland kommt, gehört mehrens-
 "theils den Edelleuten zu, und die Bauern
 "sind nur die Fuhrleute. Aus Liefland kommt
 "wenig, was der Kaufmann gebrauchen kann.
 "S. 261."

Was die Bauern aus Litthauen, Kur-
 land und Liefland von ihren eigenen Lan-
 desgefällen nach Riga führen, beträgt zusam-
 men genommen ein ansehnliches Quantum.

Daß aus Liefland wenig komme, was der
 Kaufmann gebrauchen kann, hätte nicht so
 rude et crude hingeworfen werden müssen.
 Man darf es nicht anders als relativ verste-
 hen, im Verhältniß zu dem, was aus Lit-
 thauen, Kurland u. s. w. kommt.

Sowohl die angegebene ehemalige Anzahl
 der Bauernhändler, als auch die Ursache der
 nachher darin gemachten Veränderung, ist
 falsch. Die Geschichte davon ist zu weitläufig.
 Schon ehemals war der Bauernhandel allen
 den Kaufleuten erlaubt, die den inländischen
 Handel trieben; Niemand war besonders da-
 zu privilegirt.

"Noch ist zu bemerken, daß die Stadt
 "Riga auch aus Rußland, besonders aus

„Weißreußen, wo sich viele Russen etablirt haben, eine große Zufuhr erhält u. s. w. „S. 262.“

Aus dem jezigen Weißreußen hat Riga nicht etwa erst von der Zeit an, da einige Russen sich daselbst etablirt haben, sondern schon von undenklichen Zeiten her, da es zu Polen gehörte, wie auch aus einigen ältern russischen Provinzen ansehnliche Zufuhr zu Lande und zu Wasser erhalten. Es wird also sehr unrichtig bemerkt, als wenn die Russen bei ihrem Dünahandel die Polen zum Muster gehabt hätten, und nun ebenfalls mit Strusen Holzstöcken und Schlitten nach Riga kämen.

Die uralte Stapelgerechtigkeit der Stadt Riga besteht eigentlich darin, daß keinerlei Waaren aus Rußland, Polen, Liefland oder Kurland durch die Stadt, oder die Stadt vorbei anderwärts hingeführt, von dort nicht wieder unverkauft zurückgeführt, sondern in Riga, und zwar nicht anders, als an einen dasigen Bürger verkauft werden dürfen. Waaren aber, die von einem rigischen Bürger aus Rußland, Polen u. s. w. eingekauft worden, können gleich wieder dem Ausländer überlassen werden.

Russisches Zollwesen.

"Damit die Zollbedienten im Stande seyn,
 "jedesmal, wenn allzu gering angegebene Waa-
 "ren vorkommen, sie an sich zu bringen, und
 "es ihnen niemals an Gelde fehle; so bewil-
 "ligt ihnen die Krone einen unentgeltlichen
 "Vorschuß auf einen Monat, so oft sie zu die-
 "sem Behuf Geld nöthig haben. S. 267."

Die Zollbedienten erhalten zwar den nöthi-
 gen Vorschuß auf zwei Monate, aber nicht
 unentgeltlich, sondern gegen gewisse Prozen-
 te; auch werden ihnen die Waaren nicht eher,
 als nach Zurückzahlung des Darlehns verab-
 folget.

Der Verfasser verräth übrigens S. 271.
 sonderbare moralische Grundsätze, wenn er es
 den Besuchern zum Lobe anrechnet, daß sie wi-
 der Eid und Pflicht sich durch Bestechungen
 bewegen lassen, Kontrebande oder verheimlich-
 te zollbare Waaren frei durchgehen zu lassen.

"Mit Verwunderung hörte ich einst einen
 "alten Kaufmann, der einem jüngeren Lehren
 "gab, sich über den Profit im Handel erklären:
 "am Kaffee, sagte er unter andern, ist nicht

"viel zu gewinnen; ich habe in meinem Leben
 "an diesem Artikel nicht mehr als drei und
 "dreißig Prozent herausgebracht. — Wie?
 "sagte ich — drei und dreißig Prozent? das
 "ist doch aller Ehren werth! D, erwiderte er,
 "das will hier zu Lande nicht viel sagen. S.
 "267 und 268."

Ohne die Wahrheit der Erzählung von den
 drei und dreißig Prozent Gewinnst zu bestrei-
 ten, ist die Sache selbst gewiß nicht wahr. Der
 Verfasser hat entweder nicht recht gehört, oder
 der Andre hat Wind gemacht, und zwar so,
 daß es ein jeder andere, außer dem leicht-
 gläubigen Verfasser, gemerkt haben würde.

"Es erschien im Jahr 1782 wieder ein
 "neuer Zolltarif; — und siehe! es gelang dem
 "obgedachten Etatsrath, (wie man sagt) die
 "Revenüen der Krone gleich im folgenden Jahr
 "um fünf Millionen zu vermehren. S. 276."

Man lasse auch die Vermehrung der Zolls-
 einnahme in dem ersten Jahre nach dem Zoll-
 tarif bis auf zwei bis drei Millionen — fünf
 Millionen ist sehr übertrieben — gestiegen
 seyn; so genoß die Kronkasse doch nur den ge-
 ringsten Theil davon; weil die außerordentlich

großen Anstalten gegen die Schleichhändler, die Besoldung der Grenzaufseher und Berenzer u. s. w., die eine kleine Armee ausmachen, und die Erbauung der Gebäude für selbige längs den weitläufigen Grenzen des Reichs, den größten Theil der vermehrten Zolleinnahme wieder aufzehrten.

Nicht die hier angegebene Ursache lag der verbotenen Landeinfuhre zum Grunde; sondern um dem Schleichhandel, dawider alle bis dahin getroffene Vorkehrungen nicht hinlänglich waren, desto besser vorzubeugen.

Der Landhandel von allen auswärtigen Orten her, ist nach der Zeit wiederum frei gegeben und hergestellt worden.

“Der Hauptzweck der Grenzzollhäuser auf dem Lande war immer, und ist noch die Besorgung des Transitozolles. S. 277.“

Der Zweck der Grenzzollhäuser war, daß keine unverzollte und verbotene Waaren ins Reich heimlich eingeführt werden sollten. In ganz Rußland existirt kein Transitozoll; vormals wohl in Riga, so lange diese Stadt ihre eigene privilegirte Zolleinnahme genoß. Dies

sen Zoll erhob sie für diejenigen Waaren, die von auswärtigen Orten nach Rußland verschrieben und bestimmt waren, und durch Nioga ins russische Reich gingen. Jetzt findet auch dieser Zoll nicht mehr statt. Was hier bei dem Verfasser Transitozoll heißt, pflegt man den Rückzoll zu nennen.

Daß man muthmaßen könnte, der Krieg mit Schweden habe den Seehandel ins Stokken gebracht, und zu dessen Aufrechthaltung sey der ganze Landhandel aufgeopfert worden, ist Nonsens.

„Was Ellenmaß hält, wird Stück vor Stück gemessen; seidene Strümpfe werden gewogen. Alle holländische Dukaten, welche einkommen, werden stückweise gewogen. S. 279.“

Nicht alles, was Ellenmaß hält, wird gemessen. Sammet und andere Seidenzeuge werden gewogen, weil sie nach dem Gewichte verzollt werden. Auch von dem, was nicht gewogen wird, werden nicht alle Stücke gemessen; sondern nur zwei oder drei aus jeder Quantität. Bloss in dem Falle, wenn sich

aus Nachmessung dieser zwei oder drei Stücke widrige Muthmaßungen ergeben, müssen alle Stücke einer solchen Quantität gemessen werden. Auch werden nicht alle Dukaten stückweise gewogen; sondern nur diejenigen, die randlos gefunden werden oder zu leicht scheinen.

„Als eine unnöthige Weitläufigkeit ist auch die Anordnung zu betrachten, daß jeder Kaufmann zu Anfang des Sommers auf dem Zollhause zum voraus angeben muß, wie viele Waaren von dieser oder jener Sorte er ohngefähr zu verschiffen gedenke u. s. w.“
 „S. 281.“

Wenn eine solche Anordnung, daß jeder Kaufmann zu Anfang des Sommers zum voraus angeben müßte, wie viele Waaren von dieser oder jener Sorte er ungefähr zu verschiffen gedächte, wirklich vorhanden wäre; so könnte man sie freilich nicht bloß eine unnöthige Weitläufigkeit, sondern auch undenkbar nennen, weil eine solche Angabe nicht thunlich ist. Aber es existirt keine solche Anordnung. Der Verfasser hätte sich also auch die Mühe ersparen können, den Grund davon aufzusuchen.

Von Arzneieien sind nur die einfachen zollfrei, und unter den Apothekermaterialien sind auch verschiedene, die Zoll geben müssen.

Der Schleusenbau, Seite 285., ist völlig zu Stande gebracht worden. Das hervorströmende Quellwasser verzögerte bloß die Arbeit. Sie ist aber nie eingestellt, noch der Graben oder Kanal zugeworfen worden.

(Der Beschluß nächstens.)

III.

Ueber die uns bevorstehende, gänzliche Versandung des Dünastromes, an seinem Ausfluß in die Ostsee. Von F. C. Broße.

Riga's Erwerbsquelle ist die Düna. Sie verwandelt unsern dürstigen Wassertrunk in kraftvollen Wein und — es ist keine Hyperbel — unsre öde Sandwüste zu einem höchst reizenden Aufenthalt. Sie ist unter allen Flüssen, welche Gold mit sich führen, gewiß von Bedeutung und vielleicht einer der bedeutendsten; nur gehören mehr als bloß ein paar gesunde Augen dazu, um an ihren Ufern Gold

zu sammeln; dazu gehört — was mir jeder gebildete Kaufmann gerne zugeben wird — ein kühner Geschäftsblick, ein durchdringender Geist, ein fester Charakter und freilich — was ich durchaus nicht vergessen darf — auch ein gutes Theilchen Glück.

Wie hat sich unsre liebe Vaterstadt seit kurzer Zeit zu ihrem Vortheil verändert! — Durch wie viel zierliche und dabei doch nützliche (denn es ist wahrlich ein Beweis rühmlicher Ueberlegung, daß wir bei aller Eleganz unsrer Bauten, nicht den eigentlichen Zweck des Hauses — die Nutzbarkeit übersahen) durch wie viel zierliche und dabei doch nützliche Gebäude ward sie verschönert! — Was ehemals, außerhalb ihrer Mauern, Sumpf war, ist jetzt eine lachende Wiese, und wo sonst der Flugsand wehte, da sieht man jetzt nichts, als geschmackvolle Villen und ringsherum die einladendsten Gartenanlagen. Und alle diese großen Dinge that wirklich diesmal nur das Wasser, das unser Spekulationsgeist kühn und überdacht benutzte. Wir verdanken — mag sie auch immerhin in ihrem Uebermuth, beim Einsturz mancher Hütte, durch den Eisgang ihre Kraft etwas zu genialisch geäußert haben — der Düna unsern ganzen Wohlstand.

Die Schiffahrt wurde, alle besondern Konkurrenz, ihrer zufälligen Erhöhung abgerechnet, mit jedem Jahre blühender. Man erbaute auch für die Schiffe einen Sicherheitsort zum Winterlager, und so ward überall die auffallendste Sorgfalt für die Ausbreitung unsers Handels gezeigt. Nur noch ein Wunsch ist dem Patrioten übrig, nämlich der — eine reinere und gesündere Luft zu athmen, und um diese zu erlangen der Zusatz: daß unsre morastigen Stadtgräben fließend gemacht würden, und an ihren Ufern unsre vollen Speicher ständen. So könnte man alsdann grade aus den Strusen in die Speicher laden, und es wäre des lästigen, zur Schiffahrtszeit wirklich gefahrvollen, Wagengedränges in den Gassen ein Ende — und unser Riga wäre eine wahre Handelsstadt, die im edlen Gefühl patriotischer Gefinnungen und mit dem schönen Bewußtseyn ihres guten Rufes dastände, ruhig und sicher, auch ohne alle kriegerische Umgebung. Der eifrige Muth, der wahre Patriotismus bedarf der schweren Waffenrüstung nicht um zu kämpfen, und Rigas Bürger haben es durch die Geschichte bewährt, daß sie ihr Vaterland mehr lieben als ihr Blut. Die Stiftung der schwarzen Häupter ist noch ein ehrwürdiges Ueberbleibsel unsers ehemaligen

Ruhmes, ein Andenken derjenigen Zeit, als auch noch der Bürgerstand in seiner Mitte, Helden, in der ganzen Bedeutung dieses Wortes, zählte.

Doch man sieht es dieser unwillkürlichen Abschweifung vom eigentlichen Wege gewiß an, daß hier ein geborner Livländer von seinem Vaterlande spricht, und daß dieser Enthusiasmus mehr, als ein künstlich aufgeregtes Feuer ist, das sich ein paarmal herumdreht und dann, rhetorisch forcirt, mit einer schallenden aber leeren Explosion in die Luft fährt. Ich spreche nie, am wenigsten wenn von meinem Vaterlande die Rede ist, um zu leuchten, sondern um zu wärmen. Nur die Freude über den wahren Flor meines Vaterlandes, über die nützlichsten gegenwärtigen Verschönerungen unsrer Vaterstadt und diejenigen, deren Realisirung uns eine hoffnungsvolle und noch glücklichere Zukunft aufbewahrt, verleitete mich zu diesem Abweg; nur die herzlichste Freude. Aber sie hat das Schicksal jeder Freude, auch ihre Dauer währt nur Augenblicke und sie zieht sich wie ein bethörtes Gefühl schüchtern zurück, wenn der prüfende Verstand seinen kalten und unbestechbaren Blick auf den Gegenstand der Untersuchung wirft.

Die Düna wäre also unsre Erwerbsquelle und wie wir alle glauben — denn gewöhnlich unterdrückt die alte Gewohnheit das Aufkommen jeder neuen Bemerkung — und unverstegbar. Woer ein Holm entsteht nach dem andern und wird allmählich angebaut und so gleichsam absichtlich vergrößert, denn jede Erdmasse wächst bekanntlich durch die Bewohnung — und so wird das Wasser immer mehr verdrängt. Die Sandbänke vergrößern sich von Jahr zu Jahr, und bald könnte es einen bequemen Landweg vom Johannisdamme bis zur Steinhauerschen Mühle, mitten in der Düna, geben. Die Untiefe des Seegats wird immer bedenklicher, das Fahrwasser immer beschränkter, der warnenden Merkzeichen für den Schiffer werden immer mehrere, und noch immer gilt der beschränkte Gemeinplatz: der Strom sorgt für sich selbst, hier reißt er weg und dort setzt er wieder an, jede ängstliche Besorgniß um ihn ist überflüssig.

„Der Strom reißt weg und setzt wieder an“ — das ist wahr; doch wo riß er schon seit einigen Jahren weg und wo setzte er wieder an? Vom untersten Kaiserlichen Garten bis Hilchensholm, eine Strecke von 3 Werst, sind 4 Faden hohe Sandberge,

in einer Breite von 90 bis 100 Faden weggerissen; vom Mühlgraben, auf der gegenüberliegenden Seite, bis zu dem Krondorfe Kinnusch, keine kleinere Strecke, Breite und Höhe; vom Katharinendamm ist gleichfalls oberwärts nur noch wenig übrig — man berechne diesen Wegriß, diese ungeheure Sandmasse und bedenke, daß sie einzig und allein neue Hölmer bildete und alte vergrößerte. Und unsre Besorgniß muß wachsen, denn nun sind die steilabgerissnen Sandberge erst recht in Bewegung gekommen; ein lockrer Abfall drängt den andern hinab, und immer rieselt der trocknende Sand nach, und die Wellen rasten unten auch nicht. Jede kleine Aushölung unten bereitet sich rastlos einen beträchtlichen Nachsturz von Sand, und zur Vergrößerung unsrer Besorgniß wechselt die Strömung nach der rothen Düna und durch Mühlgraben in die Stintsee so oft, als gälte es durch den immerwährend wechselnden Hinfluß und Abfluß nur den Sandbergen und ihrer Vertilgung.

Die Ufer der Düna, von Jungfernhof bis Dünamünde, sind meistentheils Sand, und dieser, so lange der Strom nicht rückwärts fließen möchte, wird uns immer theilweise hergetragen und dann in die See? — Keineswe-

ges; denn die hin und herstreifenden Holmzäcke fangen ihn alle auf, und der Sand, welchen die See allenfalls erhalten möchte, bringt sie uns bei Gegenstürmen gewissenhaft zurück und legt ihn bescheiden, um nicht ihre Grenzen zu überschreiten, obwohl böshaft genug, dem Ausflusse unsers Stromes vor.

Das Flußbette der rothen Düna, Mühlgrabens, Bolderaa, selbst der Stintsee, alle sind sandiger *) Natur und alle, indem sie sich selbst mit Ungestüm reinigen, versanden die Düna und zwar wo anders, als sich am nächsten — nämlich an der Mündung der Düna.

Diese Besorgnisse indeß würden insgesamt schwinden, wenn nur das Wasser bei seinem Ausfluß nicht so kraftlos sich ergöße. Seine

*) Um der Bemerkung vorzubeugen, daß ich deswegen so viel Tinte verschrieben, um nur ein wenig Sand als Streusand, zur Beruhigung meiner gar zu großen Besorglichkeit, zu tilgen, so schwemm ich diese Bemerkung dem Wasserwize mancher sogenannten Kosmopoliten gerne vor, die überall angeln und wäre es auch nur nach kleinen winzigen Gründlingen, indem sie sich immer sehr naiv für stachlicht halten, während ihr eigener Fingerg blutet.

Breitenfläche an der Mündung ist zu groß (von der Bolderaa bis Magnusholm größer als eine halbe Meile) und bekanntlich wie jedes Breite und Fläche, so auch hier bei Ahafen, bedauerungswürdig kraftlos. Freilich sieht es manchmal tobend genug auf der Oberflächlichkeit aus; doch das ist nicht Kraft, das ist nur Wirbelströmung. Unten schleicht der schwache Strom voll heimlicher Lücke langsam, sehr langsam dahin. Wo Mühlgraben, die rothe Düna und die Bolderaa, *) des Unwetters wegen, gleich tollen Gedanken um einen Kopf, der ohnehin nicht weiß, wo eigentlich seine Stelle ist, in einander und durch einander wirbeln und die alte Ostsee richterlich-zornig darunter fährt, da muß es natürlich oben etwas kraus und dunkel aussehen, doch ist das keinesweges Kraft zu nennen; sondern eigentlich — (wo Elemente so gewaltig stürmen, hat man grade nicht Zeit die Worte zu wählen) — sondern eigentlich eine Wasserconfusion, in der sich die einander durchkreuzenden Strömungen wechselseitig hemmen und schwächen. Das Resultat solcher oberflächlichen Strudel sind denn

*) Nach dem Plattdeutschen die polsternde Aa — Polter-Aaa — Buller-Aa.

natürlich immer wieder neue kleine Untiefen, und so greift die Seichtheit um sich. Ist nun der Wind gar Nordost, so reißt auch die breite unbeholfne alte Düna dazwischen, und die scheinbar wilde Wasserwirthschaft sieht ordentlich greulich aus, und bei alle dem Tumult ist es doch keine Kraft. Dabei theilt sich das Wasser bei seinem Ausfluß nun vollends in drei Arme, nämlich bei der Festungsbatterie, bei Magnusholm und dem, von den Letten benannten jungen Graben, der etwas schlammig ist, (jauna grawe) und wird dadurch ganz ohnmächtig. Sein Fall ist so schwach an der Mündung, daß er nach dem sogenannten Baumfluß nicht mehr das Seegatt zu verändern vermag, was wirklich bei der Länge des Flusses und seiner verschiedenen Niederfälle zu bewundern ist. Hätte nur der Ausfluß der Düna mehr Konzentration, so könnten wir darüber unbesorgt seyn; bei so bewandten Umständen aber wäre Sorglosigkeit unverzeihlich.

Die verschiednen Durchriffe des Katharinenammes ferner sind wahre Ableiter und Irrleiter der Strömung. Sie schwächen an vielen Punkten die Kraft des Flusses und hindern dadurch seine eigenmächtige Reinigung vom Sande gänzlich. Und selbst beim Eis-

gange, wo die andrängende Gewalt desselben am unwiderstehlichsten ist, mindern sie dieselbe durch ihre Zrleitunaen in die rothe Düna und Stintsee, so wie auf der entgegengesetzten Seite die flache Spilwe eben durch ihre Fläche die schweren Eismassen zur Verirrung und Niederlage reizt. Nur hohe Ufer könnten diesem Uebel abhelfen und es ist sehr zu bedauern, daß die alten Dämme so schadhast und durch diese Schadhastigkeit jetzt selbst unwidersprechlich schädlich sind.

Aber auch die Fischer tragen das Ihrige zum Ruin des Stroms bei, und zwar im Frühlinge, wo er in der wohlthätigsten Aufregung bemüht ist, sich einen tiefen Weg zu bahnen. Dies geschieht durch die schädliche Fischerei mit Körben, welche dem jungen Wald sowohl wegen des dazu erforderlichen Bedarfs der jüngsten und schlankesten Birkenstämme zum Nachtheil gereicht, als auch selbst unsrer Nahrungsquelle, der Düna. Die Fischer besetzen nämlich, gleich nach dem Eisgange, und wo möglich schon während des Eisganges, alle Untiefen bei Hilchensholm, Rinnusch, Wegaken, der Spilwe, Bolderaa, ja wo sie am aller nachtheiligsten sind, selbst bei Begefsackholm und am Katharinendamm, — alle

diese Untiefen Korb bei Korb. Diese Körbe sind an Stangen befestigt, welche tief in den Sand hineingestoßen werden. Dadurch wird nun der Grund auf den Untiefen überall gelockert und aufgewühlt und vom Strome in die Tiefen getragen, und somit werden nun die Tiefen augenscheinlich mit Sand verschwenmt, denn überall, wo eine Stange steht, erzeugt sich eine beträchtliche Höhlung. Darauf befestigt der Fischer wieder auf den Rand dieser Höhlung seine Stange und fährt mit dieser verderblichen Thätigkeit professionmäßig so lange fort bis zum Sommer, wo die Fische feltner werden; als ob er dann gleichsam, wenn der Strom sich schon gesetzt hat, wegen der Unmöglichkeit, ihm noch schaden zu können, auch ausruhen müsse.

Der Holzhasen in der Bolderaa erhebt endlich die Besorgniß einer gänzlichen Versandung des Fahrwassers zur höchsten Wahrscheinlichkeit. Er ist bereits so groß angewachsen, daß er über 3 Werst im Umfange hat. Bei der Schanze ist nur noch eine schmale Durchfahrt, und auch diese möchte bald ganz aufhören. Ist das geschehen, dann haben sich Bullen, die Schanze und die Bolderaa zu einer großen Sandbank vereinigt, die als

Sammelplatz alles anströmenden Sandes endlich die Mündung unausbleiblich verstopfen muß. Die Sandbank des Holzhafens ist übrigens nur sehr wenig vom Wasser bedeckt, dennoch würde der Strom sie kleiner spülen, wenn nicht eingerammelte Pfähle jede Welle brächen, und Balken an Balken die ganze Oberfläche bedeckten, wodurch jeder lebendigen Bewegung des Wassers Einhalt gethan wird. Diese Ruhe ist dem Sandansatz aber recht erwünscht und die horizontal, mitunter auf dem Grund, liegenden Holzflößer, reizen ordentlich dazu. So hemmt der bolderaasche Holzhafen augenscheinlich den, nach seiner Reinigung vom Sande, strebenden Strom; denn durch ihn setzt sich die bedenkliche Sandbank immer fester, durch ihn wird die Mündung des Stromes immer enger.

Ist aber einmal die Mündung unbeschiffbar, dann ist unsre Erwerbsquelle versiegt, und Riga ein elender Steinhafen. Jeder Unbefangne kann sich in der Bolderaa, mit eigenen Augen, von dieser uns bevorstehenden Gefahr überzeugen. Daß sich mir diese trostlose Bemerkung grade aufdrang, ist kein Wunder, da ich so oft den Strom in allen seinen Richtungen durchkreuzen muß, und mir das

Lokale folglich ganz bekannt ist. Dennoch hab ich sie lange vor dieser Bekanntmachung geprüft, ihr unermüdet nachgeforscht, und wie ich hoffe, über diesen Gegenstand, hier nicht ohne Sachkenntniß, meine Meinung gesagt.

Uebrigens giebt uns die Düna selbst bedeutende Winke, wie der gänzlichen Versandung ihrer Mündung vorzubeugen sey.

Der Strom ist nach dem Eisgange am reißendsten; das ist also die Zeit, wo Mittel zu seiner Reinigung vom Sande, zweckmäßig angewandt werden dürfen, und die Düna auf keinen Fall verwahrloset werden darf. Bei den Durchrissen finden wir ihn immer sehr tief, man muß also, wo wegzuräumende Untiefen sind, seine Gewalt durch absichtlichen Widerstand zu reizen suchen. Die schädliche Fischerei mit den Körben, deren Ertrag eben so gut mit Zugnetzen ersetzt werden kann, muß ganz aufhören. Kein neuer Holm muß bebauet, sondern nur höchstens als Grasplatz benutzt werden dürfen. Die Ufer an der Spilwe bedürfen einer Erhöhung, die Durchrisse des Dammes einer nothwendigen Ausbesserung oder Füllung.

Der Holzhafen darf endlich, seiner Nachtheile wegen, die alte bedenkliche Lage nicht mehr behalten. Magnusholm hat zu diesem Zweck schicklichere Ufer und eine dem Strome ganz unschädliche Lage, und liegt überhaupt weit bequemer zum Verladen des Holzes als Ahafen. Der Kronkasse würde aber dadurch eine ansehnliche Einnahme von wenigstens 3000 Rthlr. an Stapelgeld erwachsen, welches zur Aufrechthaltung des Fahrwassers allenfalls hinreichte. Oder die hohe Krone könnte es für wichtige, dem Staate geleistete Dienste, an solche verdiente Personen überlassen, die auf ihre Lebensstage diese Revenüe als eine Besoldung genöffen. Und wie könnte ein solcher Holm, der sich in der Rhede von selbst gebildet hat und also ein Eigenthum der Krone ist, wohl besser benutzt werden, als zu solchen wohlthätigen Begünstigungen! —

Und nun ein herzliches Wort zum Schlusse an Rigas treffliche Bürger! — Edle Menschen, ihr sorgt durch so manche schöne Stiftung für eure Wittwen und Waisen — als ob es euch ahnete, was für Zeiten uns, bei fortwauernder Gleichgültigkeit gegen den uns ernährenden Strom, bevorstünden! — Ihr pflanzt sorgsam das Gute, rings um die schöne

und labende Quelle an, während die Quelle selbst vertrocknet. So lange die Düna noch schiffbar ist, werden eure Wittwen und Waisen wahrlich nicht darben; aber so bald ein neidisches Schicksal uns diese verschließt, dann müssen auch nach und nach eure schönen Pflanzungen vertrocknen. Blickt auf die Düna! läßt sich wohl ein verkümmerteter Zustand denken, als der ihrige ist? — Ueberall nur Sandbank und Sandbank — als ob sich an einer verarmten, einst kraftvollen Gestalt, jetzt im zerrißenen Gewand, überall die Blöße und das enthüllte Gebein — um uns nur zum Mitleiden zu rühren — zeigen wollte. Aber so geht es ja immer, daß wir gegen unsre größten Wohlthäter am undankbarsten sind!

IV.

Wodurch können dem russischen Staate mehrere arbeitsame Hände für den Ackerbau erhalten werden?

Es ist unleugbar, daß sich die Bevölkerung im russischen Reiche seit wenigen Jahrzehnten um Millionen vermehrt hat. Die mütterliche

Sorgfalt Katharinen's und das rastlose Bemühen Alexanders, sein Volk zur höchsten Stufe irdischer Glückseligkeit zu befördern, haben Rußland in den gegenwärtigen blühenden Zustand versetzt, worinnen wir es bis auf den heutigen Tag erblicken. Je mehr hervorbringende Hände ein Staat hat, und je mehr verzehrende Mäuler er besitzt, desto glücklicher, stärker und sicherer ist er in sich. Ein Grundsatz, den wohl niemand bestreiten wird können. Da Rußland, wie bekannt, immer noch eine größere Volksmenge ernähren kann, aber auch zugleich noch große Länder in sich faßt, die weder bewohnt sind noch bearbeitet werden; so ist es Pflicht des Staats, seine Bevölkerung zu vermehren, um durch dieses Mittel und durch kluge Einrichtungen die wüsten Gegenden des Reichs zu blühenden Provinzen umzuschaffen.

Verweilen wir einen Augenblick bey dem, was Katharina und Alexander zur Vermehrung der Bevölkerung in Rußland gethan haben.

Katharinen's Manifest von 1762, wodurch Ausländer unter vortheilhaften Bedingungen eingeladen wurden, sich in Rußland niederzulassen, zog eine große Menge nützlicher Kolo-

nisten, und vorzüglich Deutsche aus Schwaben, Württemberg und der Pfalz, nach den russischen Staaten. Durch die Besitznahme der Krimm erhielt Rußland einen Zuwachs an arbeitsamen und industriösen Kolonisten, die sich vorzüglich mit Ackerbau und Gartenkultur beschäftigen. Der Ruf von Katharinens weiser und milder Regierung hat bis zu ihrem Tode jährlich eine sehr beträchtliche Menge fremder Ansiedler nach ihren Staaten gezogen. Wie sehr dieser progressive Zuwachs die Bevölkerung vermehrte und den Ackerbau bereicherte, wird wohl jedem, der mit Katharinens Staatsverwaltung bekannt ist, einleuchtend seyn.

Der väterlichen Sorge Alexanders entging es ebenfalls nicht, wie sehr ein Staat an innerer Stärke und Wohlhabenheit gewinnt, wenn in den Provinzen, wo Klima und Boden den Ackerbau begünstigen, aber aus Mangel an hervorbringenden Händen die schönsten Strecken wüßt oder nur halb bebaut daliegen, wenn in solchen Provinzen die Volksmenge durch einen Zuwachs von außen her vergrößert werde, um dadurch dem Staate nützliche Fremdlinge zu gewinnen. Die harten und langwierigen Kriege in Deutschland haben zu dem Ende ganze

Völkerzüge, worunter sich mehrere emigrierte Schweizer, Franzosen und Holländer, besonders aber Pfälzer, Würtemberger, Schwaben und Bayern befanden, hervorgebracht. Die Donau war mit Auswanderern nach Neurossland so besetzt, daß an die russischen Gesandtschaften in Deutschland der Befehl erging: bis auf weitere Ordre keine Kolonisten mehr anzunehmen, indem es an Platz sie unterzubringen mangle.

Diese Mittel, die Bevölkerung eines Staats zu vermehren, sind an und für sich in einem angedehnten Reich, dessen Grenzen so viele fremde Länder und Meere berühren, eine der Regierung würdige und angelegentliche Sorge. Allein wir wollen es einmal versuchen, weniger kostspielige und nahe liegende Mittel aufzufinden, wodurch die oft grundlosen Klagen über den Mangel einer hinlänglichen Bevölkerung abgeholfen und folglich mehr arbeitssame Hände für den Ackerbau gewonnen werden können.

Wer einige Jahre sich in Moskau, Petersburg, Riga aufgehalten hat, dem wird es nicht entgangen seyn, wie viele fleißige Hände durch die nomadische Lebensart der Russen, die

jährlich aus dem Innern des Reichs nach den Städten wandern, nicht nur dem Landbau entzogen werden, sondern wie viel sonst nützliche Menschen durch den eine mühsame Kultur scheuenden Müßigang für den Staat und eine edlere Beschäftigung gänzlich verloren gehen.

Wir wollen einmal den wandernden Bauer betrachten, der, mit einem Passe oder Erlaubnißschein seines Gutsherrn versehen, seine Heymath verläßt und in den Städten Nahrung sucht.

Wir sehen einen zwanzigjährigen, gesunden breitschultrigen und gutgewachsenen Herkules die Straße herunterziehen und hören ihn etwas ausrufen. Wir treten näher, und erblicken zu unserm Erstaunen, daß dieser Weltenschwinger einige Reihen von Zwiebeln über seine Schultern hängen hat und sie zum Verkauf ausbietet. Kann dieses Geschäft nicht auch ein Weib verrichten? oder sind Zwiebeln so etwas seltenes, daß man sie nicht auf jedem Grünmarkt auf Nachfrage zu Kauf haben kann?

Ein anderer Bursche gleichen Gelichters treibt Industrie mit russischen Kuchen und Pirocken, schreit sich fast heißer, und pflanzt sich an eine Ecke um — zu faulenzgen.

Dort stößt ein fünf Schuh hoher, baumstarker Kerl die Vorübergehenden mit einem ellenlangen Bret auseinander und nöthiget sie, ihm Platz zu machen, weil er etwas Salat, Gurken, Spinat, Spargel, Radießen, ic. ic. zum Verkauf herumträgt, die man auf jedem Grünmarkt durch Weiber eben so gut feil bieten lassen könnte.

Hier schreit einer Quas oder Kisli-Schtschü aus, dort ein anderer warmen Thee mit Meth oder Sacher-Maroschna. An jener Ecke gähnt ein junger Kerl, dessen Aeusseres volle Kraft und Mark in den Knochen verkündiget, womit er den Teufel aus der Hölle vertreiben könnte, und hat etwas faule Apfelsinen, taube Nüsse, verdorbene Feigen, gemantschte Korinthen ic. ic. feil. Jene Heyduckenfigur trägt einige Schnüre nachgeahmte Braunschweiger Würste (der Himmel weiß, von welchen Ingredienzien sie zusammengesetzt sind) über den Rücken, und durchzieht die Straßen. Dieser Gigante ist mit einigen paar Haselhünern bepackt, deren Geruch schon von weiten des Fleisches Uebergang in Fäulniß verkündiget. Hier trägt einer grauen und weißen Zwirn, Fißband u. dgl. Dort ein anderer Scheeren und Messer; hier einer Nähnadeln, Stecknadeln

und Kämme, dieser einige russische kandirte Früchte und Konfituren; jener hat über seinen Rücken ein paar Zuckerhüte hängen, dieser trägt Essig und Zitronensaft. So drängen und treiben sich noch mehrere mit Pfefferkuchen, Baumöl, Strümpfen, Leinwand, Thee, Seife, Wachslichte, Kaviar u. s. w. durch die Straßen der Stadt, und verschwenden ihre Zeit und Kräfte in einer an Müßigang grenzenden Beschäftigung.

Durchziehen wir einmal die Gegenden vor den Stadthoren. Hier erblicken wir ganze Karavanen nomadischer Russen, große, gesunde und starke Leute, die den schwersten Arbeiten des Feldbaues gewachsen wären; ihre Beschäftigung ist die Kultur der Gartengewächse, die sich, zumal in wohlhabenden Städten, sehr gut versilbern lassen, und freilich reichlicheren Erwerb versprechen, als der mühsame Feldbau. Ist der sogenannte Garten (ein unbenutzter Erdstreck mit einem leichten Zaun umgeben) erst einmal gedüngt, in Beeten getheilt und mit Gurken, Melonen, Spargel, Arbusen, Salat u. dgl. besäet, so ist die übrige Sommerzeit ein süßes Farniente für diese Leute. In einer Hütte, von Matten bedeckt, schnarchen dann ein Duzend solcher baumstar-

fer Kerle, während ein paar Knaben die Beete wässern, Bohnen, Spinat und Salat pflücken, oder die Zuckerschoten mit Matten bedecken, daß der rauhe Wind sie nicht verderbe.

In jener langen Reihe offner kleiner Buden sehen wir mehrere, von guter körperlicher Beschaffenheit, einem dauerhaften Aeußeren und von Gesundheit strotzende Menschen, in einer nichtsbedeutenden Beschäftigung versunken. Diese behagliche Lebensart hat so viel anziehendes für sie, daß sie lieber sich in einem Winkel ihrer Kabane kauern, Lauch und Zwiebeln nagen, Branntwein schlürfen, als ihre Hände zum Anbau des Ackers herleihen, weil dieser etwas mehr Anstrengung fordert. Und was sind die Resultate ihres Erwerbs? — Altes, verrostetes Eisen, Leder, Stiefeln und Schuhe, Lichter, Seife, gedörtes Obst und Beeren, Pech und Theer, allerhand Holz- und Töpferwaaren, verfälschten Balsam, gemischten Eischorientkaffee in Päckchen, Gerste und Gerstenaehl, Hafer, Heubündelchen, Tobak und Tobakspfeifen, Vögel 2c. 2c. zu verkaufen, deren Ertrag, bei der Konkurrenz der Verkäufer, oft kaum einige Rubel des Tages abwirft.

Man sage selbst: ist das wohl eine Beschäftigung für junge, gesunde, starke, dem

Staate nützlich seyn könnende Menschen? Würde es nicht vielmehr ein bequemerer Erwerb für Weiber, abgelebte Greise und invalide Soldaten seyn? Viele tausend Quadratmeilen des schönsten und fruchtbarsten Bodens liegen dadurch unbearbeitet, weil diese Klasse von Menschen durch erleichterte Wanderungen von ihrem ersten und vorzüglichsten Beruf, dem Ackerbau, abgezogen, und zu einer minder beschwerlichen aber unnützen Beschäftigung hingezogen werden. Durch leichten Erwerb verwöhnt, bleibt so ein Wandernder so lange bei diesem Zeit und Kräfte ertödtenden Gewerbe, bis er vielleicht durch Fleiß und Sparsamkeit oder Glückszufälle ein wohlhabender Mann wird. Dann kehrt er zurück in seine Heymath, und wirt ein neuer Sporn für seine nachgebliebenen Bekannten, die schon die Zukunft berechnen, auf eben diesem Wege zu Reichthum zu gelangen.

Zu wünschen wäre es, unsre milde und weise Regierung ließe auch diese Angelegenheit ihrer Aufmerksamkeit nicht entgehen. Mit einigen Modificationen verweise sie den Landmann, von Kraft und Fülle, zum Pfluge zurück, mache es ihm aber erst begreiflich: daß eine an Müßiggang grenzende Lebensweise keine Beschäfti-

gung für einen guten Staatsbürger sey, dessen Vaterland seiner produzirenden Hände bedarf. Sie erschwere es dem Adel, nicht jedem rüstigen, starken, gesunden Burschen Erlaubnißscheine zum Auswandern zu bewilligen, um in den Städten Nahrung zu suchen. Dadurch würde der Ackerbau mehr in Aufnahme kommen, Millionen Hände würden gewonnen, und die Bevölkerung nähme um so mehr ein größeres Gedeihen, als Liebe zu unsrer Heymath auch die ehelichen Bande vermehren würde.

V.

Ansicht von St. Petersburg am ersten May
und den folgenden Tagen.

Erlaubt es schon nicht jedes Jahr unser stiefmütterliches Klima, den ersten Mai, wenn nicht im Grünen, doch wenigstens im Freien feyern zu können, so ist es doch, selbst bei einer etwas schneidenden Luft, schon ein großes Vergnügen, die ganze Petersburger beaumonde auf einem Flecke (nämlich nach Katharinenhof, einem drei bis vier Werste

von der Stadt entfernten Sommerorte) wie durch einen Zauberschlag einer uns unbekanntem Fee gebannt zu sehen. Es gehört, wie bekannt, hier zur Sitte, am ersten Mai, sowohl fahrend, reitend und zu Fuß, dieses Lustwäldchen zu besuchen. Peter der Große soll diese Gewohnheit eingeführt haben, welche noch bis auf den heutigen Tag, freilich mit merklichen Veränderungen, pünktlich nachgeahmt wird.

Gleich nach Tische, das heißt gegen 4 Uhr, erblickt man auf allen Straßen und von allen Gegenden der ungeheuren Kaiserstadt her, die schönsten und geschmackvollsten Equipagen, welche sich alle nach einem Punkte konzentriren, und woraus sich schon in den äußern Straßen von Petersburg eine unübersehbare lange Wagenreihe, dicht hinter einander, bildet, welche dann durch ganz Katharinenhof geht, bis am Ende des Ortes, auf einem unter der jetzigen Regierung erst neuerlich zum offenen Park umgeschaffenen grünen Platze. Hier wenden sich die Wagen, fahren in einer gleichen Linie auf der andern Seite wieder zurück, und wiederholen von vorne aus, nach Belieben, die Tour noch ein oder ein paarmal. Neben den Equipagen reiten langsamen Schrittes meistens

Officiere oder angesehene Staatsmänner; selbst unser Kaiser, ohne einigem Gefolge, manchmal von einem einzigen Generaladjutanten oder auch nur einem Stallmeister und Reitknecht begleitet, passirt zu Pferde diese Wagenreihe, und grüßt auf die herablassendste Art die Anwesenden, oder läßt sich auch hier oder da mit der in den Equipagen sitzenden Gesellschaft in ein Gespräch ein.

Einige Tage, vor dem ersten Mai, hatten wir das Vergnügen, unsre schönen und bei Austerlitz sich brav gehaltenen Gardes wieder in Petersburg, einrücken zu sehen, begleitet von Sr. Majestät unserm Kaiser und dem Großfürsten Konstantin Pawlowitsch. Nach einem so langen und beschwerlichen Marsch bewunderte jeder das gute Aussehen dieser Leute. Alle Häuser, Balkons, Fenster und Straßen waren mit Zuschauern gedrängt besetzt, um die Braven zu sehen, die an der Seite ihres Kaisers so muthvoll und unerschrocken gefochten hatten.

Jetzt, nachdem unsre Newa nach Entledigung ihrer Eisdecke die Schifffahrt wieder begünstiget, erblickt man auf unsrer Börse die Frühlingsprodukte des deutschen Bodens, die

uns Danziger, Lübecker und Flensburger-Schiffe mitbringen. Alle nur erdenklichen blühenden Pflanzen, Blumen, Bäume und Gesträuche u. dgl. sind in Menge, und oft zu ganz geringen Preisen (wenn nämlich die Konkurrenz groß ist) zu haben. Hier hört man in großen und kleinen Kästchen tausend Stimmen von Kanarienvögeln, Stieglitzen, Lerchen, Nachtigallen, Dompfaffen 2c. 2c. durcheinander zwitscher; dort versammeln die Wohlgerüche und Ausdünstungen von Rosenstöcken, Levkojen, Hyacinthen, Lackvioletten, Orange, Citronen und Pommeranzen-Bäumen, eine Menge von Kaufenden und Schauenden. Ein wahres Fest für uns Deutsche, die wir nach einem siebenmonatlichen harten Winter *) so auf einmal in vaterländische Gefilde versetzt werden, und das oft kaum einige Tage nach dem Durchgange des Ladoga-Eises. Für die Gourmands gewährt die Ankunft frischer Austern, die dieses Jahr in großer Menge zu haben waren, ebenfalls ein wahres Fest. Die ersten wurde das Hundert mit 25 Rubel bezahlt, jetzt ist der Preis bis auf 5 Rubel ge-

*) Nach den Beobachtungen des Akademikus Euler giebt es zu St. Petersburg nur zwei Monate, in welchen es niemals schneht.

fallen. Andere feine Leckereien, als: Ström-
linge, Kaviar, Braunschweiger Würste, Schin-
fen, eingemachtes Obst, die herrlichsten Bran-
gen, Liqueurs u. dgl. findet man daselbst das
ganze Jahr hindurch in einer Reihe russischer
Buden.

Schon beginnen mehrere Großen und Rei-
chen der Residenz ihre Landhäuser zu beziehen,
da besonders der Mai sich so gut anläßt. Die
schönen Birkenwäldchen auf dem Peterhoffchen
Wege stehen in verjüngten Grün da und laden
zum ländlichen Genuße ein. Bürgerliche mie-
then sich theils in kleinere Landhäuser oder
Dörfer in der Nähe der Residenz ein, wovon
Christowsky, die Gegend der Apotheker = In-
sel, der Weg längs bis Katharinenhof, Strel-
na und Peterhof 2c. 2c. die bedeutendsten Der-
ter sind. Die Gastfreundschaft ist bei Großen
und Kleinen allenthalben zu Hause, jeder nur
halbweg Bekannte ist willkommen, und überall
herrscht Freude und reiner Genuß.

VI.

Rußlands Handel am schwarzen Meere.

Wie blühend gegenwärtig unter Alexander's beglückender Regierung der russische Handel an dem schwarzen Meere ist, wird wohl keinem, der nur etwas mit der Geschichte unsrer Tage fortgerückt ist, unbekannt seyn. Die Vortheile, die daraus entspringen, sind unstreitig schon jetzt sehr groß und bedeutend. Der Ackerbau ist in den alten und neuen Provinzen Süd-Rußlands außerordentlich lebhaft geworden. Große bisher wüst gelegene Strecken sind urbar gemacht, und mit reichen Erndten bedeckt. Die Weiden Podoliens und Wolhyniens, dieser ehemaligen Kornkammer Euro-pens, sind wieder in blühende Getreidfelder verwandelt, und wohin der Landbauer sich wendet, erblickt er allenthalben gesegnete Felder und üppige Fluren. Der erhöhte Wohlstand in diesen Gegenden ist sichtbar, die Industrie der Ausländer hat sich den Eingebornen mitgetheilt. Sie bauen selbst Schiffe, und führen ihre Nationalprodukte auf eigenen Schiffen den Ausländern zu. Auch belohnen eine vortheilhafte Bilanz, ein günstiger Wech-

selcourß, beträchtliche Einkünfte von Zöllen und Briefposten die Bemühungen und Anstrengungen der Regierung, die auf alle nur mögliche Art den dortigen Handel zu erleichtern und zu beleben sucht. Während durch die Konkurrenz der Käufer der Preis der russischen Ausfuhrprodukte steigt, erhalten die Einwohner ihre Bedürfnisse aus der Fremde näher und wohlfeiler.

Jetzt, da es durch den gegenwärtigen Krieg um den ostseeischen Handel Frankreichs geschehen ist, sucht es von Seiten seiner neuen Acquisitionen her *) Theil an dem Handel des schwarzen Meers zu erhalten, um seine Marine aus dieser Weltgegend zu unterhalten und wieder herzustellen. Die Prätensionen, die es neuerlich durch seinen Gesandten an die Pforte ergehen ließ: Frankreich in Besitz aller der Plätze zu setzen, die das ehemalige Venedig in den Zeiten seines größten Florß unter seine Staaten zählte, **) beweisen klar

*) Von Venedig, Genua und Neapel aus.

**) Dahin gehören Cypern, Candia, Morea, die Republik der 7 Inseln.

und deutlich die Absichten der französischen Regierung. Und gelänge es ihr, durch Gewalt oder List diesen Plan durchzusetzen, so kann unter diesen Umständen die europäische Türken dem Schicksale des ehemaligen Polens nicht entgehen.

Sollte erst ein solider, auf festen Grundsätzen ruhender Friede zwischen Frankreich und England zu Stande kommen, so ist unstreitig für Frankreich eine reelle und aufrichtige Handelsverbindung mit dem südlichen Rußland von großem Belange. Es wird seinen Wein und sein Del mit Vortheil an den Küsten und bis ins Innre Rußlands absetzen. Auch dem Debit französischer Manufaktur-Waaren, als: französische Tücher, Galanteriewaaren, Seidenzeuge, Stoffe u. s. w. würden sich günstige Aussichten öffnen. — Doch über alles das hat bis jetzt die Zeit noch einen Schleyer gezogen, bevor nicht der Dämon des Krieges seine verheerende Fackel auslischt.

VII.

Etwas über die Schädlichkeit und die Decenz beleidigende Sitte der übertriebenen hohen Beinkleidertracht.

Man sehe nur einmal die häufig um sich greifende Mode der hohen Beinkleider an, die bis auf die Brust, auch öfters noch höher, heraufgehen! — Nicht nur allein daß sie einen gut gewachsenen Mann oder Jüngling ganz entstellen und ein pagodenmäßiges Ansehen geben, so sind auch Beinkleider der Art in so fern der Gesundheit schädlich, weil Hosenträger dabei nothwendig sind, und der obere Theil des Hosenbandes den Magen und die weichen Körpertheile, besonders des Unterleibes, zu sehr drücken, und woraus folglich Hemmung des Blutumlaufs, der Verdauung, Brüche, ja sogar schneller Tod entstehen. *)

Alles dieses abgerechnet, so scheint mir die gedachte Beinkleidertracht, wenn man sie aus

*) Das Beispiel eines preussischen Officiers, der auf einer Redoute zu Berlin an den Folgen unterdrückter Hemmung des Blutumlaufs durch den Hosenträger den plötzlichen Tod fand, diene hier zum Beweis.

einem andern Gesichtspunkte, aus dem Gesichtspunkt der Sittlichkeit betrachtet, noch weit verwerflicher zu seyn. Das weite Herausgehen jener Beinkleider nämlich bringt es von selbst mit sich, daß man es bequem findet, seine Hände in dieselben zu stecken — bald um sie nur irgendwo unter zu bringen, weil sie einem (wie dieß nicht selten in steifen Gesellschaften der Fall ist!) zur Last sind — bald um sich dadurch einen behaglicheren Standpunkt der Ruhe zu verschaffen — bald ohne daß man sich selbst eines Grundes bewußt ist. Allein welchem gebildeten Mann muß eine solche Stellung nicht auffallen? Wen von erhöhtem feinem Gefühle für Sittlichkeit und Decenz muß sie nicht beleidigen? — Und doch — zur Schande unserer Verfeinerung sey es gesagt — findet man sie jetzt, seitdem jene Mode an der Tagesordnung ist, selbst in den honestesten Gesellschaften, selbst in solchen, woran Frauenzimmer Theil nehmen. Dem Einsender dieses Aufsatzes ist ein Beispiel bekannt, daß ein Mann von der feinsten und sittlichsten Erziehung, in jener Stellung den ganzen Abend durch im Zirkel auserlesener Damen sich mit denselben sans gêne unterhielt, ja sogar bei Tische, während den Pausen, diese Stellung in einem fort behauptete. Er glaubt

gern, daß keine unedlen Triebe und Gefühle zu jener Stellung Veranlassung gegeben haben; aber wenn auch dieß ist, so sollte man doch wenigstens für sich und die gebildete, namentlich weibliche Welt so viel Achtung haben um sie zu vermeiden, was ja so leicht ist.

Diese paar Worte werden wohl fromme Wünsche bleiben — denn wer kann wider den Strom der Zeitmode? — und so die bis an die Brust herangehenden Beinkleider getragen werden; aber was den Punkt der Sittlichkeit betrifft, so bitten wir Eltern und Erzieher, in Bezug auf die noch minder erwachsene männliche Jugend eine besondere Rücksicht darauf zu nehmen.

VIII.

Bemerkungen über die gegenwärtigen Blockaden. Vom Herausgeber der *Minerva*, Hauptmann von Archenholz. *)

Oft sucht man das Historisch = Neue, Beyspiellose, wo es nicht ist. Die Geschichts-

*) Da die Blockaden von Hamburg, Lübeck und Bremen für den rügischen Ausfuhrhandel von Wichtigkeit sind, so wird man hoffentlich diese Bemerkungen mit Interesse lesen.

forscher, die sich keine Mühe verdrüßen lassen, in zahlreichen Büchern Tage lang zu suchen — wäre es auch nur um das Datum einer Feldschlacht aufzufinden — mögen jetzt bestimmen, ob es in der ältern, mittlern oder neuern Geschichte ähnliche Beispiele einer solchen Blockade gegeben hat. Da man jedoch seit der see- ligen französischen Revolution Blockaden in Menge gesehen hat, von Brest, von Texel, von Cadix, von Ferrol, von Toulon, von Livorno, von Genua u. s. w. bald um Kriegsschiffe einzusperren, bald um den Handel zu hemmen, bald um Länder auszuhungern, und also Blockaden jetzt zur Tagesgeschichte gehören: so muß man wohl mit ein paar Worten sagen, worin sich denn eigentlich die Elbblockade vor andern auszeichnet.

Im Kriege die Häfen der Feinde sperren, ist in der Regel. Man muß die Bewohner solcher Städte bedauern; allein sie haben kein Recht, darüber zu schreyen, da das schreckliche Wort: Es ist Krieg! alles beantwortet. Ganz ein anderes aber ist es, wenn große Handelsstädte, wie Hamburg, Bremen, Lübeck, die mit dem Kriege gar nichts zu thun haben, und noch obendrein mit England in freundschaftlicher Verbindung stehen, Städte,

deren Gewerbe, Industrie, Handel und Schifffahrt so viele befreundete Nationen interessieren, ja selbst für die blockirende Nation von der größten Wichtigkeit sind, um eines, vielleicht mißverstandenen, Ehrenpunkts willen, oder — man nenne das rechte Wort — aus Eigensinn, auf die feindseligste Art behandelt werden.

Dies ist in unsern Tagen geschehen. Die englische Regierung hat die Elbe und Weser aufs Neue gesperrt, da sie erst vor einigen Monaten, bei dem Abzuge der Franzosen nach Süd-Deutschland, die Blockade dieser Flüsse, nach einer Sperrung von zwey Jahren und drei Monaten, aufgehoben hatte. Ihr Werk noch mehr zu krönen, verfügte sie auch eine Sperre über die Ems und Trave, und der Gebrauch dieser vier Flüsse ist somit für alle Völker untersagt, und dadurch die Ausfuhr zahlreicher Produkte des Auslandes und die Einfuhr nothwendiger Erzeugnisse aus mit England befreundeten Ländern gehindert.

Wenn nur noch diese Maaßregel für England selbst einigen Nutzen hätte, so aber ist es aus der ersten Blockade der Weser und Elbe

erweislich, daß die Schiffe feindlicher Nationen zwischen jenen Städten und selbst in England unter neutraler Flagge Handel und Schifffahrt fortgesetzt hatten. Es wurde also durch diese allgemeine Sperrung des Handels für die Engländer kein großer Zweck, ja nicht einmal ein kleiner erreicht; wohl aber wurden in beiden Städten viele tausend Familien der untern Volksklassen durch eine so lange anhaltende Entziehung ihrer Gewerbszweige in große Armuth gesetzt.

IX.

Der Lebenserhalter beim Schiffbruch. *)

Es ist in England für die Rettung des Lebens bei Schiffbrüchen oder sonstigen Lebensgefahren zur See seit fünf Jahren mehr gethan worden, als ganze Jahrhunderte hindurch. Man hat mehrere Arten von Rettungsbooten, die allen Wogen trogen **), und

*) Aus englischen Blättern.

***) Der englische Kaufmann, Herr Mitchell, hat mit einem solchen Rettungsboot der Stadt Riga ein Geschenk gemacht.

das Korkholz wird in allerley Gestalten gegen die Gefahr des Ertrinkens auf eine glückliche und wohlfeile Weise angewendet.

Ein Chirurgus, Namens Henry, in Wapping zu London, hat vor kurzem wasserfeste leberne Kamisöler erfunden, die so gemacht sind, daß er sie in einer halben Minute aufblasen kann. Wer ein solches Kamisöl anhat, schwimmt über dem Wasser bis an die Hälfte und hat die Hände völlig frei, welche er sonach zu seiner fernern Rettung, durch Beschützung des Kopfes gegen überschlagende Wellen, durch Abwehrrung treibender Bretter, durch Ergreifung eines zugeworfenen Stricks u. dgl. anwenden kann. Es wurde damit in der Themse ein Versuch gemacht, der alle Sachverständige befriedigte. Etliche, die mit diesen Kamisölern ins Wasser gesprungen waren, rauchten Tobak, andre bliesen das Horn oder die Flöte ic. ic. Der Erfinder nennt das Kamisöl The life preserver, den Lebenserhalter.

Möchten doch unsre Galanteriekrämer, die so gerne auf alles, was neu und auffallend ist, spekuliren, auch für unser Niga eine Quantität dergleichen Lebenserhalter verschreiben, gewiß!

sie würden nicht nur allein ihre Rechnung dabey finden, sondern der Dank jedes Reisenden zur See würde sie belohnen. Der Name des Erfinders, der Wohnort, alles ist genau bezeichnet, es braucht weiter nichts als eine Ordre an ein englisches Haus in London, und noch diesen Sommer sind wir im Besiz dieser wohlthätigen und nützlichen Erfindung.

X.

Merkantilische Nachrichten.

Irbit, den 28. März 1806.

Der diesjährige Jahrmarkt ist sehr blühend gewesen, denn es wurden für eine Summe von sechs Millionen 287,000 Rubel Handelsgeschäfte gemacht. Es waren diesmal für eine Million 284,000 Rubel Waaren mehr als im vorigen Jahr auf dem Plage. Die vorzüglichsten derselben waren:

	Werth.
Tücher, Zeuge, Leinwand	800,000 Rub.
Theer, Rankin und verschiedene andre sines. Waaren	1,400,000 —
Pelzwaaren	871,000 —
Spezereien	900,000 —

Kattun und andere baumwoll-		
lene Zeuge	= =	330,000 Rub.
Zucker, Kaffee, Weine u. dgl.		289,000 —

Wie bedeutend dieser Jahrmarkt sey, davon mag uns eine Beschreibung, aus Storch's historischem Gemälde des russischen Reichs, unterrichten.

„Jährlich vom 5. Februar bis zu Anfange
 „März wird in der Stadt Irbit, im permi-
 „schen Gouvernement, ein Jahrmarkt gehal-
 „ten, welcher der zweite im russischen Reiche
 „und der erste in Sibirien genannt zu werden
 „verdient. Ehemals wurde er auch von meh-
 „reren asiatischen Nationen besucht; jetzt fin-
 „den sich nur einige Kaufleute aus der Bucha-
 „rey und aus Persien ein; dagegen ist der Zu-
 „sammenfluß an russischen und tatarischen
 „Kaufleuten aus allen Gegenden des Reichs
 „desto größer. Diese bringen aus dem nördli-
 „chen Sibirien Pelzwerk; aus den nahegelege-
 „nen Schmelzhütten kupfernes und eisernes
 „Geschirr; aus Archangel, Moskwa und an-
 „dern Orten europäische Waaren, vorzüglich
 „Tücher, Zeuge, Leinwand, Kaffee, Zucker,
 „Weine, Gewürze; aus Astrachan und Dren-
 „burg bucharische, persische und indische, und

"aus Sjachta chinesische Waaren dahin. Der
 "Umsatz mit denselben wird theils im Großen,
 "theils im Kleinen getrieben, der Großhandel
 "geschieht hier, einige wenige Artikel ausge-
 "nommen, fast bloß durch Tausch. Der Werth
 "des Umsatzes auf diesem Jahrmarkte wird
 "auf mehr als anderthalb Millionen Rubel *)
 "geschätzt. Zuweilen, wenn der Markt über-
 "füllt ist, bleiben viele Waaren unverkauft
 "oder unvertauscht liegen, welches besonders
 "mit den europäischen der Fall ist: diese wer-
 "den alsdann entweder an die orenburgische
 "Linie oder auf den makarjewischen Jahrmarkt
 "geführt."

St. Petersburg, den 24. May 1806.

Ohngeachtet Petersburg die erste Handels-
 stadt des Reichs ist, so legen doch ungünstige
 Umstände dem blühenden und viel umfassenden
 Handel mancherlei Hindernisse in den Weg.
 So z. B. ist unsre Newa sehr selten vor Ende
 Aprils von seiner Eisdecke befreit, und manch-

*) Und gegenwärtig auf 6 Millionen 287,000 Rubel.
 Aus dieser Vergleichung sieht man, wie sehr das
 Emporsteigen des Handels in ganz Rußland zuge-
 nommen hat und bis diese Stunde noch zunimmt.

mal oft schon in der Mitte Oktobers mit Eis belegt; größere Schiffe, die über 10 Fuß tief gehen, können nicht bis zu uns kommen, sondern müssen, wenn sie Stückgut haben, durch petersburgische und olonegische Gallioten in Kronstadt gelöscht und bis Petersburg auf's Neue befrachtet werden. Trift es sich, daß bei der Hinfahrt durch den 25 Werst langen kronstädtischen Busen ein Sturm entsteht, (und dieß ist nichts seltenes) so stranden oder verunglücken gänzlich dergleichen leichte Fahrzeuge; und wie groß der Schaden für den Eigenthümer der Waare seyn mag, läßt sich leicht daraus schließen, wenn man annimmt, daß der Handel von St. Petersburg fast alle Aus- und Einfuhrartikel begreift, welche auf den Zollisten des europäischen Rußlands vorkommen.

Auch bei uns sind dießmal große Bestellungen auf Roggen und Weizen gemacht worden. Der allgemeine Getraidemangel in Europa, und die bestehenden militärischen Demonstrationen, gebieten den Machthabern ihre Magazine zu füllen, um nicht abermalige Hungersnoth verbreitet zu sehen. — Unser Handel ist in voller Aktivität, unsre Nawa ist aus dem Innern des Landes reichlich mit Barken, Gal-

lioten, Schnauten, Kleinern und größern Fahrzeugen, die mit russischen Produkten aller Art beladen sind, bedeckt: und alle diese Fahrzeuge führt uns, durch die mancherlei Kommunikationen der Wasser-Kanäle, der Ladogaische Kanal zu. Einige 40 Schiffe sind bereits angekommen.

Riga, den 28. May 1806.

Es ist eine ganz ungewöhnliche, aber aus den Konjunkturen der Zeitläufte leicht zu erklärende Erscheinung in unserm Handel, in noch nicht vollen zwei Monaten über 1100 Schiffe in unserm Hafen zu erblicken, wovon erst 387, größtentheils mit Roggen beladen, wieder ausgesegelt sind. Die Ankäufe, die preussische Kaufleute durch ihre Kommissionäre hier machen ließen, und die ebenfalls größtentheils aus Roggen bestehen, liegen wegen der Englischen und Schwedischen Blockaden der preussischen Häfen, so wie die preussischen Schiffe selbst, in guter Ruhe und harren der Dinge, die da kommen sollen. Man hofft eine baldige Milderung, da, nach den Zeitungen, eine freundschaftliche Annäherung im Werke seyn soll.

Riga, die zweite Handelsstadt des russischen Reichs, verdient es wohl, daß man das Fortschreiten ihres Handels seit der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts ein wenig näher kennen lerne. Dazu diene uns folgender Auszug aus den ältern Handlungslisten von 1682, den gewiß jeder Leser des Archiv's mit Vergnügen lesen wird. Er kann zugleich als eine Uebersicht zur Geschichte des rigischen Handels in frühern und gegenwärtigen Zeiten dienen.

Rigische Ausfuhr im Jahr 1682.

Weizen, gieng meist n. Holland. Last.	258 $\frac{3}{4}$.
Roggen, davon 910 Last nach Frankreich, d. übrige m. n. Holl. gieng	— 8609.
Gerste, meist nach Holland	— 1118 $\frac{1}{3}$.
Hafer, m. n. Holl. u. Frankreich	— 711 $\frac{1}{2}$.
Säeleinsaat, m. n. Holland, Bremen u. Lübeck	= = Tonn. 24,084 $\frac{1}{2}$.
Schlagsaat, m. n. Holland	— 18,317.
Hanfsaat, dito	— 99,082.
Reinhanf, meist nach Holland und England.	Schiffpf. 41,994 $\frac{1}{2}$.
Paßhanf, ebendahin.	— 5148 $\frac{1}{2}$.
Mattenflachs, meist nach Lübeck und England.	— 4723 $\frac{1}{2}$.

Dreibandflachs, meist n. Holl.		
Engl. u. Lübeck.	Schiffpf.	7532 $\frac{1}{2}$.
Muscowitisch und Hilligenflachs, meist nach England, weniger n. Holland.	—	1429.
Tors und Heede, m. n. Lübeck.	—	197 $\frac{1}{2}$.
Wagenschoß, meist n. Holland.	Schock	203 $\frac{1}{2}$.
Faßholz, meist n. Holland, Por- tugall u. England.	—	1360.
Holländsch = u. Franschholz, mst. n. Frankr. u. England.	—	13,727.
Pipenstäbe, meist nach England und Frankreich.	—	1145.
Waidasche, m. n. Holland.	Last.	148.
Pottasche, meist nach Holland u. England.	= = Schiffpf.	948.
Rindleder, m. n. Lübeck.	Decher.	1670 $\frac{1}{2}$.
Bockleder, meist nach Holland, Danzig und Lübeck.	= —	1223.
Zusten, m. n. Lüb. u. Holl.	—	433.
Wachs, m. n. Holland.	Schiffpf.	100 $\frac{1}{2}$.
Garn, ebendahin.	—	90 $\frac{1}{2}$.
Talg, meist nach England, Lübeck und Stralsund.	—	319.

In demselben Jahr kamen 389 Schiffe nach dem rigischen Hafen, (im J. 1806. sahe man so viele Schiffe binnen den 3 ersten Wochen der

diesjährigen Schiffahrt) darunter waren: Holländische 170. Englische 79. Französische 61. Lübecker 12. Stockholmer 10. Portugisische 6. Bremer 7. Dänische 6. Gothenburger 4. Kalmarische 4. Wismarsche 3. Danziger 2. Stralsunder 2. Hamburger 4. Ahlbürger 2. Eckelsförder im Schleswigschen 1. Kungselfer 1. *) Osterbotner in Finnland 2. Marstrander 1. Apenrader 1. Dünckerker 1. Embdner 1. Riezler 1. Flensburger 1. Rostocker 1. Revaler 1. Nieköping 1. Berger 3.

Zur Vollständigkeit der merkantilischen Nachrichten merken wir hier an, daß am 15. May bei einem heftigen Sturmwinde die Galiafe: die gute Hoffnung, geführt von Schiffer Hans F. Hoffmeister aus Lübeck und adressirt mit Stückgut an Harmßen und Comp. unter Magnusholm gestrandet ist. Die Ladung bestand größtentheils aus Zucker und Leipziger Meßgut, wovon alles, bis auf eine Partie von Weinen, durch das schnell eindringende Seewasser verdorben und unbrauchbar gemacht worden ist. Der Kapi-

*) Hierunter ist die alte Stadt Kongsbüll oder Kongsbüll im Bohuslehn in der schwedischen Provinz Gothland zu verstehen.

tain hat mit all seinen Leuten und sechs Passagieren glücklich das Land erreicht. In der Seeregel, wo man nicht irrt, darf ein Schiffer nur erst dann das Schiff verlassen, wenn der völlige Untergang des Schiffs unvermeidlich und also keine andere Rettung als mit dem Boot mehr übrig ist. Inzwischen wer liebt nicht sein Leben, und flieht dem nahen Lande zu, wenn überdies die Wellen über das Schiff zusammenschlagen und die Küste kaum einen Büchschuß entfernt liegt!!!

Nächta den 17. Februar 1806.

Im Laufe des verwichenen Dezembers sind über die Grenze verführt worden:

An russischen Waaren für	672,574	Rubel.
An ausländischen Waaren für	683,603	—
Eingetauscht an chinesischen		
Waaren für	≈ ≈	1,356,178 —

Ungeachtet der unterbrochenen Fortsetzung der Reise unsrer Gesandtschaft nach China, wird der Handel ungestört zwischen beiden Reichen auf das lebhafteste fortgesetzt.

XI.

Theaterneuigkeiten aus St. Petersburg.

Ungeachtet das deutsche Theater seit dem 5ten Februar den andern Hoftheatern inkorporirt worden ist, so sind dennoch bis jetzt keine Anstalten zur Tilgung der übernommenen Privatschulden und neuen Organisation des Theaters getroffen worden. Eine vom Monarchen erwählte Komitee soll die Sache untersuchen und alsdann dem Kaiser unterlegen. Bis dahin bleibt also unser Theater unter Arrestos Leitung in seiner alten Lethargie. Opern haben wir nicht, und die man uns noch bisher aufgetischt hat, sind jedem musikalischen Ohr, aus Mangel an Sängern, unerträglich. Was wir alle Monate ein paar mal mit ansehen müssen, sind die Räuber, um die chef-d'oeuvre Rolle des Oberräubers, gut zer-malmt und fein gestoßen, als niteum dulce hinunterschlucken zu können. Kommt nicht bald ein anderes Wesen, als dieser Räuber-spuck an die Tagesordnung: dann gute Nacht deutsches Theaterwesen!

Zum Besten der Madame Dahlberg wurde Alexander der Große oder das

geraubte Braminen = Mädchen von Guttenberg, ohne sonderlichen Erfolg und Beifall, gegeben. Die Einnahme war nur mittelmäßig. Eben so wenig Beifall fand die Frauenschule, eine Uebersetzung aus dem Französischen; aber desto mehr Kozebue's Versöhnung, in welchem Stücke Herr Ruditsch die Rolle des Franz Vertram so vorzüglich spielte, daß ihn am Ende des Stückes das Publikum herausrief.

XII.

An z e i g e.

Eine sehr schöne Prachtausgabe der sämtlichen Werke Klopstocks, auf dem schönsten englischen Velinpapier, mit den ersten Kupfer-Abdrücken, 8 Bände, für den Einkaufspreis zu 23 Rthlr.

Gynäologie, oder über Jungfrauschast, Liebe, Ehe, Schönheit und Tugend. Neue vermehrte Auflage in 20 saubern Franzbänden, für den Einkaufspreis zu 20 Rthlr.

Oeuvres complètes de J. J. Rousseau, nouvelle Edition, ornée de quatre vingt-dix gravurs. 39 Vol. broch. für den Einkaufspreis zu 40 Rthlr.

Parallelen, Bemerkungen und Phantasien, die auf vieles Nachfragen in allen hiesigen Buchhandlungen nicht zu haben waren, zu 30 Mark — stehen in der nordischen Kommissionshandlung zu Verkauf.

Nöthige Verbesserung.

Aus Irrthum ist das russische Wort Cholopoi im ersten Aufsatz des vorigen Hefts mit Kolopoi verwechselt worden, welches man zu verbessern bittet.
